

**SAVK** **ASTP**  
**2022/1**

**Schweizerisches Archiv  
für Volkskunde  
Archives suisses des  
traditions populaires**

**Herausgegeben von / Édité par  
Sabine Eggmann, Konrad J. Kuhn**

### **Herausgeberteam / Editeurs / Editors**

Dr. Sabine Eggmann

Ass.-Prof. PD Dr. Konrad J. Kuhn

### **Beirat / Comité scientifique / Scientific Board**

Prof. Dr. Regina Bendix (Göttingen)

Prof. Dr. Simona Boscani Leoni (Bern)

Prof. Dr. Moritz Ege (Zürich)

Prof. Dr. Ellen Hertz (Neuchâtel)

Prof. Dr. Timo Heimerdinger (Freiburg i. Br.)

Prof. Dr. Reinhard Johler (Tübingen)

Prof. Dr. Walter Leimgruber (Basel)

Prof. Dr. Andrea Leonardi (Trient)

Prof. Dr. Christine Lötscher (Zürich)

Prof. Dr. Johannes Moser (München)

Prof. Dr. Dorothy Noyes (Columbus, Ohio)

Prof. Dr. Jacques Picard (Basel)

Prof. Dr. Johanna Rolshoven (Graz)

Prof. Dr. Brigitta Schmidt-Lauber (Wien)

Prof. Dr. Friedemann Schmoll (Jena)

Prof. Dr. Bernhard Tschofen (Zürich)

Prof. Dr. Ingrid Tomkowiak (Zürich)

Prof. Dr. Harm-Peer Zimmermann (Zürich)

### **Redaktionskommission / Comité de rédaction / Editorial Board**

Lic. phil. Thomas Antoniotti (Sion)

Dr. Suzanne Chappaz-Wirthner (Sion)

Dr. Meret Fehlmann (Zürich)

Dr. Mischa Gallati (Zürich)

Dr. des. Sibylle Künzler (Basel)

Dr. Ulrike Langbein (Basel)

Dr. Nikola Langreiter (Lustenau)

Grégoire Mayor, MA (Neuchâtel)

Dr. Nicole Peduzzi (Basel)

Dr. Isabelle Raboud-Schüle (Bulle)

Dr. Serge Reubi (Berlin)

Dr. Tobias Scheidegger (Zürich)

**Sabine Eggmann, Konrad J. Kuhn (Hg.)**

## **Schweizerisches Archiv für Volkskunde**

Halbjahresschrift im Auftrag der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde  
118. Jahrgang (2022), Heft 1

## **Archives suisses des traditions populaires**

Semestriel de la Société suisse des traditions populaires  
118<sup>e</sup> année (2022), n° 1

CHRONOS



Unterstützt durch die Schweizerische Akademie  
der Geistes- und Sozialwissenschaften  
[www.sagw.ch](http://www.sagw.ch)

Die wissenschaftliche Zeitschrift *Schweizerisches Archiv für Volkskunde* (SAV<sub>k</sub>) ist indiziert im European Reference Index for the Humanities and Social Sciences (ERIH-PLUS), in Scopus und im Arts & Humanities Citation Index (A&HCI). Sie erscheint unter einer Gold-Open-Access-Policy mit einer Creative-Commons-Lizenz CC-BY-NC-ND. Alle Ausgaben des SAV<sub>k</sub> seit 1897 sind zugänglich unter [www.e-periodica.ch](http://www.e-periodica.ch).

La revue scientifique *Archives suisses des traditions populaires* (ASTP) est indexée au European Reference Index for the Humanities and Social Sciences (ERIH-PLUS), dans Scopus et au Arts & Humanities Citation Index (A&HCI). Elle est publiée sous une politique d'accès libre «dorée» avec une licence CC-BY-NC-ND. Tous les numéros des ASTP dès 1897 sont accessibles sur [www.e-periodica.ch](http://www.e-periodica.ch).

© 2022 Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde, Basel, [www.volkskunde.ch](http://www.volkskunde.ch)



Chronos Verlag, Zürich, [www.chronos-verlag.ch](http://www.chronos-verlag.ch)

Print: ISBN 978-3-0340-1698-8

E-Book (PDF): DOI 10.33057/chronos.1698

ISSN 0036-794X

# Inhaltsverzeichnis

CHRISTINE LÖTSCHER Anders erzählen, anders denken. Coming of Age im Anthropozän . . . . .	7
IRIS RITZMANN, EBERHARD WOLFF Eugenische Blicke auf den Körper. Die Herstellung und Verstetigung eines Blickregimes der Minderwertigkeit . . . . .	21
LAILA GUTKNECHT «Wer ich <i>wirklich</i> bin». Identitätskonzepte in DNA-gestützter Genealogie auf Youtube . . . . .	43
JULIAN GENNER, ULLA SCHMID «Normale Menschen, die einen Schritt weiter denken». Wie Prepper:innen sich in Auseinandersetzung mit stereotypen Darstellungen als «paranoid» und «extremistisch» selbst entwerfen. . . . .	65
TABEA BURI, ANNA LEHNINGER Kinderzeichnungen im Kontext der Volkskunde. Eine bisher unbekannte Basler Sammlung . . . . .	87
JOHANNA ROLSHOVEN Martine Segalen (1940–2021). Fachpionierin, europäische Ethnologin, Läuferin . . . . .	111
Buchbesprechungen / Comptes rendus des livres. . . . .	117
AutorInnen . . . . .	150



# Anders erzählen, anders denken

## Coming of Age im Anthropozän

CHRISTINE LÖTSCHER

### Abstract

Man braucht nur einen Blick auf die Liste der Filme und Serien zu werfen, die neu im Kino und auf Streamingplattformen zu sehen sind: *Coming of Age* ist das populäre Genre der Stunde. In meinem Beitrag möchte ich aufzeigen, wie anhand von Erzählungen über das Leben von Jugendlichen im Anthropozän eine komplexe Gemengelage verhandelt wird. Die Angst vor der Zukunft mischt sich mit Wünschen und Sehnsüchten, die auf eine Generation von Hoffnungsträgern projiziert werden. Wie Jugendliche diesem Druck standhalten sollen, ist wiederum ein Thema aktueller *Coming-of-Age*-Erzählungen in Literatur, Film und TV-Serien. Interessant sind dabei weniger die – eher seltenen – alternativ-visionären Lebensentwürfe. Produktiv sind Literatur und Medien vor allem da, wo es nicht darum geht, andere Geschichten zu erzählen, sondern Geschichten anders zu erzählen; mit ästhetischen Verfahren, die es, vielleicht, erlauben, die Welt und das Zusammenleben von Wesen und Dingen aller Art neu zu denken.

*Keywords: anthropocene, new materialism, narratology, transmedia, coming of age, young adult literature, queer theory, ecocriticism, crises, assemblages, Donna Haraway*

*Anthropozän, Neomaterialismus, Erzähltheorie, Transmedialität, Coming of Age, Jugendliteratur, Queer Theory, Ökokritik, Krisenbewusstsein, Assemblagen, Donna Haraway*

Zwei Beobachtungen stehen am Anfang meiner Überlegungen, und beide haben auf die eine oder andere Weise mit populären Fantasien von Anfängen und Enden – und von Zukünften zu tun.<sup>1</sup>

Erstens: Erzählungen vom Erwachsenwerden sind in den letzten Jahren auf eine neue, transgenerationelle und transmediale Weise populär geworden. Ihre Protagonisten sind nicht nur Jugendliche, sondern auch immer mehr junge oder auch nicht mehr ganz so junge Erwachsene.

1 Dies ist eine überarbeitete und erweiterte Version meiner öffentlichen Antrittsvorlesung als Professorin für Populäre Literaturen und Medien mit Schwerpunkt Kinder- und Jugendmedien an der Universität Zürich am 17. 5. 2021. Video: <https://tube.switch.ch/videos/8gbCoJJ0d>.

Sie erzählen auf unterschiedliche Weise davon, was es bedeutet, jung zu sein. *Ladybird* von Greta Gerwig aus dem Jahr 2018 etwa ist ein klassischer Coming-of-Age-Film<sup>2</sup> mit einer dezidiert weiblichen Perspektive; sie kommt unter anderem in einem selbstironischen, zwischen Wut und Melancholie schwankenden Umgang mit den Sorgen und Nöten der Adoleszenz zum Ausdruck. Ähnlich witzig und leichtfüßig geht Candice Carty-Williams in ihrem Roman *Queenie* von 2020 ans Erwachsenwerden heran,<sup>3</sup> wobei einem das Lachen oft im Hals steckenbleibt, wenn sie zeigt, wie hochgradig politisch jedes einzelne Element des Coming-of-Age-Genres eigentlich ist: Liebe, Sexualität, Freundschaft, Arbeit – es gibt keinen Ort, an dem die Schwarze Protagonistin Queenie nicht gegen Rassismus und Diskriminierung kämpfen müsste. Und Sally Rooney's Roman *Normal People*,<sup>4</sup> mittlerweile als Fernsehserie adaptiert,<sup>5</sup> schildert die irrwitzigen Komplikationen im Liebesleben junger Erwachsener als deren Art, mit der ökonomischen und politischen Situation, der sie sich ausgeliefert fühlen, umzugehen. Die beiden Netflix-Serien *Sex Education* und *Dark* könnten unterschiedlicher nicht sein: Die britische Produktion *Sex Education*,<sup>6</sup> die seit 2019 zu sehen ist, inszeniert die geheimsten Fantasien Jugendlicher und Erwachsener in einer erstaunlichen Mischung aus Groteske und Empathie. Dagegen setzt die deutsche Serie *Dark* (2017–2020)<sup>7</sup> ganz auf Pathos, wenn sie ihre Protagonist:innen im Modus des Weird<sup>8</sup> – zwischen Krimi, Horror und Science-Fiction – so lange auf Zeitreise schickt, bis sich jede Chronologie und damit auch das Konzept von Alter und Generationenfolge in einem wilden Strudel auflöst. Beide Serien relativieren Jugend als eine eigenständige Lebensphase und laden die Jahre zwischen Ende der Kindheit und Anfang des Erwachsenenlebens als etwas unendlich Bedeutsames auf.

In allen fünf Beispielen bleibt der Gedanke zurück, dass die Inszenierung von Jugend mehr ist als die üblicherweise mit Coming of Age assoziierte Identitätssuche; dass sich Jugend möglicherweise zur Denkfigur, mit der sich Gegenwart in der ästhetischen Erfahrung begreifen lässt, verdichtet hat. Bei der zweiten Beobachtung handelt es sich um ein alltägliches mediales Phänomen. Jugendliche standen in den letzten Jahren so prominent im Rampenlicht wie schon lange nicht mehr: als Akteur:innen der Klimabewegung.

2 *Ladybird*, Regie: Greta Gerwig, USA 2018.

3 Carty-Williams, Candice: *Queenie*. London 2020.

4 Rooney, Sally: *Normal People*. London 2019.

5 *Normal People*, Regie: Lenny Abrahamson, Hettie Macdonald, IRL/UK 2020.

6 *Sex Education*, Idee: Laurie Nunn, 2 Staffeln, UK 2019 ff.

7 *Dark*, Idee: Baran Bo Odar, Jantje Friese, 3 Staffeln, D 2017–2020.

8 Der Begriff Weird Fiction wird in der Regel mit den Erzählungen von H. P. Lovecraft (1890–1937) assoziiert. Es handelt sich um eine Spielart des Horrors, der sich nicht fassen oder bekämpfen lässt, sondern die Welt als Ganze zu einem bedrohlichen Ort macht. Im Genre des New Weird, das seit den 1990er-Jahren immer mehr Einfluss gewinnt, entsteht diese Bedrohung meistens im Zusammenhang mit Umweltzerstörung. Vgl. dazu Lötscher, Christine: Vom Denken der Pilze und Flechten. Die «Assemblage» als Verfahrenstechnik des «New Weird». In: Tobias Lambrecht, Ralph Müller (Hg.): *Hybridität und Verfahrenstechnik in der Fantastik*. Textpraxis. Digitales Journal für Philologie, Sonderausgabe Nr. 4 (Januar 2020), [www.textpraxis.net/christine-loetscher-vom-denken-der-pilze-und-flechten](http://www.textpraxis.net/christine-loetscher-vom-denken-der-pilze-und-flechten), 15. 8. 2021.

Was die beiden Phänomene – einerseits Coming of Age als Genre, das fast explosionsartig an Popularität gewonnen hat, andererseits das mediale Echo auf jugendlichen Aktivismus – verbindet, ist, denke ich, Folgendes: In beiden Inszenierungsmodi werden Ängste, Hoffnungen und Zuschreibungen, die sich rund um medial zirkulierende Vorstellungen von Anfang und Ende ranken, verhandelt. Die Rede von den multiplen Krisen der Gegenwart materialisiert sich auf unterschiedliche Weise. Das «weit verbreitete Gefühl einer tiefen und allgegenwärtigen Krise, [...] die jeden bedeutenden Aspekt unserer Gesellschaftsordnung umfasst», um die Gegenwartsdiagnose von Nancy Fraser aufzugreifen,<sup>9</sup> erscheint als Hintergrund, vor dem jugendliche Figuren sich fragen, inwiefern ein Aufbruch überhaupt möglich ist und ob sich ein Anfang noch lohnt in einer Welt, in der neben Krisendiskursen apokalyptische Narrative zirkulieren. Jean-Luc Nancy beschreibt die Situation in seinem Essay *Die fragile Haut der Welt* wie folgt: «Wenn wir heute so beunruhigt, verwirrt und verstört sind, dann deshalb, weil wir gewohnt waren, dass das Hier und Jetzt sich fortsetzt und jedes Anderswo auslöscht. Unsere Zukunft war da, fix und fertig, eine Sache der Beherrschung und des Wohlstands. Und jetzt geht alles in die Binsen, das Klima, die Arten, die Finanzen, die Energie, das Vertrauen und sogar die Möglichkeit der Berechnung, deren wir so sicher waren [...] Wir können auf nichts mehr zählen – das ist die Lage.»<sup>10</sup>

Die Coming-of-Age-Erzählung eignet sich deshalb so gut für die Gestaltung des gegenwärtigen Lebensgefühls, weil sie einen formalen Rahmen bereitstellt, in dem Jugend traditionellerweise als Liminalzustand<sup>11</sup> oder, in der Terminologie der Jugendmedienforschung, als Moratorium<sup>12</sup> und Experimentierraum, als Phase des Aufbruchs und der Offenheit<sup>13</sup> entworfen werden kann. So ermöglicht es die literarische und filmische Inszenierung jugendlicher Lebenszusammenhänge, eine ansonsten nur in abstrakten Konzepten beschreibbare Situation ästhetisch zu gestalten und sinnlich erfahrbar zu machen.

Zwei aktuelle Fernsehserien zeigen besonders eindrücklich, wie aus dem Spiel mit bewährten Verfahren des Coming-of-Age-Genres eine ganz neue Bildsprache, ein neues Denken der Bilder hervorgehen kann: *Euphoria* (2019)<sup>14</sup> und *We Are Who We Are* (2021).<sup>15</sup> Das Verfahren, das ich meine, besteht darin, die innere Dynamik der Figuren, ihre sprichwörtlich wechselhaften Gefühlslagen, in äussere Bewegung zu übersetzen.<sup>16</sup> Doch innere und äussere Räume scheint es hier nicht mehr zu geben; die unheimliche Verfasstheit der Welt drückt sich gerade darin aus, dass alles durchlässig ist. Der Umgang der jugendlichen Hauptfiguren mit der allgemeinen Verstörung bewegt sich von radikaler Verweigerung, wie sie die Protagonistin Rue

9 Jaeggy, Rahel; Fraser, Nancy: Kapitalismus. Ein Gespräch über Kritische Theorie. Berlin 2020, S. 15.

10 Nancy, Jean-Luc: *Die fragile Haut der Welt*. Zürich 2021, S. 9.

11 Gansel, Carsten: Adoleszenz und Adoleszenzroman als Gegenstand literaturwissenschaftlicher Forschung. In: *Zeitschrift für Germanistik, Neue Folge* 14/1 (2004), S. 130–149, hier S. 131.

12 Ebd.

13 Stemmann, Anna: *Räume der Adoleszenz*. Stuttgart 2019, S. 3.

14 *Euphoria*, Idee: Sam Levinson, USA 2019.

15 *We Are Who We Are*, Idee und Regie: Luca Guadagnino, I 2021.

16 Stemmann 2019, S. 3.

in *Euphoria* mit ihrem Festhalten an der Drogensucht zelebriert, bis zur ebenso radikalen Hingabe an den Impuls des Augenblicks, wie sie die Teenager in Luca Guadagninos *We Are Who We Are* feiern.

Ein Leben, das auch nur ansatzweise an das der Eltern erinnert, ist in beiden Serien keine Option, auch wenn Rues Mutter in *Euphoria* völlig in Ordnung und die Mutter von Fraser, dem Protagonisten von *We Are Who We Are*, eine coole lesbische Oberstin der US-Armee ist. Dafür erfinden die jugendlichen Figuren einen Raum für etwas Neues, noch schwer zu Fassendes, das sich als filmische Modulation von Affekten beschreiben lässt. Auch wenn der Hauch einer «No Future»-Stimmung mit im Spiel ist, geht es gerade nicht um das möglicherweise bevorstehende Ende der Welt. Vielmehr werden Kategorien wie Anfang und Ende, Gegenwart und Zukunft gewissermassen ausgehebelt.

In beiden Serien, und hier halten sie sich ganz an die Ambiguität des Genres, leuchtet in der Radikalität der Verweigerung beziehungsweise in der Hingabe an den Augenblick auch das Gegenteil davon auf: Bei Rue setzt die Bereitschaft zur Selbstzerstörung, wie der Serientitel *Euphoria* bereits vermuten lässt, auch eine Fähigkeit zum Glück frei, während die Blasen aus absoluter Gegenwart, welche die Teenager in *We Are Who We Are* durch ihre Musik und das Arrangement ihrer Körper im Raum erzeugen, auch über den Moment hinausweisen, ihre Verwobenheit mit allem und allen umso schriller aufleuchten lassen.

Ganz anders verfahren die medialen Inszenierungen der sogenannten Klimajugend. Auch wenn es sich dabei um Berichterstattung und um dokumentarische Videos handelt, werden auch hier fiktionale Erzählmuster aufgegriffen. Zukunft wird zum zentralen Argument, was sich bereits in der Bezeichnung Fridays for Future zeigt. Die Jugendlichen erscheinen nicht nur als Verkörperung der Zukunft schlechthin, sondern auch als diejenigen, die bereit sind, die Verantwortung dafür zu übernehmen.

Es liegt auf der Hand, dass es einen Zusammenhang geben muss zwischen der medialen Inszenierung von Jugendlichen als Verantwortungsträger:innen für eine Zukunft, die, wenn es nach der Mehrheit der Erwachsenen geht, wohl möglichst so bleiben soll, wie sie ist, und der jugendlichen Zukunftsverweigerung in fiktionalen Coming-of-Age-Erzählungen. Wie dieser Zusammenhang genau aussieht und was die Forschung zu populären Literaturen und Medien, speziell zu Kinder- und Jugendmedien, zu einem besseren Verständnis gesellschaftlicher Erwartungen und Projektionen im Hinblick auf «die Jugend» beitragen kann, sind die Fragen, denen ich nachgehen möchte. Hinter dem Titel dieses Beitrags steht also die Frage, wie Konzepte von «Jugend» und «Zukunft» in populären Literaturen und Medien aufeinander bezogen, wie sie reflektiert und gestaltet werden.

## Anthropozän und Populärkultur

Der viel und kontrovers diskutierte Begriff des Anthropozäns, der 2000 vom Atmosphärenchemiker Paul Crutzen geprägt wurde und nun allmählich in den alltäglichen Sprachgebrauch Eingang findet,<sup>17</sup> ist für meine Fragestellung deshalb wichtig, weil sich darin die erwähnten Projektionen rund um die Paradoxie des jugendlichen Anfangens angesichts multipler Bedrohungen und apokalyptischer Zukunftsprognosen verdichten. Die Popularisierungskarriere des Begriffs lässt sich auch daran ablesen, dass das erste Sachbuch des US-amerikanischen Bestsellerautors John Green, 2021 erschienen, das Anthropozän im Titel führt. In der deutschen Übersetzung lautet er: *Wie hat Ihnen das Anthropozän bis jetzt gefallen?*<sup>18</sup> Green gehört mit seinen Coming-of-Age-Romanen *The Fault in Our Stars*, *Looking for Alaska* oder *Turtles All the Way Down*, die teilweise fürs Kino oder fürs Fernsehen adaptiert wurden, und mit seinem Youtube-Kanal auch auf Social Media zu den erfolgreichsten Autoren für Jugendliche und junge Erwachsene. Er ist auf allen Kanälen aktiv und hat sich ein eigentliches Transmedia-Universum inklusive Merchandise aufgebaut – seine Fans können ihren Flat White oder Matcha Latte aus Anthropozäntassen trinken. *The Anthropocene Reviewed. Essays on a Human-Centered Planet*, wie das neue Buch im Original heisst, entstand aus einem Podcast, in dem Green seit 2018 «einige Widersprüche der menschlichen Existenz, so wie ich sie erlebe», aufzeigen wollte; er wolle «über gewisse Punkte schreiben, an denen sich mein bescheidenes Leben und die gewaltigen Kräfte des Anthropozäns überschneiden».<sup>19</sup> Die Fragen, die sich für ihn daraus ergeben, sind alles andere als neu, bekommen dennoch eine andere Dringlichkeit, wenn sie vor dem Hintergrund des Anthropozänkonzepts gedacht werden: «Wie können wir beispielweise so mitfühlend und gleichzeitig so grausam sein, so hartnäckig und gleichzeitig so mutlos? Einerseits sind wir viel zu mächtig, andererseits bei Weitem nicht mächtig genug. Wir sind zwar in der Lage, das Klima und die Biodiversität der Erde radikal zu verändern, aber nicht mächtig genug, um zu entscheiden, wie wir sie verändern. Wir sind in der Lage, die Atmosphäre unseres Planeten zu verlassen, aber wir sind nicht mächtig genug, denjenigen, die wir lieben, Leid zu ersparen.»<sup>20</sup>

Die Perspektive auf das Leben auf einem beschädigten Planeten, die Green entwickelt, ist wohl weniger als Gegenwartsdiagnose zu verstehen denn als poetologische Etüde eines Coming of Age im Anthropozän. Denn was er in seinen Romanen zum Ausdruck bringt und was sicher auch zu seinem Erfolg beiträgt, ist die Verwandlung des jugendlichen Weltschmerzes in ein spezifisch anthropozänisches Gefühl. Das persönliche Leiden Jugendlicher, sei es nun an psychischen

17 Horn, Eva; Bergthaller, Hannes: *Anthropozän zur Einführung*. Hamburg 2019, S. 9. Horn definiert Anthropozän in Anlehnung an Crutzen als Bezeichnung für ein Erdzeitalter, das von tief greifenden Veränderungen durch den Menschen geprägt ist.

18 John Green: *Wie hat Ihnen das Anthropozän gefallen?* München 2021.

19 Ebd., S. 17.

20 Ebd.

Krankheiten oder an ganz normalem Liebeskummer, ist demnach immer auch eine Antwort auf die Lage der Welt.

Bevor ich ausführlich auf die angesprochenen Poetiken des Coming-of-Age-Genres zu sprechen komme, möchte ich zunächst die begriffliche Gemengelage von Jugend und Zukunft, wie sie im Zusammenhang mit der Berichterstattung über Fridays for Future erscheint, etwas genauer betrachten.

## Jugend = Zukunft?

Jugendliche standen wie erwähnt in den letzten Jahren so prominent im Rampenlicht wie schon lange nicht mehr. Und zwar nicht in erster Linie als zu erziehende und zu optimierende Wesen, deren mangelnde Lesekompetenz und exzessive Medienpraktiken Anlass zur Sorge geben. Die Fridays for Future und eine Vielzahl von Aktionen für Klimagerechtigkeit werden als Ausdruck eigenständiger jugendlicher Handlungsmacht wahrgenommen.

Greta Thunbergs vernichtende Kritik an als unreif und bequem qualifizierten Generationen von Erwachsenen – konkret an den sogenannten Babyboomern und der Generation X – erklang als Stimme einer ebenso wütenden wie disziplinierten, gut informierten und selbstbewussten Generation Z, mit der von nun an zu rechnen sein würde. Die Kinder- und Jugendliteratur als hochsensibler Seismograf für gesellschaftliche Konflikte und Debatten reagierte sofort auf die Klimabewegung. Seit den ersten Klimastreiks sind so viele Sachbücher zu Klima, Ökosystemen und zum Zusammenleben von Menschen, Tieren und Pflanzen erschienen, dass man mehrere Kinderzimmer damit füllen könnte.

Doch wir wissen, dass die Entwicklung in Richtung mehr Handlungsmacht für junge Menschen abrupt gebremst wurde. Der Ausbruch der Covid-19-Pandemie verlangte von Jugendlichen und jungen Erwachsenen den Rückzug in die eigenen vier Wände und hinter die Computerbildschirme; Solidarität mit vulnerableren Menschen war gefragt, eigene Bedürfnisse mussten zurückgestellt werden. Jugendliche waren nun nicht mehr Akteur:innen, die mit ihren Klimastreiks den Alltag stören und die politische Agenda mitbestimmen konnten; in der medialen Berichterstattung tauchten sie plötzlich vor allem im Zusammenhang mit psychischen Erkrankungen und überfüllten jugendpsychiatrischen Abteilungen auf. Es wurde viel *über* Jugendliche gesprochen, aber kaum *mit* ihnen. Und immer wieder wird die Frage laut, ob Jugendliche als Gesprächspartner:innen überhaupt erwünscht seien, wenn sie, und ich zitiere hier eine Studentin, die sich intensiv mit dem Thema beschäftigt hat, «nicht so perfekt sind wie Greta».

Kindheit und Jugend sind nicht nur sozial konstruierte Entwicklungsphasen, sondern aus einer medienanalytischen Perspektive betrachtet vor allem Projektionsflächen, an denen sich gesellschaftliche Träume, Sehnsüchte, Ängste und Konflikte in besonderer Intensität artikulieren – weil «die Jugend» für «die Zukunft» steht. Hier setzt die kulturwissenschaftliche Kinder- und Jugendmedienforschung an. Sie analysiert Literatur und Medien, die auch oder besonders für junge

Leser:innen und Zuschauer:innen gemacht sind, nicht auf ihren pädagogisch-didaktischen Gehalt hin, sondern untersucht sie eingebettet in ein Feld populärkultureller Phänomene, Erfahrungen, Praktiken und Artefakte. Kinder- und Jugendmedien geben Aufschluss über Konzepte von Jugend, die in einer Gesellschaft zirkulieren; sie machen sichtbar, welche Erwartungen herrschen und welcher Stellenwert der Adoleszenz zugemessen wird. Was Albrecht Koschorke über Erzählungen sagt, gilt auch für Kinder- und Jugendmedien: Das Erzählen kann ebenso gut in den Dienst des Aufbaus wie in den des Abbaus von Sinnbezügen gestellt werden.<sup>21</sup> Ein radikales Beispiel ist der Nonsens der Alice-Bücher von Lewis Carroll, dessen Funktion hauptsächlich darin besteht, die Welt als ganz und gar seltsam und unheimlich, ja, als *weird* erscheinen zu lassen.<sup>22</sup> Wo Bücher sich aber des Klimawandels und der Frage des Aufwachsens im Anthropozän annehmen, zeigt sich eine deutliche Tendenz: Je jünger die Leser:innen, desto sinnstiftender die Texte. Denn während Kinder in künstlerisch ambitionierten Bilderbüchern alles über die wundersame Verflochtenheit von Natur und Kultur erfahren oder lernen, was sie tun können, um die Welt zu retten, oder in Abenteuerromanen für ökologische Themen und für das Mensch-Tier-Verhältnis sensibilisiert werden, setzt sich die Jugendliteratur zunehmend kritischer mit den Erwartungen auseinander, die an Jugendliche gestellt werden. In den Coming-of-Age-Romanen und -Serien, um die es mir geht, stehen Jugendliche im Zentrum, die zu sehr mit sich selbst beschäftigt sind, um die Welt zu retten, und die darum das Recht, verletzlich zu sein und zu scheitern, das Recht auf das ganze Spektrum ihrer Gefühle einfordern.

Ein aktuelles Beispiel für einen Coming-of-Age-Roman, der Jugendliche und ihre Situation untersuchen will, ohne sie zu Superheld:innen zu machen und die Last der Welt auf ihre Schultern zu laden, ist Katharina Hackers Jugendroman *Alles, was passieren wird* (2021).<sup>23</sup>

Anstatt wie alle anderen bei den Fridays for Future mitzumachen, verkriecht sich Iris zu Hause und suhlt sich in Selbstmitleid. Ihre persönliche Welt steht vor dem Kollaps: Vor kurzem ist ihre Mutter gestorben, die für das Familieneinkommen zuständig war. Jetzt müssen Iris und ihr Vater jeden Cent zweimal umdrehen. Iris schämt sich für ihre Armut, zieht sich zurück. Bis ein weisses Pferd mitten in Berlin auftaucht und sich, als es im Getümmel durchzudrehen droht, nur von Iris besänftigen lässt. Katharina Hackers Roman ist gerade deshalb interessant, weil er konventionell erzählt ist. Erzählend wird ein anderes Wissen über eine Welt hergestellt, in der Tiere und Pflanzen weder Kulisse noch Umwelt sind für die Menschen, sondern ganz selbstverständlich anwesende Akteure mit einer eigenen raumzeitlichen Präsenz. Das Pferd ist weder Halluzination noch übernatürlich wie ein Einhorn, sondern einfach Teil der Geschichte. Im Folgenden bestimmt die Schimmelstute zusammen mit zwei Hundebrüdern den Verlauf der Erzählung mit

21 Koschorke, Albrecht: Wahrheit und Erfindung. Grundzüge einer allgemeinen Erzähltheorie. Frankfurt am Main 2012, S. 22.

22 Vgl. Lötscher, Christine: Die Alice-Maschine. Figurationen der Unruhe in der Populärkultur. Stuttgart 2020.

23 Hacker, Katharina: Alles, was passieren wird. Frankfurt am Main 2021.

ihrer tierlichen Handlungsmacht.<sup>24</sup> Katharina Hacker setzt die Tiere weder als Symbolfiguren ein noch als Erzieher, sondern lässt sie im Sinne Donna Haraways als Gefährten agieren; Vertraute, die das Leben der Menschen teilen und mitgestalten, dabei aber auch in einer eigenen Welt leben. Das utopische Moment geht in diesem Roman von den Tieren aus und wird von den Jugendlichen aufgegriffen – wenn es ihnen denn gelingt, den Blick von Leistungsdruck, Geld und Zukunftsängsten ab- und sich den gegenwärtigen tierlichen Aktionsräumen zuzuwenden.

Was Coming of Age im Anthropozän bedeuten kann, lässt sich also nicht nur dort nachlesen, wo explizit vom Klimawandel und von Zukünften die Rede ist. Oft sind es kleine Verschiebungen, die das andere Erzählen ausmachen und das andere Denken ermöglichen.

## Coming of Age

Coming-of-Age-Erzählungen zeichnen sich durch vielfache Entgrenzungsbewegungen aus. Sie sind weder der Jugendliteratur noch der Allgemeinliteratur zuzurechnen, sondern sprechen ein breites Publikum an, quer zu den an entwicklungspsychologische Lebensphasen und biologisches Alter gebundenen und deshalb ohnehin fragwürdigen Zielgruppen. Crossover heisst dieses Phänomen in der aktuellen, sich ihrerseits entgrenzenden Kinder- und Jugendmedienforschung.<sup>25</sup>

Die zweite Entgrenzungsbewegung betrifft die medialen Formate. Darin liegt auch der Grund, dass ich von Coming-of-Age-Erzählungen rede und nicht, wie in der germanistischen Jugendliteraturforschung üblich, vom Adoleszenzroman. Coming of Age ist ein globalisiertes, transmediales Genre, wobei zu untersuchen sein wird, was der gemeinsame Nenner wäre und wie er sich beschreiben liesse.

Eine dritte Entgrenzungsbewegung spielt sich zwischen sogenannter Hoch- und Populärkultur ab. In Benedikt Wells' Roman *Hard Land* (2021) zum Beispiel steckt ebenso viel von J. D. Salingers Klassiker *The Catcher in the Rye* wie von John Green. Dies betrifft auch die Inszenierung von Wells' transmedialer Autorpersona. Der Roman scheint ganz aus literarischen und popkulturellen Verweisen zu bestehen. Er kommt auch nicht nur in Buchform daher, sondern verspricht mit einer Reihe von Playlists, die man sich auf Youtube oder Spotify anhören kann, ein multimediales Leseerlebnis. Alles ist Atmosphäre, alles ist Gefühl – und bei Wells drückt sich das Bittersüsse des Abschieds von der Jugend programmatisch im ersten Satz aus: «In diesem Sommer verliebte ich mich, und meine Mutter starb.»<sup>26</sup> Und in der Folge entfaltet sich die Struktur des Romans zwischen den gegenläufigen Bewegungen des Sterbens der Mutter und der aufbrechenden Vitalität des Sohnes.

Auch wenn *Hard Land* ganz ohne ökokritische Elemente auskommt und auch wenn oder gerade weil der Roman in der Vergangenheit spielt, 1985, und stilistisch

24 Zur tierlichen Handlungsmacht in der Literatur vgl. Borgards, Roland: Märchentiere. In: Harlinda Lox, Sabine Lutkat (Hg.): Macht und Ohnmacht. Erfahrungen im Märchen und im Leben. Krummvisch 2017, S. 49–72.

25 Hoffmann, Lena: Crossover. Mehrfachadressierung in Text, Markt und Diskurs. Zürich 2018.

26 Wells, Benedikt: *Hard Land*. Zürich 2021, S. 11.

alle Register zieht, um die Geschichte des Protagonisten Sam mit so viel Patina wie möglich zu umgeben, beschwört er gerade durch seine Form eine Atmosphäre herauf, die sehr an John Green und seine Beschreibungen des anthropozänischen Lebensgefühls erinnert. Die 1980er-Jahre-Nostalgie ist für Wells' Roman ein Mittel der Distanzierung und Verfremdung. Echte Gefühle sind nur da möglich, wo sie medial vermittelt – durch Filme, Romane, Gedichte, Popmusik – hervorgebracht werden. Mit der Beschwörung von populärkulturellen Erinnerungen an eine Zeit, die der 1984 geborene Autor gar nicht erlebt haben kann, sondern nur als vermittelte kennt, distanziert sich der Text von jeglichem Anspruch auf Authentizität. Jugend ist hier, und das ist paradigmatisch für Coming-of-Age-Erzählungen der Gegenwart, ein medial konstruiertes Phänomen. Und wenn die Selbstfindung des Protagonisten Sam seinen Leser:innen ans Herz geht, dann genau aus diesem Grund. Der Roman transportiert das Phantasma einer verlorenen Jugend, die darum so erstrebenswert scheint, weil es sie niemals gab.

Das Beispiel *Hard Land* zeigt, dass sich Coming of Age entgegen den gängigen Definitionen eben gerade nicht – oder nicht nur – thematisch bestimmen und auf Identitätssuche, Ablösung vom Elternhaus, Liebe und Sexualität festschreiben lässt. Produktiver ist Ralph Müllers Definition, wonach sich Adoleszenzliteratur weniger durch Identitätsfindung und eine eigentliche Entwicklung auszeichne als durch einen Widerstand gegen die soziale Erwartung von Entwicklung.<sup>27</sup> Die Adoleszenzliteratur versuche diese Phase so als einen «eigenwertigen Lebensabschnitt zwischen Kindes- und Erwachsenenalter zu etablieren (wenn auch nicht unbedingt mit Erfolg)».<sup>28</sup>

Wenn man die Bedeutung von Coming-of-Age-Erzählungen für die Populärkultur der Gegenwart verstehen will, muss das Genre als ein die eigene Medialität immer reflektierender und bespielender Erfahrungsmodus beschrieben werden, der sich in unterschiedlichen medialen Formaten, vor allem in der Literatur, in der Musik und in audiovisuellen Bildern, realisiert. Deshalb braucht es für eine Analyse populärer Medienkulturen, die ganz von transmedialen Phänomenen durchdrungen ist, literatur- und medienästhetische Ansätze, um diese zu fassen. Analysen transmedialer Phänomene, etwa des Lebensgefühls in Coming-of-Age-Erzählungen, können sich nicht an der Repräsentation bestimmter Themen und Figuren festmachen, sondern müssen den Fokus auf ästhetische Konstellationen und Konfigurationen legen. Dahinter steht die medientheoretische Prämisse, dass Filme oder Romane keine fertigen Produkte mit bestimmten Inhalten sind, vielmehr entsteht eine Erzählung erst im Prozess der Rezeption, und die Leserin oder der Zuschauer ist an der Produktion dessen, was ihr oder ihm als Inhalt oder Plot erscheint, immer schon beteiligt.<sup>29</sup> Hermann Kappelhoff hält fest, dass wir die filmische Rezeption keineswegs als reproduzierende Aktivität begreifen dürfen,

27 Müller, Ralph: Adoleszenz ohne Ende. Zur Gestaltung der Coming-of-Age-Novel in Wolfgang Herrndorfs «In Plüschgewittern», «Tschick» und «Bilder einer grossen Liebe». In: Matthias N. Lorenz (Hg.): Germanistenschieß. Beiträge zur Werkpolitik Wolfgang Herrndorfs. Berlin 2019, S. 239–258, hier S. 245.

28 Ebd., S. 244.

29 Kappelhoff, Hermann: Kognition und Reflexion. Zur Theorie filmischen Denkens. Berlin 2019, S. 10.

«die nur wiederholend entschlüsselt, was im Film als (narratives) Sinngebilde mehr oder weniger strikt vorgegeben ist». Die Interaktion zwischen Rezipient:innen und audiovisuellem Bewegtbild sei vielmehr als konkretes Machen zu beschreiben; als ein Prozess, in dem der sinnhafte Zusammenhang eines filmischen Bildes erst hergestellt wird. So müsse die Rezeption selbst als eine Form der Produktion analysiert werden und die rezeptive Aneignung audiovisueller Bewegtbilder sei ein genuiner Akt des Herstellens. Kappelhoff bezeichnet die Rezeption audiovisueller Bilder deshalb als «Poiesis des Filme-Sehens». Für die Analyse populärer Medien bedeutet diese theoretische Annahme, dass nicht repräsentierte Inhalte Gegenstand der Analyse sind, sondern filmische oder literarische Figurationen, Metaphern und Bewegungen und die Bedeutungsangebote, die sie machen.

## Das Unheimliche, das Oxymoron, die Assemblage

In aktuellen Coming-of-Age-Filmen, -Serien und -Romanen lässt sich eine Reihe von transmedialen Erzählfigurationen bestimmen: das Medial-Unheimliche, das Oxymoron und die Assemblage.

Das Unheimliche ist die andere, die dunkle Seite der absoluten Gegenwart. Es ist, als kehrte alles, was in der Hingabe ans Hier und Jetzt ausgeblendet wird, geisterhaft zurück. Für die Filmwissenschaftlerin Zoé Iris Schlepfer ist das Unheimliche die zentrale Erfahrungsmodalität des Coming-of-Age-Films. Sie beschreibt es als raumzeitliche (Kon-)Figuration eines liminalen nicht mehr und noch nicht (Zuhause-)Seins in der Welt, die das Genre folglich strukturiert, und ist geprägt von Ambiguität, Desorientierung und Unbestimmtheit.<sup>30</sup>

Während die unheimliche Atmosphäre immer dann spürbar wird, wenn die Intensität für einen Moment nachlässt, nach einer Party oder einem Streit und einer wilden Fahrt durch die Nacht etwa, gibt das Oxymoron die Struktur vor. Besonders in Romanen oder Serien, deren Zeitlichkeit es erlaubt, mit Wiederholung und Variation zu operieren, faltet sich die aus zwei unvereinbaren Elementen komponierte Figuration affektiv und narrativ auf. So entsteht ein helldunkel, bittersüß gefärbtes Zuschauer:innengefühl. Insgesamt könnte man von einer überschüssenden Energie sprechen, die sich aus der Gleichzeitigkeit gegensätzlicher emotionaler Zustände speist. Lachen und Weinen wechseln sich in einem schwindelerregenden Rhythmus ab und lassen sich oft nicht mehr auseinanderhalten; sie verschmelzen zu einer einzigen Affektlage. Es ist, als öffneten sich die ästhetischen Poren weiter als bei jedem anderen Genre für die unmittelbare Nachbarschaft von Verzweiflung und Euphorie, Tragik und Komik. Immer ist alles todernst gemeint und zugleich hochironisch.<sup>31</sup>

30 Zoé Iris Schlepfer, unveröffentlichter Begleittext zu einer Lehrveranstaltung zu Coming of Age im Film an der Freien Universität Berlin, Sommersemester 2021.

31 Zum Oxymoron vgl. Löttscher, Christine: Melodrama, Paranoia, Coming-of-Age. Genretheoretische Überlegungen zu Kinder- und Jugendmedien am Beispiel der Netflix-Serie «13 Reasons Why». In: Ute Dettmar, Caroline Roeder, Ingrid Tomkowiak (Hg.): Schnittstellen der Kinder- und Jugendmedienforschung. Aktuelle Positionen und Perspektiven. Stuttgart 2019, S. 101–117.

Benedikt Wells lässt eine seiner Figuren in *Hard Land* sogar ein neues Wort dafür kreieren: Euphancholie.<sup>32</sup>

Den Begriff der Assemblage übernehme ich von der Anthropologin Anna Tsing. Sie schlägt ihn als eine Figuration vor, die es erlaubt, über Alternativen zu den derzeit dominanten Fortschritts- und Untergangserzählungen nachzudenken. Für populäre Narrative bedeutet das, dass an die Stelle des einsamen Actionhelden eine lebendige Assemblage unterschiedlichster Elemente tritt. Katharina Hackers Zusammenspiel von urbanem Raum, Tieren und jungen Menschen ist ein Beispiel dafür. Bei der Assemblage handelt es sich um eine Ansammlung heterogener Entitäten und Materialien – Menschen, Tieren, Pflanzen, Maschinen und Dingen –, die nicht hierarchisch, nicht dialektisch und auch nicht als Organismus organisiert ist, sondern in einer gleichsam vielstimmigen Form der Berührung und Verwandlung produktiv wird.<sup>33</sup> Donna Haraway schliesst hier an, wenn sie das Unruhigbleiben, das Miteinanderwerden als Gegenentwurf vorschlägt, um einem «abstrakten Futurismus» zu entgehen: «Um unruhig zu bleiben, müssen wir uns auf eigensinnige Art verwandt machen. Das meint, dass wir einander in unerwarteten Kollaborationen und Kombinationen, in aktiven Kompostierungen brauchen. Wir werden miteinander oder wir werden gar nicht. Diese Art der materiellen Semiotik findet stets situiert, an einem bestimmten Ort, wo und nicht nirgendwo statt, sie ist verwoben und weltlich. Als Einzelne, mit unseren je eigenen Expertisen und Erfahrungen, wissen wir zu viel und zu wenig; also überlassen wir uns der Verzweiflung oder der Hoffnung, obwohl weder das eine noch das andere eine kluge Haltung ist. Weder Verzweiflung noch Hoffnung sind auf Sinnlichkeit, auf von Geist erfüllte Materie, auf materielle Semiotik oder auf sterbliche Erdlinge in dichter Kopräsenz gestimmt.»<sup>34</sup>

## Gespentisch-utopische Gegenwart: «Mixed up, full of life»

In den beiden zu Beginn erwähnten Fernsehserien *Euphoria* und *We Are Who We Are* fügen sich das Unheimliche, das Oxymoron und die Assemblage auf je spezifische Weise zu einer Coming-of-Age-Dynamik zusammen.

*Euphoria* spielt im für US-amerikanische Teenieserien klassischen Setting. Auf der einen Seite setzen die Regeln der High School und des Familienlebens der jugendlichen Experimentierlust enge Grenzen, auf der anderen Seite gibt es exzessive Partys, bei denen die Hackordnung unter den Schüler:innen, in der die der Erwachsenenwelt zur Kenntlichkeit verzerrt ist, umso brutaler zutage tritt. Die Serie zeichnet eine Welt aus Gewalt, Missbrauch und Hoffnungslosigkeit – alle Figuren sind auf die eine oder andere Weise traumatisiert, und es scheint keinen Ausweg aus den Zwängen der sozialen Herkunft zu geben. Dass Rue, die Prot-

32 Wells 2021, S. 99.

33 Tsing, Anna Lowenhaupt: *The Mushroom at the End of the World. On the Possibility of Life in Capitalist Ruins.* Princeton, Oxford 2015, S. 23.

34 Haraway, Donna J.: *Staying with the Trouble. Making Kin in the Chthulucene.* Durham, London 2016, S. 13.

agonistin, schon ganz jung drogensüchtig wird, scheint unvermeidlich, und doch ist sie, wie die Inszenierung zu Beginn deutlich hervorhebt, ganz allein mit dem Problem, niemand kann ihr helfen, und die Umstände, die für ihre Drogensucht mitverantwortlich sein könnten, geistern unkontrolliert durch den Bildraum. Das ist an Düsternis kaum zu übertreffen. Die Atmosphäre der anspruchsvoll inszenierten Serie ist jedoch alles andere als düster; vielmehr hat sie etwas Berausches. Denn immer wieder und ganz unvorhergesehen tun sich kleine Abenteueräume auf, Momente, in denen die audiovisuellen Bilder etwas herstellen, das in Wirklichkeit nur als abstraktes Konzept existiert: absolute Gegenwart. Auch wenn hier keine artübergreifenden Geschichten erzählt werden, sondern höchst menschliche, passiert doch etwas, was sich mit Donna Haraway als «spekulative Fabulationen» und «spekulative Realismen» beschreiben liesse.<sup>35</sup> Indem die Kategorie der Zukunft für die Figuren so radikal unerträglich und unzugänglich gemacht wird, bekommen die ästhetischen Gegenwartsräume etwas Befreiendes, geradezu Euphorisches. Sie sind in ihrer Intensität und Fluidität, in der Bewegung des Aufreissens von Möglichkeiten, die noch niemand kennt, die zuerst erprobt oder, mit Haraway gesagt, tentakulär ertastet werden müssen.<sup>36</sup>

Eine analoge Bewegung macht den Kern der Poetik von *Euphoria* aus. Die Momente, in denen eine Alternative zu den überaus präsenten Narrativen von Hoffnung und Verzweiflung, zwischen denen die Jugendlichen hin- und herwechseln, aufleuchtet, zeichnen sich durch eine materiell-semiotische Verwobenheit der jugendlichen Körper mit den Medien und Dingen, die sie umgeben, aus. Die beiden Teenager, die an der Aufgabe, ihre Identität zu finden, hoffnungsvoll verzweifeln – als Schwarze junge Frau im Fall von Rue und als Transfrau im Fall ihrer Freundin Jules –, erleben die harawaysche Unruhe in ruhigen Momenten, in denen ihre Körper sich berühren und gemeinsam im Raum arrangieren. Da sind sie frei von Fragen der Zuordnung und der Festlegung auf Kategorien von Identität. Rue und Jules entdecken die Fluidität ihrer Körper und ihrer Gefühle. Ihre Queerness ist in diesen Momenten nicht das Andere, sondern das, was da ist, in aller Sinnlichkeit.<sup>37</sup> Sie ist etwas, was entdeckt werden kann und in dem ein Miteinanderwerden, wie Haraway es nennt, möglich ist.

Noch radikaler erzählt Luca Guadagnino in *We Are Who We Are* von zwei Teenagern auf der Suche nach einer queeren Art des Miteinanderwerdens. Zunächst einmal spitzt die Serie das Coming-of-Age-Setting heterotopisch zu, indem sie die High School in einen US-Militärstützpunkt in Italien verlegt; ein Gefängnis im Gefängnis, wenn man so will. Auch zeitlich ist die Serie genau situiert; sie beginnt im Sommer 2016 und endet Ende des Jahres, nach dem Wahlsieg von Trump.

Hier ist die gesamte Inszenierung eine Assemblage, in der sich die Gespenster des Unheimlichen und die Gegensätze des Oxymorons immer wieder anders materialisieren. Die Kamera dreht sich und schwankt beim Versuch, das alles einzufangen, und der Bildraum vibriert mit Dingen und Bewegungen, die offen-

35 Ebd., S. 20.

36 Ebd., S. 13.

37 Ahmed, Sara: *Queer Phenomenology*. Durham 2006, S. 21.

sichtlich zusammenhängen, wenn auch offenbleibt, wie. Der militärische Alltag, das Exerzieren und Marschieren ist in den Bildern immer mit dem Alltag der Schüler:innen verwoben, und je länger die Serie dauert, umso intensiver drängen sich die Monitore ins Bild, auf denen sich der Wahlkampf abspielt. In dieser dynamischen Assemblage verflüssigt sich Caitlins Genderidentität allmählich, und sie wird immer mehr zu Harper, wobei Harper und Fraser sich darin den Raum ihres Miteinanderwerdens einrichten. Einrichten inmitten der Erwachsenenwelt, die immer widersprüchlicher und inkonsistenter erscheint, als Trumps Wahlsieg und der Tod dreier Soldaten in Afghanistan in den Alltag einbrechen und daran erinnern, wie real die medialen Gespenster sind.

In diesem Raum des Miteinanderwerdens ist der britische Sänger Blood Orange immer dabei. Sein Soundtrack macht die Gefühlswelt der beiden Teenager erfahrbar und hält das Miteinanderwerden in Bewegung, sowohl für die Zuschauer:innen wie auch für sie selbst. Irgendwann wird dieser Tanz so intensiv, dass er sich als Musikvideo in der Serie materialisiert – und zwar als Gegenerzählung zum Plan von Harpers Vater, der sie in seinem schwarzen SUV von der Schule abholt, um sie dem Einfluss Frasers möglichst zu entziehen. Zu Beginn der sechsten Episode fährt der SUV langsam davon, und ein dunkelvioletter Vorhang schiebt sich ins Bild. Dahinter öffnet sich der filmische Raum hin zu Harpers und Frasers gemeinsamen Fantasien, und die filmische Wirklichkeit wird ausgeblendet. Stattdessen sehen die Zuschauer:innen, was in den miteinander via Medien und Gefühle verbundenen Köpfen der beiden Jugendlichen abläuft, nämlich das Musikvideo, das sie gemeinsam zu «Time Will Tell» von Blood Orange imaginieren.<sup>38</sup> Hier sind es die Jugendlichen, die als Gespenster in die Wirklichkeit der Army-Base einbrechen. Die Stimme von Blood Orange mischt sich mit den Stimmen der Figuren, im Hintergrund nimmt der militärische Alltag in der Cafeteria seinen Lauf. Die filmische Wirklichkeit wird zur Assemblage aus den Erzählungen, die von Häusern, Autos und Institutionen vorgegeben sind, und dem Miteinanderwerden über gemeinsame produktive Medienrezeption.

Gegen Ende von *We Are Who We Are* greift die Dynamik der beiden Jugendlichen so auf alle anderen Figuren über, dass die Welt ganz queer geworden zu sein scheint: «Mixed up, full of life».

Anders als in *Euphoria* heben sich diese Räume, in denen andere, noch unbekannte Erzählungen über Identitäten entstehen können, also nicht als ein Drittes aus der Dichotomie von Hoffnung und Verzweiflung heraus; das Konzept von Jugendlichen und ihrer Umgebung, ihrer Umwelt löst sich auf, denn alles ist mit allem verbunden. «It is what it is», singen Harper, Fraser und Blood Orange wie als Kommentar dazu.

Die Gegenwart, so könnte man diese aktuellen Coming-of-Age-Poetiken auf den Punkt bringen, ist die einzige Zukunft, die wir haben.

38 We Are Who We Are: Right here, right now #6, 5:38–7:35.



# Eugenische Blicke auf den Körper

## Die Herstellung und Verstetigung eines Blickregimes der Minderwertigkeit

IRIS RITZMANN, EBERHARD WOLFF

### Abstract (Spoilerwarnung!)

Der Beitrag untersucht eine primär medizinhistorische Thematik mit kulturwissenschaftlichen Interpretationsmodellen. Am Beispiel der Patientenfotografie eines Jungen aus dem Jahr 1943, die diesen als «degenerativen Typus» abbilden soll, analysiert der Beitrag die Herstellung und Verstetigung eines sogenannten Blickregimes. Welche Schritte führten dazu, dass Medizinerinnen und Mediziner in unspezifischen Komplexen von Merkmalen etwas «erkannten», das heute kaum nachvollziehbar ist: eine körperliche Minderwertigkeit? Der Prozess beginnt mit der «Sichtbarmachung» mittels eines spezifischen, hierarchischen Blicks vor dem Hintergrund einer gesundheitspolitischen Theorie. Er führt über die Stabilisierung des Blicks durch Fotografien, die Typisierung in Bildersammlungen und eine Blickschulung in Medien der Aus- und Fortbildung bis zu dem Punkt, wo das Blickregime internalisiert ist und sich in der ärztlichen Wahrnehmung performativ verselbständigt. Die Blickpraxis begleitet nicht nur den vorherrschenden Denkstil, sie treibt ihn auch aktiv voran und entfaltet eine grosse Wirkungsmacht. Die Erkenntnisse sollen nicht einfach der Skandalisierung von diskriminierenden Blickregimen dienen, sondern Blickregime als allgegenwärtige Phänomene analysieren, um mit ihren Logiken «informiert» umzugehen.

*Keywords: visual anthropology, eugenics, gaze regime, pediatrics, deviance, photographic collections, 20th century, history of medicine, stigmatisation*

*Visuelle Anthropologie, Eugenik, Blickregime, Kinderheilkunde, Devianz, Fotosammlungen, 20. Jahrhundert, Medizingeschichte, Stigmatisierung*

Die linke Fotografie zeigt einen unbedeckten Jungen in einer frontalen Ganzkörperaufnahme vor einer hellen Wand. Ein mindestens anderthalb Meter langer Massstab lehnt an der Wand. Die rechte Fotografie bildet denselben Jungen von der Seite ab (Abb. 1).

Wir möchten Sie als Leserin oder Leser bitten, sich vor dem Weiterlesen einen Augenblick Zeit zu nehmen und die beiden Aufnahmen genau zu betrachten. Was fällt Ihnen auf? Wie wirkt die Darstellung des Jungen auf Sie? Und ganz speziell: Können Sie irgendwelche sichtbaren Zeichen erkennen, die Ihnen als körperliche Besonderheiten vorkommen? Was würden Sie speziell über seine Haare sagen?

Sehen und Erkennen sind aktive Vorgänge und von individuellen und kollektiven Erfahrungen, Normen und Ideen geformt. Die Schwarz-Weiss-Fotografien lassen auf historische Aufnahmen schliessen. Ihnen wird wahrscheinlich die Nacktheit aufgefallen sein, die auf Patienten fotografien hindeutet. Der Massstab und die Kombination von Frontal- und Seitenansicht erinnern an «Verbrecher fotografien».

Eine genauere Bildbetrachtung aus heutiger Perspektive könnte den Blick, den der Junge zur Kamera richtet, als etwas verunsichert und verkrampft beschreiben. Entsprechend erscheint die Körperhaltung eher angespannt, die Arme hängen seitlich am Körper, die Beine stehen symmetrisch. An der Pigmentierung der Haut ist abzulesen, dass der Junge vorwiegend in kurzärmeliger und knielanger Kleidung ohne Schuhe und Socken unterwegs gewesen ist. Der unregelmässige Kurzhaarschnitt deutet darauf hin, dass hier kein professioneller Frisör am Werk war. Uns erinnern die aufstehenden Haare an Frisuren der letzten Jahrzehnte. Vermutlich wird weder ein medizinisch geschulter noch ein ungeschulter heutiger Blick am Körper des Jungen pathologische Merkmale erkennen.

Beide Fotos wurden in Vergrösserungen auf einen grauen Karton aufgeklebt und mit einer Signatur versehen (Abb. 2). Auf der Rückseite finden sich handschriftlich notiert der Name und das Alter des Jungen sowie das Aufnahmedatum. Damit erschliesst sich, dass die Fotografie am 15. September 1943 aufgenommen wurde, als der Junge dreizehn Jahre alt war.

Es handelt sich um eine Bildkarte aus einer umfangreichen Bildersammlung des Kinderspitals Zürich, die im Medizinstudium und in der fachärztlichen Weiterbildung zum Einsatz kam.<sup>1</sup> Das Bild des nackten Jungen befand sich also in einem medizinischen Kontext. Unter den beiden Fotografien klebt ein ausgeschnittenes Papier mit einer fehlerhaft maschinengeschriebenen Diagnose, die den abgebildeten Jungen im Fachjargon als «Degenerativer Typus», als «schwer erzihbar» sowie als «Ennuretiker» (Enuretiker bedeutet so viel wie «Einnässer») bezeichnet.

Mit der Bildkarte sollten Medizinstudierende und Ärztinnen und Ärzte lernen, dass die äussere Erscheinung dieses Jungen in einem Zusammenhang mit den zugeschriebenen Eigenschaften des Bettnässens und der schweren Erziehbarkeit steht. Darüber hinaus will die Karte als visuelle Vorlage dienen, mit der sich ein «degenerativer Typus» als Form menschlicher «Minderwertigkeit» erkennen lässt. Die unmittelbare visuelle Evidenz dieser Verbindung ist aus heutiger Perspektive – vorsichtig ausgedrückt – schwer nachvollziehbar. Damals jedoch repräsentierte

1 Die umfangreiche Lehrbildersammlung des Kinderspitals Zürich ist vollständig erhalten. Sie wurde unter der Signatur IN 7 ins Archiv für Medizingeschichte der Universität Zürich aufgenommen und 2014 ans Staatsarchiv des Kantons Zürich (StAZH) übergeben, wo sie die Ablieferungsnummer 2014/111 erhielt.

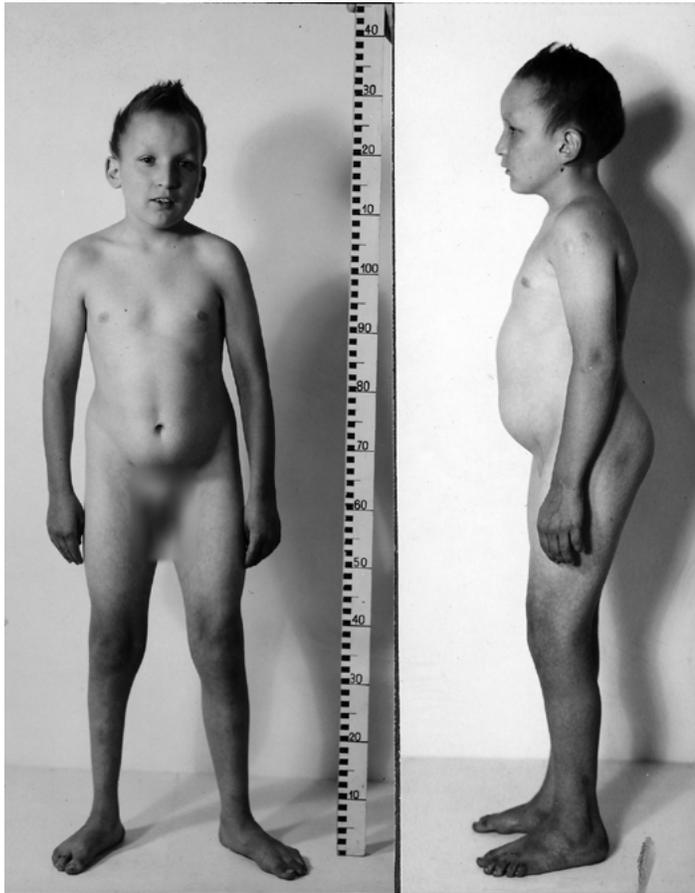


Abb. 1: Fotografien eines nackten Jungen. Freigestellte Fotos einer Bildkarte der Bildersammlung des Kinderspitals Zürich, StAZH, Ablieferung 2014/111. Die im Original sichtbaren Genitalien wurden für die Veröffentlichung unscharf gezeichnet.

diese Deutung eine weitverbreitete Lehrmeinung. Die Fotos besaßen also eine Form von Evidenz.

In diesem Beitrag gehen wir der Frage nach, wie eine solche Deutung von «Minderwertigkeit» und ihre Evidenz visuell hergestellt und verfestigt wurde. Wir versuchen, eine primär medizinhistorische Thematik mit kulturwissenschaftlichen Ansätzen und Deutungsmodellen nachvollziehbarer zu machen. Wir analysieren die Konstituierung, die Umsetzung und die Verstetigung eines medizinischen wie auch gesellschaftspolitischen Konzepts mit visuellen Mitteln über die Herstellung eines sogenannten Blickregimes. Dabei wird die Praxis bestimmter Blicke – im Sinne von «Wahrnehmungsmustern» – über Blickführungen und Blickschulungen

## Über die Darstellungsform der Fotos in diesem Beitrag

Die beiden Fotografien, die den Untersuchungsgegenstand dieses Beitrags bilden, sind in mehrerer Hinsicht diskriminierend. Dieser Umstand ist uns nicht nur bewusst, er ist auch Thema dieses Beitrags. Diese Bilder nochmals zu veröffentlichen, kann als Wiederholung eines «blossstellenden» Blicks missverstanden werden. Analog zu Susanne Regeners Untersuchung von «Fotografien-wider-Willen»\* geht es uns jedoch darum, gewalttätige Blicke sichtbar zu machen, um sie analysieren zu können.

Eine der Grundanforderungen wissenschaftlichen Arbeitens ist, die Quellen offenzulegen, um die Argumentation nachvollziehbar zu machen. «Zeigen» hat nicht umsonst die mehrfache Bedeutung von sichtbar machen, belegen und plausibilisieren. Wenn wir Blickführungen, Blickschulungen und Blickregime analysieren, müssen wir diese nachvollziehbar machen.

Wir haben dieses Dilemma dahingehend zu lösen versucht, dass wir der Abbildung 1 die Spitze der Diskriminierung, die Darstellung kompletter Nacktheit, genommen haben, indem die Genitalien unscharf dargestellt werden. Bei der zweiten Abbildung wird die diskriminierende Wiedergabe durch Unschärfezeichnung der Fotos umgangen. Bei der dritten Abbildung steht bewusst der – hier relevante – Kontext des publizierten Fotos im Mittelpunkt.

Die Wiederveröffentlichung der Fotos findet zudem im Kontext ihrer kritischen Analyse statt. Auch aus diesem Grund verstehen wir unsere Veröffentlichungsform nicht als unstatthafte Wiederholung eines gewalttätigen Blicks.

Uns ist bewusst, dass wir mit unserer Art, die Fotografien darzustellen, selber eine Blickführung und Blickschulung betreiben. Selbst der Blick von Ihnen als Leserin oder Leser dieses wissenschaftlichen Aufsatzes ist weder voraussetzungslos noch unabhängig von unserer Darstellungsart. Genau darauf läuft die Argumentation des Beitrags am Ende hinaus.

\* Regener, Susanne: Fotografien-wider-Willen: Psychiatrische Bilder und Vor-Bilder vom Anderen im 20. Jahrhundert. In: Beate Ochsner, Anna Grebe (Hg.): Andere Bilder. Zur Produktion von Behinderung in der visuellen Kultur, Bielefeld 2013 (Disability Studies), S. 211–226.

internalisiert, automatisiert und mit einer spezifischen Deutung des «Erkannten» zu einer «Blickordnung» beziehungsweise einem «Blickregime» verbunden, das grosse gesellschaftliche Wirkungsmacht entfalten kann. Nach Michel Foucault ist ein Regime ein «Diskurstyp, eine Wissens- und Wahrheitsordnung, der eine Reihe von Praktiken in den Begriffen des Wahren und Falschen strukturiert und mit dem sich Ein- und Ausschlüsse regulieren lassen». Ein Blickregime ist entsprechend ein Regime, das über visuelle Praktiken eine normierende Ordnung hervorbringt und

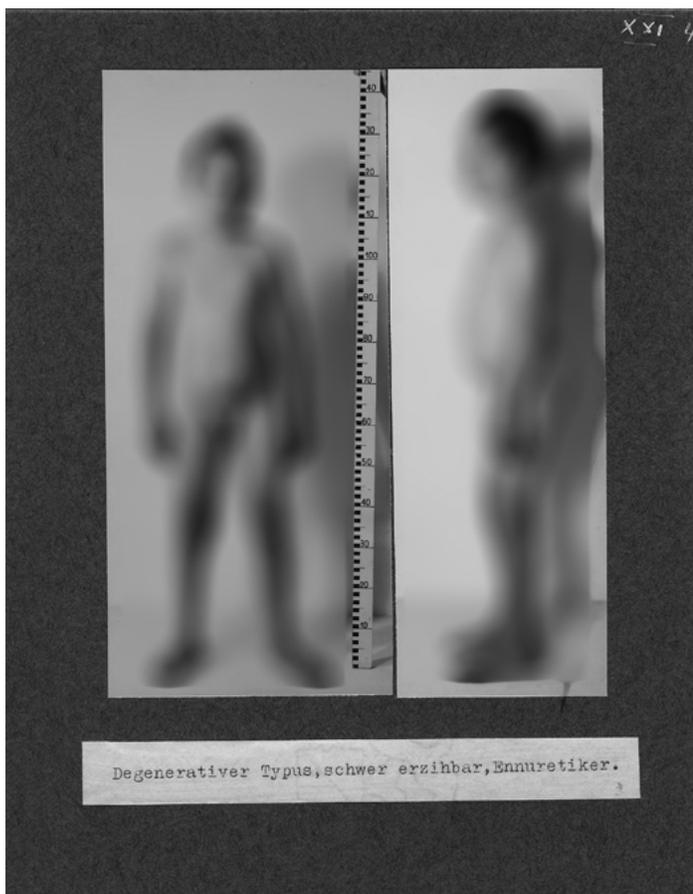


Abb. 2: Bildkarton mit bearbeiteten Fotografien, StAZH, Ablieferung 2014/111.

stabilisiert. Gleichzeitig plädiert dieser Beitrag dafür, «Blickregime» nicht nur als Ausdruck tradierter Bildrepertoires zu sehen, sondern auch als eine Diskursordnung, die aktiv und systematisch hergestellt wird.<sup>2</sup>

2 Der in der Literatur ebenfalls gebräuchliche Begriff Blickkonvention wird hier nicht verwendet, weil mit Konvention die Vorstellung einer längeren historischen Tradition assoziiert werden könnte, was hier nicht der Fall ist. Zur Definition von Blickregimen vgl. Thiele, Anja: Un/Sichtbare Weiblichkeit. Blickregime und die Konstitution von Geschlecht im Theater Elfriede Jelineks. Master-Arbeit, Universität Jena. Jena 2014, Kap. 2, zum foucaultschen Regimebegriff vgl. S. 10 f., aufbauend auf Dimitrova, Petja et al.: Regime. Wie Dominanz organisiert und Ausdruck formalisiert wird. Münster 2012. Zum Blickregime auch Silverman, Kaja: Dem Blickregime begegnen. In: Christian Kravagna (Hg.): Privileg. Blick. Kritik der visuellen Kultur. Berlin 1997, S. 41–64; Grebe, Anna: Anders sehen. Blickregime von Behinderung in der Fotografie. In: Tanja Thomas et al. (Hg.): Anerkennung und Sichtbarkeit. Perspektiven für eine kritische Medienkulturforschung. Bielefeld 2018, S. 137–151.

## Bedrohungskulisse: Die «Degeneration» der Bevölkerung

Für unseren Argumentationsgang bedarf es einer Skizze des damaligen ideengeschichtlichen Hintergrunds. Verschiedene wissenschaftliche Erklärungsmodelle prägten die Medizin des ausgehenden 19. und frühen 20. Jahrhunderts nachhaltig, so die Bakteriologie oder die Endokrinologie. In ihrer gesellschaftspolitischen Relevanz aber überragte die Vererbungslehre alle anderen Strömungen und kann daher zumindest für einige Jahrzehnte als eigentliche Leitwissenschaft bezeichnet werden. Als treibende Faktoren wirkten einerseits die Furcht vor einer existenziellen Bedrohung der gesamten Bevölkerung, andererseits die Aussicht auf gesellschaftliche Macht durch rassenhygienisches Expertenwissen.

Die Bedrohungskulisse basierte auf der sozialdarwinistischen These, dass die europäischen «Völker» von einer fortschreitenden Degeneration bedroht seien. Dieser Zerfall der hochzivilisierten Gesellschaften komme nicht nur durch eine Vermischung mit anderen «Rassen» zustande, sondern vor allem durch die ungehinderte Fortpflanzung «minderwertigen» Erbgutes. Die moderne europäische Gesellschaft, so die vorherrschende wissenschaftliche Erklärung, trage selbst die Verantwortung für die Verschlechterung ihres Erbguts, da sie eine «natürliche Auslese» nicht mehr zugelassen habe. «Minderwertige Individuen», die bei «Naturvölkern» schlicht zugrunde gegangen wären, hätten durch Pflege und Behandlung überleben können. Sie würden nun überproportional viele Kinder hervorbringen, wodurch sich das Erbmaterial der gesamten Bevölkerung massiv und in zunehmender Geschwindigkeit verschlechtere. Als Beweis für diese angebliche Verschlechterung diene die statistische Erfassung einer zunehmenden Zahl von «kriminellen» und «geisteskranken» Personen.<sup>3</sup>

Bedrohungsszenarien gelten als effektivstes Mittel zur Umsetzung totalitärer biopolitischer Massnahmen. Hier setzte die als modern verstandene Medizin ein und versprach eine sozial und zugleich national verstandene «Heilung der Gesellschaft», die über die Gesunderhaltung einzelner Individuen gestellt wurde. Dem Degenerationsprozess sollten eugenische Massnahmen entgegenwirken, indem präventiv die Vermehrung angeblich minderwertiger Individuen verhindert würde (sogenannte negative Eugenik), etwa mit Ehezeugnissen und Eheverboten, Sterilisationen und weiteren Massnahmen, die in der Schweiz nicht nur formuliert, sondern auch praktiziert wurden. Damit verknüpfte sich ärztliches Expertentum eng mit politischer Macht und trieb die Umsetzung biologistischer Denk- und Wissensformen voran.<sup>4</sup>

3 Ritter, Hans Jakob: Von den Irrenstatistiken zur «erblichen Belastung» der Bevölkerung. Die Entwicklung der schweizerischen Irrenstatistiken zwischen 1850 und 1914. In: *Traverse* 10/1 (2003), S. 59–70.

4 Zur Entwicklung eugenischen Gedankenguts in der Schweiz vgl. Dubach, Roswitha: *Verhütungspolitik. Sterilisationen im Spannungsfeld von Psychiatrie, Gesellschaft und individuellen Interessen* in Zürich (1890–1970). Zürich 2013, S. 68–78; Wecker, Regina et al.: *Sexualität und Eugenik. Zur Regulierung des sexuellen und reproduktiven Verhaltens*. In: dies. et al. (Hg.): *Eugenik und Sexualität, Regulierung reproduktiven Verhaltens in der Schweiz, 1900–1960*. Zürich 2013, S. 9–22; Germann, Pascal: *Laboratorien der Vererbung. Rassenforschung und Humangenetik in der Schweiz 1900–1970*. Göttingen 2016.

Dieses Gedankengebäude, man kann es nach Ludwik Fleck auch als «Denkstil» bezeichnen, beinhaltete eine Pathologisierung körperlicher, psychischer und sozialer Phänomene. Als «minderwertig» galt, wer nicht den Werten und Normen der bürgerlichen Gesellschaft entsprach. Die medizinische Diskurshegemonie führte zur gesundheitlich begründeten Ausgrenzung von benachteiligten sozialen Gruppen oder nicht akzeptierten Lebensformen, zum «Othing» beziehungsweise zur gesellschaftlichen Stigmatisierung.<sup>5</sup>

Der eugenische Denkstil war auch am Zürcher Kinderspital virulent. Der Basler Kinderarzt Emil Feer übernahm 1911 die Leitung dieser 1874 gegründeten Einrichtung und erhielt die erste, noch ausserordentliche Professur für Kinderheilkunde an der Universität Zürich. Feer verstand sich als moderner Arzt. Eugenisches Gedanken- gut gehörte zum damals etablierten Denksystem, auch an der Universität Zürich. Feer nahm an diesem Diskurs teil. In der Öffentlichkeit vertrat er die Ansicht, zur «Verbesserung und Veredelung der Rasse» müssten die Fürsorgebehörden hart gegen die «Unterschichten» vorgehen. Die «Verhütung der Kinderzeugung durch minderwertige Elemente», so Feer, könne nur durch «einen gesetzlichen Austausch von Gesundheitszeugnissen vor der Eheschliessung» oder durch die Unfruchtbarmachung erreicht werden.<sup>6</sup> Im Bestreben, rassenhygienisch wirksam vorgehen zu können, gewann die Früherkennung «minderwertiger Erbanlagen» an Bedeutung. Die Eugenik erschloss daher speziell für die Kinderheilkunde ein neues Wirkungsfeld. Als Guido Fanconi 1929 die Direktion des Kinderspitals Zürich übernahm, hatte sich das Krankheitsbild der Degeneration längst als Lehrmeinung etablieren können. Unter seiner Ägide entstanden die Fotos des unbedeckten Jungen, die er, wie es bei anderen Patientenbildern der Fall war, höchstwahrscheinlich selber aufgenommen hat.<sup>7</sup>

Wie das Personendossier verrät, war der Junge 1930 zur Welt gekommen und seit dem fünften Lebensjahr immer wieder, auch für längere Zeit, Patient im Kinderspital gewesen.<sup>8</sup> In den ärztlichen Aufzeichnungen stösst man auch auf die

5 Zum «Othing» vgl. Reuter, Julia: Einleitung. Zur Ordnung des Eigenen und des Fremden. In: dies.: Ordnung des Anderen. Zum Problem des Eigenen in der Soziologie des Fremden. Bielefeld 2002, S. 9–21. Zur Vererbungslehre vgl. Person, Jutta: Der pathographische Blick. Physiognomik, Atavismustheorien und Kulturkritik 1870–1930. Würzburg 2005.

6 Zitiert in Schweizer, Magdalena: Die psychiatrische Eugenik in Deutschland und in der Schweiz zur Zeit des Nationalsozialismus. Bern 2002, S. 224; Ramsauer, Nadja: «Verwahrlost». Kindswegnahmen und die Entstehung der Jugendfürsorge im schweizerischen Sozialstaat 1900–1945. Zürich 2000, S. 185. Vgl. zur eugenischen Forschung an der Universität Zürich Schmutz, Hans: Schokolade und Messzirkel – Zur Steuerung rassenhygienischer Forschungsprojekte an der Universität Zürich in den zwanziger und dreissiger Jahren. Die Tätigkeit der Julius Klaus-Stiftung für Vererbungs-forschung, Sozialanthropologie und Rassenhygiene. In: Verhandlungen zur Geschichte und Theorie der Biologie 7 (2001), S. 305–317; Germann (Anm. 4), S. 37–64. Eine gute Übersicht über die von der Julius Klaus-Stiftung geförderten Forschungsprojekte bieten die Jahresberichte der Universität Zürich, [www.archiv.uzh.ch/de/editio-nen/jahresberichte.html](http://www.archiv.uzh.ch/de/editio-nen/jahresberichte.html), 30. 4. 2021.

7 Zur Geschichte des Zürcher Kinderspitals vgl. Wiesmann, Matthias: 150 Jahre Kispi. Das Universitäts-Kinderspital Zürich im Wandel der Zeit. Baden 2018. Zur fotografischen Aktivität Fanconis: Ritzmann, Iris: Weiche Ohren und Affenfurche: Degeneration und Eugenik in Zürcher pädiatrischen Lehrmitteln. In: dies., Wiebke Schweer, Eberhard Wolff (Hg.): Innenansichten einer Ärzteschmiede. Zürich 2008, S. 77–106, hier S. 92.

8 Die historischen Personendossiers des Kinderspitals Zürich wurden im Jahr 2000 dem StAZH übergeben. 2007/08 haben wir den Bestand mit der vorläufigen Bezeichnung Akzession 2000/020

Diagnose «Neuropathie», die damals eine andere medizinische Bedeutung hatte als heute. Als «Neuropathen» wurden in der Regel angeblich erblich vorbelastete, «moralisch tiefstehende» Personen mit Neigung zur Kriminalität bezeichnet. Zürcher Kinderärzte verwendeten noch bis in die 1970er-Jahre die Begriffe «Neuropathie» und «Psychopathie» synonym. Das diffuse Krankheitsbild biologisierte im Kern gesellschaftlich unerwünschtes Verhalten, definierte Normabweichung als vererbbares Leiden und versah es mit einer medizinischen Etikette.<sup>9</sup>

Das Personendossier vermerkte, dass der Junge drei Monate nach der Geburt zur Tagesbetreuung ins «Lindenbachheim» gekommen sei, da seine Mutter eine Arbeitsstelle angenommen hatte. Der Monatsverdienst der Eltern betrug 450 Franken. Nach einem dreimonatigen Aufenthalt im Kinderspital verbrachte der Junge einen Monat zu Hause, wurde dann aber bereits wieder vom Hausarzt eingewiesen. Dem Zuweisungsschreiben, das im Personendossier enthalten war, lag das Gutachten eines Nervenarztes bei, der vorschlug, den Jungen «mit Hilfe des Schularztamtes und des Jugendamtes» für längere Zeit in einem Heim zu versorgen.

Die dritte Aufnahme im Kinderspital des inzwischen Dreizehnjährigen erfolgte 1943 auf Veranlassung des Kantonalen Kinderhauses Stephansburg, das als kinderpsychiatrische Beobachtungsstation zur Psychiatrischen Heil- und Pflegeanstalt Burghölzli gehörte. Jakob Lutz, Kinderpsychiater und Leiter der Stephansburg, bittet im ärztlichen Begleitschreiben um die körperliche Untersuchung des Jungen. Zusammenfassend berichtet Lutz, dass der Junge nach dem ersten Aufenthalt im Kinderspital noch kurze Zeit zu Hause gewohnt, dann mit dem Schuleintritt begonnen habe, kleinere Geldbeträge zu entwenden, zu lügen und die Schule zu schwänzen. Nach mehrmaligem Weglaufen von zu Hause wurde er in einem Erziehungsheim platziert. Kontakte mit der Vormundschaftsbehörde, der Jugendanwaltschaft und dem Jugendamt folgten, und schliesslich kam der Junge in die Stephansburg zur Beobachtung. Auch dort sei er entwischt, worauf er im Knabenheim Selnau, einem Heim für schwererziehbare, kriminelle beziehungsweise kriminalisierte Jungen, in Arrest kam. Mit diesen Lebensstationen passte die Biografie des Jungen im Sinne einer sich selbst erfüllenden Prophezeiung ins Modell einer gesellschaftlichen Bedrohung durch kriminalisierte, «degenerierte Unterschichten».<sup>10</sup>

mehrfach konsultiert, woraus ausführliche, anonymisierte Abschriften und Exzerpte aus über dreissig Personendossiers sowie mehrere Publikationen hervorgingen, unter anderem Ritzmann (Anm. 7), S. 77–108. Ein grösserer Teil des Bestandes wurde vom StAZH «im Jahr 2015/2016 nach einer sorgfältigen, verschiedene Kriterien umfassenden und dokumentierten Nachbeurteilung kassiert (vernichtet)». E-Mail des StAZH vom 5. 5. 2021. Die Signaturen der vernichteten Journale des fotografierten Jungen lauteten: Nr. 5085/1935, Nr. 5658/1936, Nr. 2455/1943. Verweise oder Kopien könnten sich gegebenenfalls in anderen Archivbeständen erhalten haben.

- 9 Zur Funktion von Krankheitsbegriffen im Rahmen gesellschaftlicher Medikalisierung vgl. die zusammenfassende Darstellung von Nohr, Olaf: Vernunft als Krankheit und Therapie. In: Forum interdisziplinäre Begriffsgeschichte – E-Journal 2 (2013) 1, S. 8–20, hier S. 9–11. Eine Übersicht über die Begriffsgeschichte der Neuropathie leistet Nissen, Gerhardt: Kulturgeschichte seelischer Störungen bei Kindern und Jugendlichen. Stuttgart 2005, S. 283–285. Zur «psychopathischen Persönlichkeit» vgl. Germann, Urs: Psychiatrie und Strafrecht. Entstehung, Praxis und Ausdifferenzierung der forensischen Psychiatrie in der deutschsprachigen Schweiz 1850–1950. Zürich 2004, S. 264–277. Zur Diagnose «Neuropathie» vgl. Ritzmann (Anm. 7), S. 81–83.

- 10 Vgl. zur kinderpsychiatrischen Begutachtung in der Stephansburg unter Jakob Lutz Künzle, Lena et al.:

## «Merkmale»: Die visuelle Verkörperlichung der medizinischen Bedrohungskulisse

Bei der Klassifizierung des Jungen als «degenerativer Typus» beziehungsweise «Neuropath» spielte Visualität in Form von Sichtbarkeit, Sehen (ebenso im passiven Sinn von «visuell wahrnehmen» wie im aktiven Sinn von «hinschauen» und «erkennen») und Sichtbarmachung eine zentrale Rolle. Die körperlichen «Zeichen» oder «Merkmale» von charakterlichen Besonderheiten und Krankheitsbildern stammten aus der alten Physiognomik und Semiotik und hatten mit der naturwissenschaftlichen Orientierung der Medizin eher an diagnostischer Bedeutung verloren. Im Umfeld der Vererbungslehre, im frühen 20. Jahrhundert auch in der Konstitutionslehre, erlebten sie als Formen von Differenz zu einer angenommenen Normalität einen neuen Aufschwung.<sup>11</sup>

Charles Darwin ging in seinem Werk *The Expression of Emotion in Man and Animals* von einer Evolution der Gefühlsäusserungen aus. Er illustrierte seine These mit Fotografien von Kindern und Psychatriepatienten in der Annahme, dass in diesen Gesichtern eine natürliche, wenig kontrollierte menschliche Mimik zum Ausdruck komme.<sup>12</sup> Nicht Darwins neue These, sondern seine unkonventionellen Illustrationen erregten grosse Aufmerksamkeit. So bezog sich der Berliner Psychiater Hermann Oppenheim in einem breit wahrgenommenen, 1883 publizierten Vortrag über den *Gesichtsausdruck der Geisteskranken* auf Darwin. Die Gesichtszüge von Psychatrieeinsassen, die bei Darwin unverfälschte menschliche Ausdrucksformen zeigten, mutierten in Oppenheims Interpretation allerdings zum Gegenteil: Er sah erstens in ihrer Mimik den Beweis für die Andersartigkeit von Geisteskranken, die er zweitens mit der Vererbbarkeit von Geisteskrankheiten erklärte.<sup>13</sup>

Ausgehend von diesen beiden Grundannahmen suchte der Psychiater Cesare Lombroso in Frontal- und Profilaufnahmen aus polizeilich angelegten «Verbrecher-alben» und Gefängnissen nach sichtbaren körperlichen Merkmalen von psychopathologischer Minderwertigkeit bei Kriminellen. Lombroso schuf ein Ordnungssystem, das Devianz visualisierte und eine wissenschaftliche Basis für Ausgrenzung und Pathologisierung bildete. Seine wissenschaftlichen Ausführungen bereiteten den Boden für die Visualisierung einer gefühlten Bedrohung durch kriminalisierte

Legitimierung behördlicher Praxis? Analyse einer stationären kinderpsychiatrischen Begutachtung in Zürich im Jahr 1944. In: *Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften* 31/3 (2020), S. 124–143; Galle, Sara et al.: Die psychiatrische Begutachtung von Kindern mit «abnormen Reaktionen» in der Zürcher Kinderbeobachtungsstation Brüschalde 1957 bis 1972. In: *Gesnerus* 77 (2020), S. 206–243.

11 Schöffner, Wolfgang: Die Zeichen des Unsichtbaren. Der ärztliche Blick und die Semiotik im 18. und frühen 19. Jahrhundert. In: ders.: *Das Laokoon-Paradigma*. Berlin 2000, S. 480–510.

12 Darwin, Charles: *The Expression of Emotion in Man and Animals*. London 1872, S. 13 f.

13 Vgl. Oppenheim, Hermann: Beiträge zum Studium des Gesichtsausdruckes. In: *Psychiatrie und Neurologie* 40 (1884), S. 840–863, hier S. 842 f. Forschungsliteratur dazu: Gilman, Sander L.: Zur Physiognomie des Geisteskranken in Geschichte und Praxis, 1800–1900. In: *Sudhoffs Archiv* 62 (1978), S. 209–234, hier S. 228; Bömelburg, Helen: Sehen, Wissen, Macht. Porträtfotografien aus der deutschen Psychiatrie um 1900. In: Bernhard Stumpfhaus (Hg.): *Das schöne Bild vom Wahn*. Weinsberger Patientenfotografien aus dem frühen 20. Jahrhundert. Stuttgart 2008, S. 23–47, hier S. 24 f.

Bevölkerungsteile und fanden vor allem im deutschsprachigen Ausland schnell Verbreitung.<sup>14</sup>

In den Fusstapfen Lombrosos suchten Psychiater nach Zeichen der Minderwertigkeit, um die drohende Gefahr sichtbar zu machen. Fündig wurden sie vorwiegend bei den Personen, die am meisten Ängste auslösten, den ärmeren Bevölkerungsteilen und sozialen Randgruppen.<sup>15</sup> Über das Konzept der «Merkmale» wurden medizinisch-soziale Deutungsmodelle «verkörperlicht». Der damals in diesem Zusammenhang verwendete Begriff des (degenerativen) «Stigmas» kommt hier in seiner doppelten Bedeutung zum Tragen: einerseits im Sinne eines «Zeichens», andererseits im Sinne einer Ausgrenzung beziehungsweise «Stigmatisierung» im heutigen Wortsinn.

Die «degenerativen Stigmata» hatten im eugenischen Diskurs eine Schlüssel-funktion, da sie angeblich minderwertiges Erbgut an körperlichen Merkmalen sichtbar machten. Zahlreiche Ärzte legten innerhalb weniger Jahrzehnte umfangreiche Sammlungen «degenerativer Stigmata» an, die in der Regel ohne technische Hilfsmittel sichtbar sein sollten. In der Hauptsache handelte es sich um unpräzise Abweichungen von einer nicht klar beschriebenen Norm, die viel Spielraum für die Interpretation zuließen. Die Liste des Psychiaters Ludwig Scholz umfasste abnorme Körpergrösse, asymmetrische Kopf- und Gesichtsform, fliehende Stirn und tiefen Haaransatz, schiefe Zähne, Auffälligkeiten an den Geschlechtsteilen sowie verschiedenartigste Formen von Ohren, die von ihm als «Haupttummelplatz der Degenerationslehre» apostrophiert wurden. Der Jenaer Kinderarzt und Lehrstuhlinhaber Jussuf Ibrahim, der sich später am nationalsozialistischen Kindermord beteiligte, weitet die Aufzählung in seinem Beitrag zum pädiatrischen Lehrbuch von Emil Feer auf «Kryptorchismus, Strabismus, Fazialisdifferenzen, Linkshändigkeit usw.» aus. Zu den «degenerativen Stigmata» gehörte ein nicht exakt festgelegter Grundstock an körperlichen Zeichen und Zuschreibungen, der von Arzt zu Arzt beliebig ergänzt werden konnte und damit der ärztlichen Deutungsmacht einen beinahe unbegrenzten Spielraum verschaffte.<sup>16</sup>

14 Vgl. Regener, Susanne: Ausgegrenzt. Die optische Inventarisierung des Menschen im Polizeiwesen und in der Psychiatrie. In: Fotogeschichte. Beiträge zur Geschichte und Ästhetik der Fotografie 10/38 (1990), S. 23–38, hier S. 26–30; dies.: Verbrecherbilder. Fotoporträts der Polizei und Physiognomisierung des Kriminellen. In: *Ethnologia Europaea* 22 (1992), S. 67–85; dies.: Visuelle Gewalt. Menschenbilder aus der Psychiatrie des 20. Jahrhunderts. Bielefeld 2010, S. 66–80; Gibson, Mary: Cesare Lombroso, prison science, and penal policy. In: Paul Knepper, Per Jørgen Ystehede (Hg.): *The Cesare Lombroso Handbook*. London 2012, S. 30–47, vor allem S. 43; Gadebusch Bondio, Mariacarla: Das Bild vom Bösen. Photographie als Instrument zur Stigmatisierung von Devianz. In: Volker Hess (Hg.): *Normierung der Gesundheit. Messende Verfahren der Medizin als kulturelle Praktik um 1900*. Husum 1997, S. 93–118.

15 Zur eugenischen Praxis in der Schweiz vgl. zum Beispiel Gallati, Mischa: *Entmündigt. Vormundschaft in der Stadt Bern 1920–1950*. Zürich 2015, vor allem die zusammenfassenden, hochaktuellen Ausführungen zu Sozialdisziplinierung und Biopolitik S. 34–38.

16 Scholz, Ludwig: *Anomale Kinder*. Berlin 1912, S. 48 f., am konkreten Beispiel erläutert S. 87–90; Ibrahim, Jussuf: *Krankheiten des Nervensystems*. In: Emil Feer (Hg.): *Lehrbuch der Kinderheilkunde*. 11. Auflage. Jena 1934, S. 417–520, hier S. 505. Zu Ibrahim vgl. Liebe, Sandra: *Prof. Dr. med. Jussuf Ibrahim (1877–1953). Leben und Werk*. Diss. med. Jena 2006.

## «Sichtbarmachung»: Die Herstellung von Sichtbarkeit durch einen spezifischen ärztlichen «Blick»

Gemeinsam ist den meisten Merkmalen, dass sie durch eine Betrachtung des äusseren Erscheinungsbilds ohne weitere technische Hilfsmittel wahrgenommen werden konnten. Sie waren zwar «sichtbar», aber nur in einem engen, optischen Verständnis dieses Begriffs. Als «degenerative Stigmata» beziehungsweise als gesellschaftliche Bedrohung mussten sie «erkannt» und «verstanden» werden, und dafür bedurfte es einer «Sichtbarmachung» in einem weiteren Sinn der «Erkennbarkeit»: der Anwendung eines spezifischen «Blicks». Ludwik Fleck nannte dies 1935 das Wahrnehmen einer «Gestalt» oder «Gestaltsehen», das auf dem kollektiven «Denkstil» aufbaue. So werde zwischen dem Gesehenen und seiner Bedeutung Evidenz hergestellt.<sup>17</sup>

Um «degenerative Stigmata» zu identifizieren, galt es erstens, bei der Betrachtung von Patientinnen und Patienten auf ein mehr oder weniger definiertes Setting von äusserlichen Merkmalen zu achten, zweitens in einem Auswahl- und Interpretationsprozess der Diagnose etwas zuvor «Unsichtbares» der Kategorie «degenerative Stigmata» zuzuordnen und drittens das Erkannte in etwas Ganzem, einem Typus, Habitus oder auch Gesichtsausdruck, zusammenzufassen. Indem die Praxis eines spezifischen Blicks mit einer bestimmten Bedeutung oder «Ordnung» verbunden wurde, entstand genau das, was unter einem «Blickregime» verstanden wird.

Ganz konkret zeigt sich diese Sichtbarmachung in den Aufzeichnungen über den Jungen im Zürcher Kinderspital. Bereits während des ersten Spitaleintritts im Jahr 1935 wird unter «Status praesens» vermerkt, dass der fünfjährige Patient einen «typischen Neuropathengesichtsausdruck» habe, ohne diesen näher zu beschreiben. Beim Spitalaufenthalt von 1943 bildete der aufnehmende Arzt im Personendossier detailliert ab, mit welchem spezifischen Blick er die Besonderheiten der Kopf- und Gesichtsform des Jungen wahrnahm: «Die Stirne ist auffallend rund und gewölbt, die Augen durch die breite Nasenwurzel auseinander gedrängt, mit breiten, dünnbesäten, nach oben gerichteten Augenbrauen, die nur seitlich gewachsen sind und die breite Nasenwurzel ganz unbedeckt lassen. Der Mund ist klein [...]. Die Ohren sind nicht besonders gross, wenig abstehend, haben eine grosse, tiefe innere Muschel.»

Dieser aktive, gesteuerte Blick auf die betrachtete Person brachte im Sinne foucaultscher «Subjektivierung» das Subjekt hervor.<sup>18</sup> Der notierende Arzt wusste genau, worauf er zu achten hatte, welchen «Blick» er auf den Patienten werfen wollte. Einen ähnlichen «Blick» auf das äussere Erscheinungsbild wandten die US-Immigrationsärzte in Ellis Island zwischen 1891 und ungefähr 1920 bei der Untersuchung der Ankömmlinge in Form eines «rapid glance» an, allerdings um rasch und unbemerkt zu handeln.<sup>19</sup> In beiden Fällen war es ein spezifischer, machtvoller

17 Vgl. Fleck, Ludwik: Die Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache. Stuttgart 1980 (Basel 1935); Schöffner (Anm. 11), S. 494.

18 Grebe (Anm. 2), S. 138–141.

19 Lüthi, Barbara: Der Blick, die Normalisierung, der Fall: Medizin und Immigration in den USA (1880–

«ärztlicher Blick». Mit ihm erkannten Ärzte nach Foucault für Nichtärzte Unsichtbares, durchschauten ihre Mitmenschen und urteilten über oder unterschieden zwischen «gesund» und «krank», «normal» und «abnorm».<sup>20</sup>

Neben der «Neuropathie» hatten die Ärzte bereits bei der körperlichen Untersuchung des Fünfjährigen ein weiteres körperliches Merkmal «erkannt», die «Missbildung des Haarwuchses»: «Die Haare wachsen alle in umgekehrter Richtung, hinten von unten nach oben, oberhalb der Ohren auch von unten nach oben, ringsum also, um oben in der Mitte einen Freudschen Haartopf [gemeint ist: Freudschen Haarschopf] zu bilden.»<sup>21</sup> Auch acht Jahre später, in der Eintrittsdiagnose von 1943, heisst es: «Pat. fällt sogleich durch seinen von allen Seiten nach oben gerichteten Haarschopf auf, der ihm etwas Clown-ähnliches gibt.»<sup>22</sup> Bei diesem «Neuropathenschopf» oder «Freudschen Haarschopf» handelt es sich um ein Haarbüschel, das sich allen Kämmversuchen zum Trotz immer wieder senkrecht aufrichtet. Diese widerspenstige Haartracht wurde vom Kinderarzt Walther Freund erstmals als Erkennungszeichen nervöser Kleinkinder beschrieben.<sup>23</sup> Vermutlich durch die einfache Sichtbarkeit schon in allerfrühester Kindheit gewann der Neuropathenschopf in den Folgejahren rasch an Popularität und zählte bald zum beliebten diagnostischen Zeichen einer Degeneration.<sup>24</sup>

Gerade das aus heutiger Sicht «absurde» Beispiel der «degenerativen Stigmata», insbesondere der «Haarschöpfe», zeigt die generelle Gemachtheit dieses Blicks in einer Deutlichkeit, die bei anderen Beispielen hinter pragmatischen Erklärungen für Blickweisen verschwindet oder gar von einer subtilen Bewunderung überlagert wird, wie sie Carlo Ginzburg etwa dem Psychiater Sigmund Freud oder der literarischen Kunstfigur Sherlock Holmes entgegenbringt: Ihr detektivisches Einsichtsvermögen erkenne Hinweise auf eine verschlüsselte Wahrheit, vermöge durch «unendlich feine Spuren eine tiefere, sonst nicht erreichbare Realität einzufangen».<sup>25</sup> Das Beispiel unseres Jungen zeigt dagegen, dass diese Blickweisen nicht unbedingt «Realität» einfangen, sondern sie vielmehr konstruieren.

1920). In: Sibylle Brändli, Barbara Lüthi, Gregor Spuhler (Hg.): Zum Fall machen, zum Fall werden. Wissensproduktion und Patientenerfahrung in Medizin und Psychiatrie des 19. und 20. Jahrhunderts. Frankfurt am Main, New York 2009, S. 182–208, hier S. 187, 192.

20 Regener, Visuelle Gewalt (Anm. 14), S. 20–26; dies., Ausgegrenzt (Anm. 14), S. 33. In ähnlichem Sinn dazu Michel Foucaults *Genese des «ärztlichen Blicks»*, ders.: Die Geburt der Klinik. Eine Archäologie des ärztlichen Blicks. Frankfurt am Main 1988.

21 StAZH, Akzession 2000/020. Das inzwischen kassierte Patientendossier trug die Journalnummer 5085/1935, Eintrag in der Krankengeschichte vom 28. 10. 1935.

22 StAZH, Akzession 2000/020. Das inzwischen kassierte Patientendossier trug die Journalnummer 2455/1943, Eintrag Status praesens, September 1943.

23 Freund, Walther: Über eine klinisch bemerkenswerte Form der Kopfbehaarung beim Säugling. Monatschrift für Kinderheilkunde 9 (1910), S. 62–64. Zur Biografie von Freund vgl. Seidler, Eduard: Jüdische Kinderärzte 1933–1945, entrechtet – geflohen – ermordet. Basel 2007, S. 213–215. Vgl. zum Freudschen Haarschopf auch Ritzmann (Anm. 7), S. 85–88.

24 In der Bildersammlung des Kinderspitals Zürich befinden sich immerhin neun Bildkarten mit Haarschöpfen, womit diese Frisur zu den bestdokumentierten Merkmalen zählt. StAZH, Ablieferungsnummer 2014/111.

25 Ginzburg, Carlo: Spurensicherungen. München 1988, S. 87; dazu analog Goffman, Erving: Stigma. Über Techniken der Bewältigung beschädigter Identität. Frankfurt am Main 1967, S. 32.

## «Verbildlichung»: Die Stabilisierung der Sichtbarkeit durch Fotografien

Fotos nahmen bei der «Verbildlichung» des ärztlichen Blicks eine zentrale Rolle ein. Erste Porträtfotos von Patientinnen und Patienten stellten Ärzte bereits in den frühen 1850er-Jahren her. In den folgenden Jahrzehnten stieg die Fotografie zum Wahrzeichen der Objektivität und zum Leitmedium der Medizin auf. Mit der Verbreitung der neuen Technik gewann sie auch für Diagnostik, Verlaufsbeurteilung, Dokumentation sowie ganz allgemein in Forschung und Lehre an Bedeutung.<sup>26</sup>

Die Fotografie wurde als Technik wahrgenommen, die Wirklichkeit ungeschönt und tatsächlich abzubilden imstande sei. Analog zu Lombrosos Vorgehen liessen sich psychische Eigenheiten über Fotografien als «wissenschaftliche Tatsachen» darstellen. Heute werden Bilder stattdessen als «elementarer Teil sozialer Kommunikationsprozesse»<sup>27</sup> verstanden. Als Medium vermitteln sie innerhalb bestimmter Gemeinschaften Deutungen, teilen Erfahrungen mit und stellen so Ordnungen her. Ausserdem sind sie fähig, Wirklichkeiten zu schaffen. Diese Eigenheit trifft in ausgeprägtem Mass auf fotografische Bilder zu, die in einem wissenschaftlichen oder medizinischen Umfeld entstehen und gedeutet werden.<sup>28</sup>

Seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert bestand der pragmatische Hauptzweck der Patientenfotografie darin, eine für die jeweilige Krankheit als typisch geltende Abweichung eines angenommenen Normalzustands bildlich festzuhalten. Durch die Fotografie verwandelt sich die einzelne Untersuchungssituation zu einer formalisierten, bedeutsam gemachten Szene, der ärztliche Blick wird auf das zu Erblickende fokussiert, es findet eine «Blickführung» statt. Auf den Fotos wird der Junge als Objekt der genauen Beobachtung präsentiert, indem er allein, als zentrales Subjekt des Bildes, vor einem neutralen Hintergrund hervorgehoben wird.

Durch die Fotografie konnten der ärztliche Blick und seine Deutung als «Substrat»<sup>29</sup> materialisiert und dokumentiert werden. Das flüchtige Geschehen eines Blicks erlebte eine Konservierung und damit auch eine Verstetigung, im Kontext der diagnostischen Beschreibung zudem eine Festschreibung und Eingrenzung seiner Interpretation. Das Bild machte den spezifischen Blick auf Patientinnen und Patienten jederzeit und über die Reproduzierbarkeit auch an vielen Orten möglich beziehungsweise verfügbar und multiplizierte ihn damit. Die Präsenz der Fotos – in den einzelnen Personendossiers oder in den Bildersammlungen – führte, routinisierte und veralltäglichte diesen Blick auf die Patientenschaft.

- 26 Vgl. zum Beispiel Pearl, Sharrona: *Through a Mediated Mirror: The Photographic Physiognomy of Dr Hugh Welch Diamond*. In: *History of Photography* 33/3 (2009), S. 288–305, hier S. 292; Osten, Philipp: «Lärmender Frohsinn». *Fotografien körperbehinderter Kinder, 1900–1920*. In: Beate Ochnser, Anna Grebe (Hg.): *Andere Bilder. Zur Produktion von Behinderung in der visuellen Kultur*. Berlin 2013, S. 127–153, hier S. 135 f.; Wolff, Eberhard: «Fotoatelier» im Sanatorium. *Die Patientenfotosammlung der Bircher-Benner-Klinik Zürich*. In: Irene Ziehe, Ulrich Hägele (Hg.): *Fotografien vom Alltag – Fotografieren als Alltag*. Münster 2004, S. 271–278.
- 27 Chakalakkal, Silvy: *Die Welt in Bildern – Erfahrung und Evidenz in Friedrich J. Bertuchs «Bilderbuch für Kinder» (1790–1830)*. Göttingen 2014, S. 27.
- 28 Paul, Gerhard: *Visual History*, Version: 3.0. In: *Docupedia-Zeitgeschichte*, 13. 3. 2014, <http://dx.doi.org/10.14765/zsf.dok.2.558.v3>, 30. 4. 2021.
- 29 Kaufmann, Jean-Claude: *Frauenkörper – Männerblicke. Soziologie des Oben-ohne*. Konstanz 2006, S. 151.

Die Patientenfotos verstetigten so den Blick auf «degenerative Stigmata» und unterstützten den Aufstieg der neuen akademischen Wirklichkeit der Degenerationslehre. Indem das Personendossier immer wieder explizit auf die auf dem Foto dargestellten Merkmale einging, wurden die sprachliche und die bildliche Manifestation des Blicks miteinander verknüpft und verfestigt, die Patientenfotografie verlieh der Diagnose einen objektiven Anschein. Darüber hinaus rechtfertigte sie ärztliche Handlungen wie Therapieformen und – in Abhängigkeit von der Prognose – weiterführende präventive Massnahmen, etwa eine Fremdplatzierung. Dieser sogenannte Milieuwechsel galt als üblicher therapeutisch-fürsorgerischer Eingriff bei Kindern mit «Erbschäden». Die Trennung von den Eltern und Fremdplatzierung in Institutionen oder Pflegefamilien richtete sich gegen das Milieu der Herkunftsfamilie. Fürsorgeamt, Kinderärzte oder Kinderpsychiater und Schulbehörden arbeiteten bei diesen biografisch bedeutsamen Eingriffen in der Regel Hand in Hand. Der ärztliche Blick erhielt damit eine sehr konkrete Wirkungsmacht.<sup>30</sup>

### Hierarchisierung: Die Machtverteilung im fotografischen Setting

Blickregime sind oft, wenn auch nicht immer, mit Dominanzverhältnissen gepaart. Die diagnostische Zuordnung von Patientenbildern basiert auf der ärztlichen Deutungshoheit. Die fehlende Macht fotografiierter Patientinnen und Patienten, über die Verwendung oder die Interpretation ihres Bildes mitzubestimmen, entspricht ihrer Ohnmacht im fotografischen Setting. Für die Beziehung zwischen fotografiierter und fotografierender Person stellt sich generell die Frage «nach dem Grad an Selbst- und Fremdbestimmung bei der fotografischen Darstellung einer Person».<sup>31</sup> Dieses ohnehin hierarchische Verhältnis ist im Rahmen einer Arzt-Patienten-Beziehung verstärkt, da sich die fotografierte Person nicht eigenständig vor der Kamera inszenieren kann, sondern den Anweisungen des Fotografen beziehungsweise des Arztes zu unterwerfen hat.

Das Machtgefälle zwischen Arzt und Patient kommt bei Nacktaufnahmen besonders deutlich zum Ausdruck. Körperhaltung und Mimik lassen oft Scham erkennen, was das fotografische Setting zu einem Akt der Erniedrigung macht. Die Intimität des Individuums wird dem Wohl der Allgemeinheit geopfert, die Person als fühlendes Wesen verschwindet, sie mutiert zum Träger von Krankheitsmerkmalen. Die bildliche Verstetigung der einmaligen Situation führt zur beliebigen Wiederholung des hierarchischen Blicks. Die gewaltsam entstandene Darstellung lässt sich erst in der Analyse hinterfragen und durchbrechen.<sup>32</sup>

30 Vgl. Ibrahim (Anm. 16), S. 507 f.; Künzle (Anm. 10); Hauss, Gisela; Gabriel, Thomas; Lengwiler, Martin (Hg.): *Fremdplatziert. Heimerziehung in der Schweiz 1940–1990*, Zürich 2018.

31 Arani, Miriam Y.: *Fotografien als Objekte – die objektimmanenten Spuren ihrer Produktions- und Gebrauchszusammenhänge*. In: Irene Ziehe, Ulrich Hägele (Hg.): *Fotos – «schön und nützlich zugleich»*. Das Objekt Fotografie. Berlin 2006, S. 29–44, hier S. 35–37.

32 Vgl. Bömelburg (Anm. 13), S. 44 f.; Regener (Anm. Kasten, S. 24 in diesem Beitrag). Zur Machtfrage vgl. Regener, *Visuelle Gewalt* (Anm. 14), S. 25; Schäfner (Anm. 11), S. 489–491. Zur Nacktaufnahme vgl. Steinlechner, Gisela: *Leibesvisitationen. Patienten-Fotografien aus den frühen 20er Jahren*. In:

Die Fotografie des dreizehnjährigen Jungen lässt Unsicherheit und peinliche Verkrampfung erkennen. Er musste sich – wohl auf Anweisung des fotografierenden Arztes – nackt vor der Kamera aufstellen. Im Konkreten weist die Pigmentierung der Knöchel, Füße und Unterschenkel auf ärmliche Lebensverhältnisse hin und unterstützte damit die Diagnose einer Degeneration. Doch jenseits des uneingeschränkten ärztlichen Blicks auf den entkleideten Körper hat die Nacktheit eine viel weiterreichende Funktion. Die Patientenfotografie, ganz speziell die Nacktfotografie, dokumentiert und zementiert die unhinterfragbare Machtstellung des Arztes, der hinter der Kamera unsichtbar bleibt, die Fotografie aber inszeniert. Letztlich unterstützt dieses ungleiche, hierarchische Setting die Einordnung des Gesehenen in ein pathologisierendes Konzept.

### «Typisierung»: Die Normierung des Blicks in der Fotosammlung

Der Karton mit den beiden Nacktfotos und dem Papierstreifen mit den diagnostischen Stichwörtern ist eine von Hunderten ähnlich aufgebauten Sammlungseinheiten in der Bildersammlung des Zürcher Kinderspitals. Mit dem Aufkommen kriminalpsychiatrischer Diagnostik im Gefolge von Lombroso wurden in zahlreichen psychiatrischen Kliniken Bildersammlungen angelegt, denen andere medizinische Institutionen wie das Zürcher Kinderspital folgten. Diese Bildersammlung ging von der kleinen Privatkollektion des ersten Direktors aus. Sie wuchs bis 1950 ständig an, indem die Spitalärzte Kinder mit besonders typischen visuellen Krankheitszeichen zu Forschungs- und Lehrzwecken fotografierten und die Bilder in 23 Kategorien einordneten. Die Karte mit den Fotos des Jungen trägt die systematische Signatur XXI, die auf die Kategorie «Physiognomik» verweist. Auf den Patientenbildern dieser Kategorie sind Kinder mit Gesichtsausdruck oder Körperhaltung zu sehen, die als typisch für ihre Diagnose galten. Zahlreiche der Bildkarten dieser Kategorie tragen die Aufschrift «Degenerationszeichen» oder «degenerative Stigmata».

Die fotografische Sammlung hob die «degenerativen Stigmata» über die einzelne bildliche Darstellung hinaus auf eine neue Stufe. Die meisten Fotosammlungen mit Bildern von Patientinnen und Patienten fokussierten nicht auf individuelle Ausdrucksweisen, sondern suchten nach Übereinstimmungen, um Abnormitäten zu klassifizieren und die einzelnen Aufnahmen bestimmten Pathologien zuzuweisen. Unterschiedliche Merkmale liessen sich über Bilderserien zu «Merkmalskomplexen» zusammenfassen. Mittels Bilderserien konnte ausserdem etwas für die Blickführung Zentrales vermittelt werden: ein «Typus», in diesem Fall der «degenerative Typus». Ein Typus entspricht nicht in jedem Fall einer fest definierten Gruppe von Merkmalen. Die Eigenschaften eines Typus sind in der Regel nicht klar abgrenzbar. Vertreter eines Typus müssen auch nicht in allen Eigenschaften übereinstimmen, sie zeigen eher eine Verdichtung bestimmter Eigenschaften. Der

Fotogeschichte. Beiträge zur Geschichte und Ästhetik der Fotografie 21 (2001), Heft 80, S. 59–68. Vgl. auch unsere Ausführungen im Kasten weiter oben in diesem Beitrag.

Denkstil der Degeneration verwendete zur Beschreibung «degenerativer Stigmata» neben «Typus» noch andere unscharf begrenzte Begriffe wie «Gesichtsausdruck», «Konstitution», «Habitus» oder «Erscheinung». Mit einer ganzen Bilderserie unterschiedlicher Personen mit vergleichbarer sozialer Herkunft und ähnlichen Merkmalen liess sich ein bestimmter «Typus» konstruieren. Die Bilder legitimierten als «Klassifikationsschema» das Konzept, waren für eine präzise Klassifikation aber zu unbestimmt.<sup>33</sup>

Damit erhielten die Fotos eine Evidenz, die sie von sich aus nicht besaßen. Ihre Evidenz als visuelle Belege «degenerativer Stigmata» wurde in mehreren Stufen über «Paratexte» hergestellt: Das fotografische Setting machte sie zu «Patientenfotografien». Die aufgeklebten pathologischen Zuordnungen verbanden sie mit dem zugehörigen medizinischen Konzept und verliehen ihnen die entsprechende Bedeutung. Und die Zusammenführung der Bilder in Kategorien legitimierte ihre medizinische Zuordnung.

In der repetitiven Masse und der Fokussierung auf bestimmte Zeichen liegt auf diese Weise eine Normalismusstrategie, die Jürgen Link als «Kontinuierung und Homogenisierung des Heterogenen und Diskontinuierlichen» beschreibt. Analog zu Lombrosos Vorgehen liessen sich psychische Eigenheiten gerade in der fotografischen Serie als «wissenschaftliche Tatsachen» erkennen und ordnen. Serien bündeln ähnliche Blicke auf den Körper beziehungsweise Wahrnehmungen und ihre Deutung. Mit der gezielten «Blickführung» verstetigten sie das «Blickregime».<sup>34</sup>

### **«Blickschulung»: Die Einübung eines ikonischen Blicks als Grundlage eines Denkstils**

Die Bildersammlung des Zürcher Kinderspitals wurde wie andere Sammlungen dieser Art intensiv für die visuelle Vermittlung in der pädiatrischen Aus- und Weiterbildung sowie im Medizinstudium eingesetzt. Die lose «Karteikarten»-Form ermöglicht die ständige Erweiterung der Sammlung sowie die unkomplizierte und häufige Entnahme einzelner Kartons. Die Kartons konnten während einer Vorlesung in ein Episkop geschoben werden, ein Übertragungsgerät, das Bilder auf eine Leinwand projizierte. Die Vortragenden konnten auf einzelne, genau definierte Merkmale hinweisen, sie so für die Lernenden «sichtbar» machen und einem Krankheitsbild zuordnen. Dies war ein Akt des «Zu-sehen-Gebens» mit aller damit verbundenen Macht.<sup>35</sup>

33 Vgl. Schäffner (Anm. 11), S. 491–493; Lüthi (Anm. 19), S. 190, 192, 196.

34 Vgl. zum Normalisierungsdiskurs im thematischen Kontext Ralser, Michaela: Anschlussfähiges Normalisierungswissen. Untersuchungen im mediko-pädagogischen Feld. In: Fabian Kessl, Melanie Plösser (Hg.): Differenzierung, Normalisierung, Andersheit. Soziale Arbeit als Arbeit mit den Anderen. Wiesbaden 2010, S. 135–153, S. 136. Verweis auf Link, Jürgen: Versuch über den Normalismus. Wie Normalität produziert wird. Wiesbaden 1999, S. 156.

35 Zum Medium Karteikasten vgl. Mechler, Ulrich: Zwischen Morphologie und Biomedizin. Karl Lennerts Karteikasten und die Klassifikation maligner Lymphome 1945–1990. Göttingen 2021. Zur Anwendung visueller Grossbildübertragung in der Lehre vgl. Meyer, Caroline: Der Eidophor. Ein Grossbildprojektions-

Abb. 3: «Degenerativer Typus».  
In: Fanconi/Wallgren (Anm. 37),  
S. 64.



Der repetitive Einsatz der über die Jahre zusammengetragenen typisierten Bildkarten in der Ausbildung reproduzierte den spezifischen fokussierten Blick wieder und wieder und förderte eine entsprechende «Blickschulung» sowohl bei den Studierenden als auch bei den Vortragenden Lehrpersonen. Sie bestand in der fortgesetzten bildlichen Vorführung, bei welcher der spezifische «Blick» eingeübt wurde, der nicht nur die einzelnen Merkmale, sondern Merkmalsgruppen und schliesslich den entsprechenden Typus «erkennt». Die Schulung bezweckte, dass die Bilder schliesslich «ikonisch» wurden, indem das Bild und die ihm zugeordnete Bedeutung eng verzahnt wurden: Sieht man dies, assoziiert man das.

Ludwik Fleck beschreibt das Phänomen der Blickschulung in seiner Begrifflichkeit als wesentliche Wahrnehmungsform des Denkstils: «Das unmittelbare Gestaltsehen verlangt ein Erfahrensein in dem bestimmten Denkgebiete: Erst nach vielen Erlebnissen, eventuell nach einer Vorbildung erwirbt man die Fähigkeit, Sinn, Gestalt, geschlossene Einheit unmittelbar wahrzunehmen. Freilich verliert man zugleich die Fähigkeit, der Gestalt Widersprechendes zu sehen. Solche Bereitschaft für gerichtetes Wahrnehmen macht aber den Hauptteil des Denkstils aus. Hiermit ist Gestaltsehen ausgesprochene Denkstilangelegenheit.»<sup>36</sup>

Dieses Gestaltsehen als «ikonische Blickschulung» auf der Basis von Bildersammlungen beschränkte sich nicht auf die serielle Vermittlung in der Vorlesung. Patientenfotografien wurden regelmässig in Lehrbüchern publiziert. Damit erreichten sie Generationen von Studierenden und Fachleuten, weit über die örtliche Universität hinaus. Zudem kam ihnen in Lehrbüchern ein erhöhter Wahrheitsanspruch zu. Das in Lehrbüchern vermittelte Wissen konnte über das Bestehen

system zwischen Kino und Fernsehen 1939–1999, Zürich 2009. Zur Sichtbarmachung vgl. Thiele (Anm. 2), S. 16.

36 Fleck (Anm. 17), S. 121, zitiert und kommentiert in Fangerau, Heiner; Martin, Michael: Evidenzen der Bilder. Visualisierungsstrategien in der medizinischen Diagnostik um 1900. Stuttgart 2021, S. 45, 153 f. Vgl. auch Fleck, Ludwik: Schauen, sehen, wissen. In: ders.: Erfahrung und Tatsache. Gesammelte Aufsätze, hg. von Lothar Schäfer, Thomas Schnelle. Frankfurt am Main 1983 (1947), S. 147–174, hier S. 155 f.

von Prüfungen entscheiden, war karriererelevant und wurde deshalb in der Regel intensiv und wiederholt wahrgenommen.

Die Patientenfotografien aus der Lehrbildersammlung des Zürcher Kinderspitals erschienen ebenfalls in pädiatrischen Fachpublikationen, speziell in Lehrbüchern mit Neuauflagen, die sich über mehrere Jahrzehnte erstreckten. Bereits Emil Feer hatte mit seinen reich illustrierten Lehrbüchern grossen Erfolg. In der Nachkriegszeit gab sein Nachfolger Guido Fanconi gemeinsam mit dem schwedischen Pädiater Årvid Wallgren ein *Lehrbuch der Pädiatrie* für Medizinstudierende und ein fachärztliches Publikum heraus, das während zwanzig Jahren das verbreitetste Referenzwerk der deutschsprachigen Pädiatrie blieb, in zahlreiche Sprachen übersetzt wurde und neun Auflagen erlebte. Es verstand sich als modernes Lehrbuch der Kinderheilkunde, basierend auf neuesten Erkenntnissen und verfasst von angesehenen Lehrstuhlinhabern der Nachkriegszeit. Es enthielt ab der ersten Auflage 1950 die eingangs gezeigte Fotografie des dreizehnjährigen Jungen mit der Bildlegende «Degenerativer Typus» und den Symptomen «Enuresis», «Dyskranie» (Schädelverformung), «Haarschoß» und «Cutis laxa» (schlafte Haut) (Abb. 3).<sup>37</sup>

### «Verselbständigung»: Die performative Verstetigung des Blickregimes «Neuropath»

Mit den beschriebenen Schritten wurde erfolgreich ein komplettes Blickregime etabliert. Medizinerinnen und Mediziner konnten nun während der Untersuchung von Kindern in ihrer Allgemein- oder Kinderarztpraxis «von alleine» ein breites, nicht genau definiertes Set an äusseren Merkmalen «erkennen». Diese Merkmale sollten sie «auf Anhieb» in ihrer Gesamtheit als «degenerative Stigmata» beziehungsweise Ausdruck einer «Neuropathie» deuten können, mit etwaigen Abweichungen bürgerlicher Lebensführungsnormen verbinden und Massnahmen wie eine Fremdplatzierung von Kindern erwägen. Die Blickschulung funktionierte als Internalisierung und Automatisierung eines Wahrnehmungs-, Deutungs- und Zuordnungsprozesses. Stabilisiert wurde der eintrainierte Blick über ärztliche Deutungsmacht und deren wissenschaftliche und gesellschaftliche Legitimierung sowie den Objektivitätsanspruch der bildlichen Dokumentation. Der Blick war gleichzeitig Instrument und Effekt. Jede praktische Ausübung bewirkte als fortgeführte Blickschulung eine weitere Verstetigung des Blickregimes. Der Blick selbst war in diesem Sinn «performativ»: Das repetitive Schauen, Erkennen, Zeigen half mit, die angenommene Bedeutung der Bilder herzustellen und «Normalitäten» zu festigen. Die etablierte bildliche Repräsentation wirkte wiederum auf die Wahrnehmung der Wirklichkeit zurück, strukturierte die Wirklichkeit. Mit zunehmender Verstetigung und Stabilisierung entwickelte der Blick eine weitere Eigendynamik: Er musste nicht mehr von aussen über Medien befördert werden. Der Blick

37 Feer, Emil: *Lehrbuch der Kinderheilkunde*. Jena 1911; ders.: *Diagnostik der Kinderkrankheiten*. Berlin 1921; Fanconi, Guido; Wallgren, Årvid (Hg.): *Lehrbuch der Pädiatrie*. 3. Auflage. Basel 1954 (1950). Alle Werke erlebten zahlreiche Auflagen.

stellte sich von selber ein. Das medizinische Konzept der Degeneration und seine «Verbildlichung» stabilisierten sich gegenseitig.<sup>38</sup>

Dieses Blickregime «Degeneration» verselbständigte sich zusätzlich durch die Unbestimmtheit der degenerativen Merkmale und die relative Beliebigkeit ihrer Zusammenführung zu einem Typus. Entsprechend unklar waren die diagnostischen Methoden, die im Fall der Ärzte von Ellis Island mit Begriffen wie Intuition oder Spürsinn beschrieben wurden. Diese Ausgangslage verschaffte den einzelnen Ärzten einen machtvollen subjektiven Interpretationsspielraum, eine begutachtete Person als deviant zu definieren. Dem «Haarschopf» gesellten sich in der Kategorie «Physiognomik» der Zürcher Bildersammlung weitere Kennzeichen von Händen, Ohren, Haut oder Gesicht, aber auch von Körperhaltungen und Ausdrucksformen als «degenerative Stigmata» hinzu. Darunter auch das lächelnde «Lausbuben-» oder «Schlingelgesicht». Dieses war offensichtlich einer im Alltag verbreiteten, im Grunde ähnlich strukturierten Blick- und Interpretationsroutine entliehen und stabilisierte das eugenische durch ein alltagskulturelles Blickregime.<sup>39</sup>

In einem weiteren Schritt der Verselbständigung konnte sich das Blickregime «Degeneration» sogar von seiner eigentlichen diagnostischen Grundlage, den «degenerativen Stigmata», lösen. Dies zeigt sich etwa an der Krankengeschichte eines siebenjährigen Jungen, der 1939 zur Abklärung einer «Psychopathie mit Enuresis» ins Kinderspital kam und danach in ein Erziehungsheim eingewiesen wurde. Obschon seine Akte beim Austritt anführt: «Der Junge hat während dem ganzen Aufenthalt im Spital nie genässt»<sup>40</sup> und sich der Einweisungsgrund damit nicht bestätigt hatte, gelangte sein fotografisches Porträt als «Schlingelgesicht» in die Bildersammlung mit der diagnostischen Zuordnung «Enuresis», die als Degenerationszeichen galt.<sup>41</sup> Mit dem Einsatz dieser Bildkarte sollte demnach ein psychopathischer Enuretiker «erkannt» werden. Dass das Beispielbild gar keinen Enuretiker darstellte, war für ein verselbständigtes Blickregime sekundär.

Die Aufnahme der Degenerationslehre und ihrer Erkennungsmerkmale in den Lehrkanon der wissenschaftlich orientierten Medizin machte sie unanfechtbar. Sie diente als Grundlage einer ärztlichen und bevölkerungspolitischen Ausgrenzungspraxis, die ihre eigene Dynamik entwickelte und sich durch ein Netzwerk eigener Fachautoritäten, die demselben Denkstil angehörten, erfolgreich behaupten konnte.

38 Silverman (Anm. 2), S. 58; Thiele (Anm. 2), S. 11, 28; Lüthi (Anm. 19), S. 190.

39 Vgl. Lüthi (Anm. 19), S. 190, 196. Das Lausbubengesicht war ein allgemein anerkanntes, aber kaum je spezifiziertes psychopathologisches Kennzeichen, wie sich der beiläufigen Ausführung des Arztes und Philosophen Karl Jaspers entnehmen lässt: «Unter den relativ beständigen Typen gibt es – um nur einiges Wenige zu nennen – das Lausbubengesicht des unerziehbaren Jungen [...]» Jaspers, Karl: Allgemeine Psychopathologie. 3. Auflage. Berlin, Heidelberg 1923, S. 183, und gleichlautend in 7. Auflage, 1946, S. 228. Vgl. auch Ritzmann (Anm. 7), S. 90–93.

40 StAZH, Akzession 2000/020. Das inzwischen kassierte Patientendossier trug die Journalnummer 1764/1939, Eintrag in die Krankengeschichte vom 13. 4. 1939.

41 Die Bildkarte des Jungen befindet sich mit weiteren «Enuretikern» und «Lausbuben-» beziehungsweise «Schlingelgesichtern» im StAZH, Ablieferungsnummer 2014/111. Zur Enuresis als Degenerationszeichen vgl. Wieser, Martin: Von «Erziehung statt Strafe» zur «Stählung des Charakters»: Psychotechnik und Erbbiologie in den österreichischen «Bundesanstalten für Erziehungsbedürftige», 1929–1945. In: Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften 30/1 (2019), S. 192–215, hier S. 209.

Einmal etabliert, blieben das Blickregime der «degenerativen Stigmata» und das damit verbundene eugenische Gedankengut, das sich gegen ärmere Bevölkerungsteile wandte, noch lange bestehen.

Davon ist das Lehrbuch von Fanconi und Wallgren nicht ausgenommen. Im Beitrag *Gruppenmedizinische Fragen in der Kinderheilkunde*, der unter dem Namen des Stockholmer Pädiaters Curt Gyllenswärd als zweiter Artikel im viel beachteten Lehrbuch publiziert wurde, ist der Denkstil der Degenerationslehre überdeutlich erkennbar. Die wirtschaftlich besser gestellten Bevölkerungsteile, so das Lehrbuch, würden sich weniger fortpflanzen als ärmere, «was sich auf den Gesamtbestand der Erbmasse eines Volkes ungünstig auswirken muss». Die Geburtenbeschränkung aber beruhe «auf Freiwilligkeit und versagt gerade bei den ethisch tief stehenden Bevölkerungsschichten», weshalb die Sterilisation ungeeigneter Eltern durchgeführt werden solle. Trotz mehrfacher gründlicher Überarbeitung unter neuer Autorschaft blieben die eugenischen Forderungen bis in die achte Auflage von 1967 bestehen. Erst 1972, als sich in der Schweiz öffentlich Widerstand gegen die Stigmatisierung von Kindern aus ärmeren Bevölkerungsteilen oder Randgruppen zu regen begann, verschwand die Passage aus der Neuauflage.<sup>42</sup>

Die Illustrationen entsprachen dem Denkstil. Die Fotografie des dreizehnjährigen Jungen wurde bis zur dritten Auflage von 1954 publiziert, ein «Freundscher Haarschopf eines 3 Monate alten neuropathischen Säuglings» und ein weiteres Säuglingsporträt mit «Neuropathengesicht» aus der Lehrbildersammlung hielten sich sogar bis in die letzte Auflage von 1972. Die ärztliche Blickschulung und damit das spezifische Blickregime «Degeneration» hatte inzwischen bereits eine neue Generation von Kinderärztinnen und -ärzten erreicht. So blieben die «degenerativen Stigmata» über Jahrzehnte hinaus in den Köpfen verhaftet und tauchen vereinzelt bis in die Gegenwart in der Fachliteratur auf.<sup>43</sup>

Schauen Sie sich die Fotos des Jungen am Anfang des Artikels nun bitte nochmals an. Hat sich Ihre Wahrnehmung der Fotos durch die Ausführungen und Bilder verändert? Schauen Sie die «Merkmale» des Jungen mit anderen Augen an? Suchen Sie nach «Merkmalen» oder «Auffälligkeiten»? Suchen Sie Zusammenhänge einzelner Merkmale? Auch wenn Sie sicherlich nicht ans System der «degenerativen Stigmata» glauben: Können Sie nun eher nachvollziehen, was damalige Ärztinnen und Ärzte als «Auffälligkeiten» oder «degenerative Stigmata» erkennen sollten? Haben die aufstehenden Haare des Jungen nun eine andere Bedeutung gewonnen?

42 Gyllenswärd, Curt: Gruppenmedizinische Fragen in der Kinderheilkunde. In: Fanconi/Wallgren (Anm. 37), S. 16–24, hier S. 20. Zum Widerstand gegen Stigmatisierung Caprez, Hans: Fahrende Mütter klagen an. In: Der Schweizerische Beobachter, 15. 4. 1972. Vgl. Galle, Sara: Kindswegnahmen. Das Hilfswerk für die Kinder der Landstrasse» der Stiftung Pro Juventute im Kontext der schweizerischen Jugendfürsorge. Zürich 2016, S. 17.

43 Peters, Uwe Henrik: Lexikon für Psychiatrie, Psychotherapie und Medizinische Psychologie. 6. Auflage. München 2007, wo unter dem Lemma «Degenerative Zeichen» unter anderem «zusammengewachsene Augenbrauen, Anwachsen der Ohr läppchen, abnorm grosse und bewegliche Ohren» aufgeführt werden. Für ein weiteres Beispiel vgl. Rohde, Anke; Marneros, Andreas (Hg.): Geschlechtsspezifische Psychiatrie und Psychotherapie. Ein Handbuch. Stuttgart 2007, S. 280, wo unter anderem «physiognomische Auffälligkeiten» und «Ohranomalien» als Stigmata bei Verhaltensanomalien genannt werden.

Ist Ihnen der ausgrenzende, diskriminierende Stil der Bilder bewusster geworden? Dann hat dieser Text, seine Quellen wie auch seine Analyse, einen Einfluss auf Ihren Blick gehabt. Er hat Ihren Blick geschult. In welche Richtung auch immer.

## Fazit und Ausblick

Die vorgestellten «degenerativen Stigmata» erscheinen aus heutiger Sicht extrem, evidenzlos oder absurd. Dieser Umstand lässt die Gemachtheit und den Konstruktions- und Verstetigungsprozess von Blickordnungen besonders deutlich hervortreten – während andere Blickweisen noch immer als «normal», «natürlich» oder «realistisch» wahrgenommen werden. Blickregime wurden in den letzten Jahren bevorzugt an Beispielen wie dem diskriminierenden Blick auf Personen mit Behinderung, auf Migrantinnen und Migranten oder an den gegenderten Blicken auf Frauen untersucht. Die kritisierten Blickregime werden dort in der Regel aus etablierten, traditionellen hegemonialen Vorstellungen und «kulturellen Bildrepertoires» abgeleitet. Sie vermitteln damit den Eindruck von vorbestehenden, ja «vorbewussten» Wahrnehmungs- und Visualisierungskonventionen, die aufgedeckt und damit gebrochen werden müssten. Das Beispiel der «degenerativen Stigmata» dagegen zeigt, wie ein neues Blickregime hergestellt wurde. Nicht völlig aus dem Nichts, aber als neue Entität.<sup>44</sup>

In der Forschung werden Blickregime bevorzugt anhand medialer Repräsentationen, vor allem Fotografien, analysiert. Das hier untersuchte Beispiel zeigt, dass Blickregime auch jenseits der Fotografie in nicht medialisierten Sehpraktiken existieren. Was Silverman aus fotoanalytischer Perspektive den «imaginären Sucher» oder die «imaginäre Linse» nennt, die «das Sichtbare für uns organisiert»,<sup>45</sup> kann auch ein Sucher oder eine Linse im Kopf sein.

Unser Beispiel ist schliesslich nur beschränkt geeignet, die Ubiquität und Alltäglichkeit von Blickregimen aufzuzeigen. Diesen Aspekt beleuchten eher Studien wie Jean-Claude Kaufmanns Analyse der vielfältigen «Blickpraktiken» an französischen Oben-ohne-Stränden der 1990er-Jahre mit ihren unausgesprochenen Blickreglementen, der Blicketikette, den Blickcodes und Blicksystemen. Diese praxisorientierte Analyse zeigt zudem, dass Blickordnungen nicht ausschliesslich auf eindimensionalen Dominanzverhältnissen aufbauen, sondern auch vielfältig «ausgehandelt» werden.<sup>46</sup>

Wenige Jahre nach dem letzten Erscheinen eines «Freundschen Haarschopfs» in Fanconis Lehrbuch breitete sich der Punk mit seiner Haarmode in der Populärkultur aus und hinterliess tiefe Spuren in unserer Sicht auf aufstehende Haare.

44 Vgl. zu diskriminierenden Blickregimen Grebe (Anm. 2), S. 143, 146; Bischoff, Christine: Blickregime der Migration. Images und Imaginationen des Fremden in Schweizer Printmedien. Münster, New York 2016; Silverman (Anm. 2), S. 42 f., 58. Zu den kulturellen Bildrepertoires Silverman (Anm. 2), S. 58; Thiele (Anm. 2), S. 14; Dimitrova (Anm. 2), S. 24.

45 Silverman (Anm. 2), S. 43.

46 Kaufmann (Anm. 29), insbesondere S. 138 f., 151–165.

Statt «widerspenstig» waren sie «rebellisch», später auch «eigensinnig», «expressiv» und schliesslich «kreativ». Mit anderen Worten: Ein Blickregime «Punk» mit seinen eigenen visuellen Lesarten von Normalität und Abweichung setzte sich gegen das Blickregime «Degeneration» durch. Aufstehende Haare wurden dabei vom Mainstream anfangs noch als (gelinde) Divergenz und Problem verstanden. Die Wertung veränderte sich dann aber zunehmend in eine positive Abweichung, die sich schliesslich zu einer neuen Normalität, ja zu einem Leitmodell wandelte.

In diesem Sinne soll dieser Beitrag nicht nur ein weiteres Blickregime skandalisieren und dazu aufrufen, es zu brechen. Blickregime sind immer und überall, genauso wie Blickführungen und Blickschulungen. Auch und gerade in diesem Beitrag und der Präsentation seiner Abbildungen. Es ist auch anzunehmen, dass die geisteswissenschaftlichen Forschungen über diese Art von Fotografien im Medizinbereich ein eigenes «Blickregime» kritischer visueller Anthropologie hervorgebracht haben in der Art eines «Aha, Lombroso lässt grüssen».

Wenn wir genauer hinsehen, wann welche Blickregime in welchem Umfeld wie wirken, können wir uns ihrer bewusst werden und «informiert» mit ihnen umgehen. Oder, um zum Abschluss nochmals Susanne Regener zu zitieren: «Gegenwärtige Bild- und Blickkultur sind in meinem Wissenschaftsverständnis notwendiger Teil einer kritischen und selbstreflektierten Analyse – historische Bilddiskursanalyse macht überhaupt erst die Sicht frei auf die Gewalt- und Machtverhältnisse, die sich den psychiatrischen *Fotografien-wider-Willen* offenbaren.»<sup>47</sup>

# «Wer ich *wirklich* bin»

## Identitätskonzepte in DNA-gestützter Genealogie auf Youtube

LAILA GUTKNECHT

### Abstract

Dieser Beitrag beschäftigt sich mit dem aktuellen Trend der Ahnenforschung mithilfe von im Internet erhältlichen Direct-to-Consumer-Genetests (DTC-Tests). Auf der Grundlage von Forschungen mit digitalen ethnografischen Methoden präsentiert der Text Ergebnisse zur Frage nach den Motivationen von Menschen, sich auf diese digitale Spurensuche zu begeben und darüber im Internet zu berichten. Dabei stehen die Themen Identität und Verwandtschaft sowie die Verflechtungen dieser beiden Konzepte im Fokus. Das Phänomen der DNA-gestützten Genealogie ist nicht nur für aktuelle Diversitätsdebatten von Bedeutung, sondern erzählt als digitales Phänomen etwas über das Bedürfnis nach Zugehörigkeit im digitalen Zeitalter.

*Keywords: ancestry, DNA test, popular genetics, digitalization, kinship, identity*

*Ahnenforschung, DNA-Test, populäre Genetik, Digitalisierung, Verwandtschaft, Identität*

Die Frage «Wer bin ich?» taucht im Leben der meisten Menschen früher oder später auf. So vielfältig die Auffassungen des Begriffs der Identität gelagert sind, so unterschiedlich sind auch die Wege, um Erkenntnisse darüber zu erlangen. Eine Möglichkeit ist das Erbgut, die DNA. Seit dem Jahr 2003 gilt das Genom des Menschen als vollständig entschlüsselt, was die Entstehung eines Marktes für Gentests zur Folge hatte, die Einsichten in Gesundheit, Lifestyle, Charakter oder Abstammung ermöglichen sollen.<sup>1</sup> Insbesondere genetische Ahnenforschungstests scheinen für die Identitätssuche attraktiv. Anbieter preisen Informationen über die prozentgenaue Zusammensetzung der eigenen ethnischen Abstammung und über die Migrationswege und Wanderungsbewegungen der Vorfahren sowie das Ermitteln bisher unbekannter Verwandter an. Die Kund:innen könnten entdecken, «was Sie einzigartig macht»,<sup>2</sup> so lautet das verheissungsvolle Versprechen von Firmen wie MyHeritage, Ancestry DNA oder 23andme, die online DNA-Kits verkau-

1 Torres, Jada Benn: Anthropological perspectives on genomic data, genetic ancestry, and race. In: Yearbook of Physical Anthropology 171/70 (2020), S. 74–86.

2 MyHeritage, [www.myheritage.ch/dna?tr\\_id=m66x30v19592g4m1](http://www.myheritage.ch/dna?tr_id=m66x30v19592g4m1), 11. 2. 2022.

fen. Mit ein paar wenigen Klicks können die dafür notwendigen Utensilien nach Hause bestellt werden. Die Kund:innen führen selbständig mit einem Wattestäbchen an den Innenseiten der Backen einen Schleimhautabstrich durch, schicken das Testkit zurück und bekommen ihre Ergebnisse wenige Wochen später in digitaler Form zugestellt. Im Jahr 2016 wurden 74 Anbieter solcher Direct-to-Consumer-Tests (DTC-Tests) gelistet – inzwischen dürften es noch mehr sein. Einige setzen in ihren Werbeversprechen auf Seriosität, propagieren die medizinische Gültigkeit der Tests und versprechen eine «personal health experience» durch «real science, real data and genetic insights»,<sup>3</sup> andere präsentieren die DNA-gestützte Ahnenforschung als spannendes Abenteuer, durch das die eigenen Wurzeln entdeckt werden können («Lassen Sie sich verblüffen!»).<sup>4</sup> Der Werbespruch «Du bist deine Geschichte!»<sup>5</sup> des amerikanischen Unternehmens Ancestry DNA suggeriert eine direkte Verbindung von Identität («du bist») und Ahnenforschung («deine Geschichte»).

In diesem Text geht es um Menschen, die ihre Erfahrungen mit DNA-gestützten Genealogie durch solche DTC-Tests auf der Onlineplattform Youtube teilten.<sup>6</sup> Im Jahr 2016 häuften sich auf der Plattform Videos mit Titeln wie «WHAT AM I? Ethnically Ambiguous Boy Takes A DNA Test»<sup>7</sup> oder «DIE ENDGÜLTIGE WAHRHEIT ÜBER MEINE FAMILIE?!»,<sup>8</sup> in denen Personen ihre Motivationen für den Kauf eines DTC-Tests erläuterten und die Resultate unmittelbar bei Erhalt dokumentierten. Das Hauptanliegen dieses Beitrags liegt in der Beleuchtung der in diesen Videos vorkommenden Identitäts- und Verwandtschaftskonzepte in Bezug auf DTC-Tests. Die beiden Schlagworte – Identität und Verwandtschaft – spielen bei den genealogischen Bestrebungen der von mir untersuchten Personen eine entscheidende Rolle und stehen meistens in enger Verknüpfung. In den Videos selbst werden die Begriffe wenig hinterfragt und nur im Kontext definiert. Darum ist es wichtig, die beiden Begriffe Identität und Verwandtschaft und die jeweiligen Konzepte dahinter vorab genauer zu reflektieren. Zudem liegt ein besonderer Fokus auf der Medialität der Videos. Es wird aufgezeigt, warum ich DNA-gestützte Genealogie als digitales Phänomen verstehe und warum ich denke, dass die untersuchten Videos mehr sind als eine bloße Begleiterscheinung des Trends. Dieser Text wird anhand mehrerer konkreter Fallbeispiele Einblick in die empirische Analyse<sup>9</sup> der Videos gewähren. Um die Themen und unterschiedlichen Fragestellungen im Zusammenhang mit DNA-gestützter Genealogie zu kontextualisieren, folgt zunächst eine Übersicht über die Genealogieforschung in anthropologischen Disziplinen sowie eine kurze Zusammenfassung des aktuellen Forschungsstandes bezüglich DNA-gestützter Genealogie.

3 23andme, [www.23andme.com/?evr=lt](http://www.23andme.com/?evr=lt), 31. 1. 2022.

4 MyHeritage, [www.myheritage.ch/dna?tr\\_id=f6b27l7u1a6ap1a9](http://www.myheritage.ch/dna?tr_id=f6b27l7u1a6ap1a9), 31. 1. 2022.

5 Ancestry DNA, [www.ancestry.de](http://www.ancestry.de), 31. 1. 2022.

6 Der Artikel basiert auf meiner 2020 am Institut für Sozialanthropologie und Empirische Kulturwissenschaft der Universität Zürich eingereichten Masterarbeit mit dem Titel «*Wer ich wirklich bin*». *Mediale Repräsentationen von Verwandtschafts- und Identitätskonzepten in DNA-gestützter Genealogie*.

7 Youtube, [www.youtube.com/watch?v=3Ns2G3FvFfI&ab\\_channel=SoonySun](http://www.youtube.com/watch?v=3Ns2G3FvFfI&ab_channel=SoonySun), 31. 1. 2022.

8 Youtube, [www.youtube.com/watch?v=wNLHCezNgZU&ab\\_channel=KennethChabra](http://www.youtube.com/watch?v=wNLHCezNgZU&ab_channel=KennethChabra), 31. 1. 2022.

9 Diese entstand im Rahmen von Gutknecht (Anm. 6).



Abb. 1: Die drei grössten Anbieter von DTC-Tests im Vergleich: myheritage.ch, ancestry.de, 23andme.com, 2. 2. 2020.

## Paradigmenwechsel der Genealogieforschung

Genealogie, also Ahnenforschung, war lange eine in den anthropologischen Disziplinen etablierte Forschungsrichtung, deren Ursprünge im Kolonialismus<sup>10</sup> liegen. Im Laufe der Jahre unterlag sie drastischen Veränderungen und Paradigmenwechseln. Bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts war es ein übliches Vorgehen in der Anthropologie, die (häufig in kolonialen Kontexten) untersuchten Völker und Stämme in exakte, patrilineare Stammbaumsysteme einzuordnen, um so zu einem tiefen Verständnis der Menschheitsgeschichte zu kommen.<sup>11</sup> Gegen Ende der 1960er-Jahre änderte sich dies. Unter anderen dazu beigetragen hat der amerikanische Anthropologe David Schneider,<sup>12</sup> welcher postulierte, dass die bisherige Auffassung von Verwandtschaft als Kombination von Biologie und Kultur auf westlichen kulturellen Annahmen basiere und daher nicht einfach auf andere, nichtwestliche Gesellschaften übertragbar sei. Verwandtschaft dürfe nicht als fixe, nichtkulturell konstituierte Definition verstanden werden: Die eurozentristischen Ansichten über Verwandtschaft träfen auf viele andere Gesellschaften schlichtweg nicht zu. Mit dieser weitreichenden These stellte er einen Grossteil der bisherigen anthropologischen Verwandtschaftsforschung infrage.<sup>13</sup> Dieses grundlegende Umdenken hatte zur Folge, dass Anthropolog:innen begannen, sich eingehend für andersartige Verwandtschaftskonzepte zu interessieren. Zeitgleich wuchs in den Kulturwissenschaften das Forschungsinteresse an der «populären Genealogie»<sup>14</sup> als «Freizeitbeschäftigung, [als] eine Praxis- und Wissensform von Amateurrinnen

10 Bamford, Sandra; Leach, James: Pedigrees of Knowledge. Anthropology and the Genealogical Method. In: dies.: Kinship and Beyond. The Genealogical Model Reconsidered. New York 2009, S. 9.

11 Ebd.

12 Schneider, David: American Kinship. A Cultural Account. New York 1968.

13 Bamford/Leach (Anm. 10), S. 9–11.

14 Timm, Elisabeth: «Meine Familie». Ontologien und Utopien von Verwandtschaft in der populären Genealogie. In: Zeitschrift für Volkskunde 109/2 (2013), S. 1–20.

und Amateuren».<sup>15</sup> Nach Elisabeth Timm, die sich eingehend mit der populären Genealogie beschäftigt hat, werde dabei Verwandtschaft gleichzeitig «als etwas Gegebenes und als etwas Verfügbares»<sup>16</sup> artikuliert; sie werde zugleich hergestellt (durch Recherche) und vorgefunden (durch das fixe Regelwerk, dem sie folgt). Die Genealog:innen verfahren dabei nicht linear, sondern rhizomatisch. Verbindungen in alle Richtungen sind möglich und meistens lautet am Ende die Antwort auf die Frage, «von wem man ist»,<sup>17</sup> erwartbarerweise, «dass alle voneinander sind».<sup>18</sup> Im Vergleich dazu folgt die DNA-gestützte Genealogie klareren Regeln, da sie sich auf ein rein genetisches Verständnis von Verwandtschaft stützt. Auch der Akt der Recherche, also die eigene Aktivität der populären Genealog:innen, die als wichtiges Element im Sinne von «doing kinship»<sup>19</sup> verstanden wird, findet im Falle der DNA-gestützten Genealogie deutlich reduziert statt.

Auch in der Gesellschaft werden Fragen nach Verwandtschaftsverständnissen kontinuierlich neu verhandelt. Moderne Familienmodelle wie Patchworkfamilien sowie zeitgenössische Fortschritte in der Reproduktionsmedizin und die daraus resultierenden Möglichkeiten, wie Samen- oder Eizellspende oder Leihmutter-schaft, fordern ein kontinuierliches Neudenken genealogischer Konzepte. Die zunehmende gesellschaftliche Akzeptanz solcher Familienmodelle weist auf Offenheit gegenüber Ideen abseits des klassischen genealogischen Rahmens hin. Und dennoch scheint die DNA-gestützte Ahnenforschung, die einem klassisch-genealogischen, biologistischen Prinzip folgt, für Millionen<sup>20</sup> von Menschen äusserst attraktiv zu sein. Bevor ich mich mit der Frage beschäftige, worin diese enorme Popularität begründet liegen könnte, folgt ein Abriss über die Forschung zum Thema DNA-gestützte Genealogie.

## Forschungsstand der DNA-gestützten Genealogie

DNA-gestützte Genealogie beschäftigt Forschende aus sehr unterschiedlichen Disziplinen. Es gibt Forschung, die sich vornehmlich mit juristischen Fragen zu Privatsphäre und Datensicherheit auseinandersetzt, medizinische oder biologische Forschung, die sich mit der Wissenschaftlichkeit der Testverfahren beschäftigt, oder geistes- und sozialwissenschaftliche Forschung, die sich beispielsweise dafür interessiert, welchen Einfluss die DNA-gestützte Genealogie auf das gesellschaftliche Verständnis von Konzepten wie Race oder Ethnizität haben. Ein Beispiel für Letzteres ist eine kontrollierte, randomisierte Studie<sup>21</sup> aus dem Jahr 2019, die eine

15 Ebd., S. 5.

16 Ebd., S. 17.

17 Ebd., S. 19.

18 Ebd., S. 20.

19 Timm, Elisabeth: Genealogie ohne Generation. In: Ruth-E. Mohrmann (Hg): Generationenbeziehungen in Familie und Gesellschaft. Münster 2011, S. 149.

20 Allein der Anbieter MyHeritage verzeichnet weltweit über 98 Millionen Nutzer:innen, [www.myheritage.ch/dna](http://www.myheritage.ch/dna), 22. 4. 2022.

21 Roth, Wendy, D.; Yaylaci, Şule; Jaffe, Kaitlyn; Richardson, Lindsey: Do genetic ancestry testing increase

oft befürchtete Vermutung im Zusammenhang mit DNA-gestützter Genealogie untersucht. Dabei ging es um die Frage, ob DTC-Tests eine essenzialistische Ansicht von Race eher begünstigen oder unterminieren – also den Glauben, dass Race ein biologisches, durch Genetik definiertes Konzept sei. Es stellte sich heraus, dass das Vorwissen der Proband:innen über Genetik eine entscheidende Rolle spielt: Teilnehmende mit einem vorab soliden genetischen Wissen und Verständnis der Materie zeigten nach dem Test weniger Anzeichen für eine essenzialistische Sicht des Themas, während sich das Verständnis der weniger informierten Teilnehmenden eher in Richtung Essenzialismus verschob.

Im Jahr 2020 hat eine Schweizer Studie<sup>22</sup> über die mediale Präsenz und Prominenz DNA-gestützter Vergangenheitsforschung gezeigt, dass die Artikel in den Wissenschaftsmagazinen eine grosse Aufmerksamkeit auf sich ziehen, jedoch keine genügende inhaltliche Vielfalt liefern. Kritische oder abwägende Artikel fänden sich selten, es zeige sich vielmehr ein Konformitätseffekt der Erfolgsgeschichten.

Bereits 2014 erachteten zu DTC-Tests Forschende die Plattform Youtube als vielversprechendes Forschungsfeld und untersuchten «Autobiologies».<sup>23</sup> Dabei ging es um medizinische Narrative, die Menschen selbst in Bezug auf DTC-Tests auf der Plattform teilten. Im Sammelband *Race after the Internet*<sup>24</sup> untersuchten die Autor:innen die Rolle der digitalen Technologien für das Verständnis von Race, in einem Essay konkret die Rolle, die DNA-gestützte Genealogie für Afroamerikaner:innen bei der Suche nach ihren Wurzeln spielen kann. Nach dem Abschluss meiner empirischen Untersuchungen wurde 2020 eine Studie<sup>25</sup> publiziert, in der mithilfe eines Codierungsframeworks Inhaltsanalysen von 117 Youtube-Videos mit dem Thema DTC-Tests vorgenommen wurden. Laut den Ergebnissen bewertet ein Grossteil der in den Videos vorkommenden Personen ihre Erfahrungen mit den DTC-Tests als positiv. Zudem gab es deutlich mehr Personen, die sich in ihrer Selbstwahrnehmung bestätigt fühlten, als solche, die diese widerlegt sahen. Sie halten zudem fest, dass generell wenig Skepsis gegenüber dem Verfahren oder den Ergebnissen artikuliert wird. Die Studie formuliert als Hauptmotivationen für die Durchführung der DTC-Tests Fragen, die im Zusammenhang mit individuellen Verständnissen der Begriffe Identität und Verwandtschaft stehen. Die beiden Studien bestärkten mich in der Entscheidung, dass Youtube das richtige Feld für die Untersuchung der DNA-gestützten Genealogie ist. Als vielversprechend für Fragen zu historischen und kulturellen Identitäten erweist sich auch eine schwedische Studie,<sup>26</sup> die «den Wi-

racial essentialism? Findings from a randomized controlled trial, 2019, <https://doi.org/10.1371/journal.pone.0227399>, 2. 2. 2022.

- 22 Samida, Stefanie: Über mediale Präsenz und Prominenz DNA-gestützter Vergangenheitsforschung. In: *NTM. Zeitschrift für Geschichte der Wissenschaften, Technik und Medizin* 28/181 (2020), <https://rdcu.be/b4gH7>, 14. 10. 2021.
- 23 Harris, Anna: Autobiologies on YouTube: narratives of direct-to-consumer genetic testing. In: *New Genetics and Society*, 2014, <https://tandfonline.com/doi/full/10.1080/14636778.2014.884456>, 11. 2. 2022.
- 24 Nakamura, Lisa; Chow-White, Peter (Hg.): *Race after the Internet*. New York 2012.
- 25 Marcon, Alessandro R. et al.: The consumer representation of DNA ancestry testing on YouTube. In: *New Genetic Society* 40/2 (2021), <https://doi.org/10.1080/14636778.2020.1799343>, 19. 11. 2021.
- 26 Strand, Daniel et al.: I am a Viking! DNA, popular culture and the construction of geneticized identity.

kingen» als Identitätskonzept im Zusammenhang mit genetischer Ahnenforschung untersucht. Die Frage nach der soziokulturellen Wahrnehmung und Konstruktion der Wikinger und ihre Rolle in der Selbstkonzeption von schwedischen, britischen und amerikanischen Nutzer:innen DNA-gestützter Genealogie könnten durch die Erforschung anderer historischer Identitätsauslegungen weitergeführt werden.

## Digitale Ethnografie

Die Verknüpfung der DNA-gestützten Ahnenforschung mit der digitalen Welt schien mir von Anbeginn fundamental, einerseits weil die Vermarktung der Angebote rein digital stattfindet, andererseits weil es sich bei den ganzen weiteren Schritten (Bestellvorgang, Tracking, Erhalt und Darstellung der Resultate) aus Sicht der Konsument:innen um rein virtuelle Prozesse handelt. Die Videos auf Social Media schienen dabei Teil – und nicht nur Spiegel – dieser Prozesse zu sein. Die Verknüpfung greift jedoch viel tiefer: Die Digitalisierung hat die Verbreitung und die individuelle Zugänglichkeit der DTC-Tests und somit die Verbindung von Wissenschaft und Markt erst ermöglicht. Durch sie entstanden nämlich die nötigen Datenbanken und die Möglichkeit der Verlinkung der Labore, Wissenschaftler:innen, Investor:innen und Anbieterfirmen. Zwar geht die Genomforschung bis in die 1960er-Jahre zurück, doch für deren Globalisierung und Kommerzialisierung war das Internet verantwortlich.<sup>27</sup>

Aus diesem Grund war der Gedanke naheliegend, sowohl ein digitales Feld als auch eine digitale Methode zu wählen. Die britische Sozialwissenschaftlerin Sarah Pink hat den Begriff der digitalen Ethnografie<sup>28</sup> geprägt und erachtet unter anderem folgende Punkte dafür als entscheidend: Vielfalt, nichtdigitale Fokussierung und Offenheit. Diese Punkte fungierten als geistige Eckpfeiler für den Zugang zu meinem Feld. Vielfalt bezieht sich auf die Methoden, mit denen gearbeitet wurde. Es handelt sich um eine kulturwissenschaftliche Forschung, allerdings wurde für die Videoanalysen mit Werkzeugen und Theorien aus der Filmwissenschaft gearbeitet. Auch philosophische Gedanken fanden Eingang in die Analyse. Die digitalen Medien werden in der digitalen Ethnografie immer zusammen mit anderen Elementen und Feldern des Themas zusammengedacht. Die alleinige Fokussierung auf das Digitale wäre problematisch, weil nicht berücksichtigt würde, dass das Digitale immer in Beziehung zum Nichtdigitalen steht.<sup>29</sup> Für meine Arbeit bedeutet dieses Leitprinzip, dass das Digitale in Form der Social-Media-Videos zwar im Mittelpunkt steht, das untersuchte Phänomen jedoch an eine reelle Erfahrung der Protagonist:innen<sup>30</sup> an-

In: *New Genetics and Society* (2021), [www.tandfonline.com/doi/full/10.1080/14636778.2020.1868988](http://www.tandfonline.com/doi/full/10.1080/14636778.2020.1868988), 19. 11. 2021.

27 Sommer, Marianne: *History Within – the Science, Culture, and Politics of Bones, Organisms, and Molecules*. Chicago 2016, S. 333–336.

28 Pink, Sarah et al.: *Digital Ethnography. Principles and Practice*. London 2016, S. 12 f.

29 Ebd., S. 11.

30 Zwar handelt es sich um reale Personen, allerdings erzählen sie in ihrem Video auch eine Geschichte, in der sie als nichtfiktive Figur eine Rolle spielen.

knüpft. Das Virtuelle ist somit eine Darstellung einer nichtvirtuellen Entscheidung. Obwohl ich die Videos und auch deren Entstehungsgeschichten untersuche, steht im Fokus meines Interesses die Frage, warum sich die Protagonist:innen für einen DTC-Test entschieden haben. Welche Konsequenzen hatte diese Entscheidung auf ihre Selbstwahrnehmung? Wie veränderte sich ihr Umgang mit bestimmten Ideen und Begriffen? Dies sind Fragen, deren Beantwortung das Leben der Protagonist:innen nicht bloss in ihrem virtuellen Raum beeinflussen können. Wichtig zu beachten ist dabei die Tatsache, dass die Videos nicht als primäre Quellen im Sinne eines Interviews betrachtet werden können. Durch ihren Status als mediale Repräsentationen müssen die darin enthaltenen Aussagen stets im Zusammenhang ihrer Medialität kritisch reflektiert werden. Teil davon sind Fragen zur Selbstreflexion der Protagonist:innen in Bezug auf die Tests (Skepsis, Zweifel), vor allem aber auf das Medium (Gründe und Motivationen zur Erstellung des Videos). Da keine Rückfragen an die Protagonist:innen möglich waren, betrachtete ich die Videos immer auch von dem Gesichtspunkt aus, dass es sich dabei um eine virtuelle Selbstdarstellung handelt. Der letzte Punkt, die Offenheit, steht beinahe exemplarisch für mein Forschungsfeld. Das Internet – in diesem Fall die Social-Media-Plattform Youtube – ist ein offener Raum: allen zugänglich auf partizipativer wie auf konsumativer Ebene.

Im Folgenden schildere ich mein Vorgehen, darunter den Auswahl- und Forschungsprozess sowie mein Analyseverfahren. Die Plattform Youtube ist ein unüberschaubares Feld mit einer nicht fassbaren, sich stetig ändernden Menge von Videos, was den Auswahlprozess zu einer Herausforderung machte. In einem ersten Schritt habe ich über mehrere Monate Hunderte Videos angeschaut, um mir durch eine Art Surface-Reading<sup>31</sup> ein Bild von meinem Gegenstand zu machen. Ich suchte nach den Schlagworten «ancestrydna» (191 585 Videos), «ancestrytest» (26 292 Videos) und mit dem etwas weiter gefassten Begriff «dnatest» (564 604 Videos).<sup>32</sup> Durch die Visionierung der Videos war es mir möglich, die Gemeinsamkeiten herauszuarbeiten und eine filmwissenschaftlich inspirierte Genretheorie zu formulieren. In der Filmwissenschaft wird von Genre<sup>33</sup> gesprochen, wenn in Filmen charakteristische Merkmale auftauchen, die vom Publikum erkannt werden. Die Reproduktion dieser Merkmale muss auch bei der Produktion und beim Konsum eine Rolle spielen. Diese Voraussetzung brachte ich in einen Zusammenhang mit der These, dass die Videos die Verbreitung des Phänomens der DNA-gestützten Ahnenforschung nicht nur widerspiegeln, sondern aktiv zu dessen Wachstum beitragen. Das Genre habe ich DTC-Testbericht genannt.

Bereits 2012 postulierten Alondra Nelson und Jeong Won Hwang,<sup>34</sup> dass es eine Verbindung zwischen den sozialen Netzwerken und den DTC-Tests gebe. Auch sie erachteten die Videos der Amateurgenealog:innen als Genre, sie nannten es

31 Im Sinne einer Praxis der kritischen Beschreibung dessen, was der Text über sich selbst aussagt. Best, Stephan; Marcus, Sharon: Surface Reading: An Introduction. In: *Representations* 109/1 (2009), S. 11.

32 Stand Juni 2020.

33 Altman, Rick: *Film und Genre*. In: *Geschichte des internationalen Films*. London 1999.

34 Nelson, Alondra; Hwang, Jeong Won: *Roots and Revelation: Genetic Ancestry Testing and the YouTube Generation*. In: *Nakamura/Chow-White (Anm. 24)*, S. 271–290.

«roots revelation».<sup>35</sup> Sie bezogen sich dabei ausschliesslich auf Videos, in denen Schwarze<sup>36</sup> Genealog:innen durch DTC-Tests auf der Suche nach ihrer «African diasporic identity»<sup>37</sup> waren. Das von mir beschriebene Genre ist weniger spezifisch. Das wichtigste inhaltliche Kriterium ist, dass die Protagonist:innen von ihren Erfahrungen mit einem DTC-Test erzählen. Ein Grossteil der Videos sind sogenannte Reaction-Videos, in denen die Protagonist:innen ihre unmittelbare Reaktion auf die Ergebnisse filmen. So wird grösstmögliche Authentizität suggeriert. Dies war jedoch kein ausschliessliches Kriterium. Die formalen Beschreibungskategorien lauten: ein bis zwei Protagonist:innen in einem wohnlichen Setting, gleichbleibender, halbnaher Bildausschnitt, das Arbeiten mit natürlichem Licht, der Blick in die Kamera, dazu oftmals grafische Elemente sowie eine Bildschirmteilung zur Illustration der Ergebnisse. Viele zeigen zudem einen Rückblick auf das Testverfahren (Erhalt der Box, Spucken ins Röhrchen, Zurückschicken des Tests). Der stets ähnliche Aufbau und die wiederkehrende Ästhetik der Videos sprechen dafür, dass eine Auseinandersetzung mit der Form stattfindet. Eine Person, die ein DTC-Testbericht-Video produzieren will, schaut höchstwahrscheinlich zunächst andere Videos des Genres an, deren Gestaltung und Inhalte sie reproduziert und vielleicht erweitert. Wahrscheinlich ist die Idee, ein eigenes Video herzustellen, erst durch den Konsum anderer DTC-Testberichte entstanden. Viele Aussagen der Protagonist:innen bestätigen diese Annahme.

Diese Charakterisierung des Genres DTC-Testbericht half mir, eine Auswahl von zehn Videos für eine tiefere Analyse zu treffen. Es kamen nur Videos infrage, welche die von mir festgelegten formalen Eigenschaften aufwiesen. Mein wichtigstes inhaltliches Kriterium war ein möglichst hoher Informationsgehalt, der sich an vorab definierten Leitfragen orientierte: Was erzählen die Menschen über ihre Motivation für diese Tests? Welche Gefühle weckt das Ergebnis in ihnen? Welche Schlüsse ziehen sie? Die Anzahl der Klicks oder Gefällt-mir-Angaben (Likes) der Videos spielten für meine Auswahl keine Rolle. Allerdings muss erwähnt werden, dass meine Entscheidungen wohl unvermeidlich auch vom Youtube-Algorithmus beeinflusst wurden, der festlegte, welche Videos mir unter den gesuchten Stichworten überhaupt und als weiterführende Vorschläge angezeigt wurden. Ein zusätzliches Kriterium war, dass die Videos nicht von einem Anbieter direkt gesponsert wurden, da eine solche Partnerschaft die Inhalte der Videos beeinflussen könnte. Diese Art der Zusammenarbeit muss per Gesetz auf Youtube als Werbung deklariert werden. Davon gab es einige, denn im Jahr 2016 war dieses Influencermarketing zusammen mit einer gross angelegten Kampagne mit dem Reiseanbieter Momodo wesentlich an der Bekanntmachung und Verbreitung des Trends der DTC-Tests beteiligt. So stellten die Anbieter bekannten Youtuber:innen die Tests gratis zur Verfügung – im Gegenzug veröffentlichten diese ein Video dazu

35 Nelson/Hwang (Anm. 34), S. 272.

36 «Schwarz» wird grossgeschrieben, um zu verdeutlichen, dass es ums politische Selbstverständnis geht. Alle Race-Bezeichnungen werden grossgeschrieben mit Ausnahme von «weiss», weil die Grossschreibung mit weisser Vorherrschaft in Zusammenhang gebracht werden könnte.

37 Nelson/Hwang (Anm. 34), S. 275.

auf ihren Kanälen. Für die Zuschauer:innen dieser Videos gab es Rabattcodes für den Kauf eines Tests.

Ich war zudem bestrebt, eine gewisse Diversität bezüglich Alter und Geschlecht sowie Herkunftsland zu erreichen. Letzteres wurde jedoch eingeschränkt durch meine Sprachkompetenzen, die sich auf Schweizerdeutsch, Deutsch und Englisch beschränken. Faktoren wie Geschlecht oder Alter waren dem Informationsgehalt untergeordnet. Es fanden sich Videos aus fast allen Teilen der Welt; den grössten Anteil schienen Videos aus den USA auszumachen. Die These, dass dies in direktem Zusammenhang mit der Anzahl Menschen aus diesen Ländern steht, die einen Test gemacht haben, wird durch das Beispiel von Youtube-Nutzer KXMAR<sup>38</sup> bekräftigt. Dieses dient der Veranschaulichung der These und zeigt bereits eines der Probleme mit den sogenannten Ethnizitätseinschätzungen auf.

### **KXMAR: «More definition would be nice»**

KXMAR<sup>39</sup> lebt in London, seine Eltern stammen beide aus Kerala, einem Staat im Süden Indiens. Er zählt sich zur ethnischen Gruppe der Malayali,<sup>40</sup> zu der sich weltweit etwa 372 000 Menschen zählen. KXMAR erzählt, dass er eine grosse Anzahl Youtube-Videos von Menschen gesehen hat, die sich DNA-Tests unterziehen, darunter aber nur sehr wenige von Inder:innen. Von Menschen, die sich – wie er – zur ethnischen Gruppe der Malayali zählen, fand er zu seinem Bedauern gar keine Videos. Dieses Fehlen ist der Grund für seine Entscheidung, selbst ein Video über seine Testerfahrung zu produzieren: «I wanted to create this as a reference point for other Malayalis out there who are interested in genetics, DNA and their heritage.» (0:42) Vom Ergebnis ist KXMAR allerdings ziemlich enttäuscht: 89 Prozent Südasien und 6 Prozent Westasien, zudem einige Regionen mit noch kleinerem Anteil. Südasien umfasst in diesem Fall unter anderem Indien, Pakistan, Bangladesch und Sri Lanka, während Westasien unter anderem China, Nord- und Südkorea sowie Thailand, Laos und Taiwan einschliesst. KXMAR kritisiert: «That's a huge geographical place! [...] I think it needs more of a breakdown. I don't know how they work it out, if they need more samples. [...] I think more definition would be nice.» (1:47) Indien allein sei ein sehr diverses Gebiet, in dem sich die Menschen von Staat zu Staat physisch unterschieden.

Es bleibt offen, bei welchem Anbieter KXMAR den Test gemacht hat, doch die von ihm geäusserte Vermutung ist richtig: Die Regionen werden so undifferenziert aufgesplittet, weil es dem Anbieter an DNA-Samples aus den genannten Regionen fehlt. Je mehr Daten die Anbieter sammeln, desto genauer werden Regionen ein-

38 Es werden die Youtube-Pseudonyme statt der richtigen Namen verwendet, weil sie zur Selbstrepräsentation der Protagonist:innen gehören.

39 KXMAR: So I'm not Indian? Ancestry DNA results (Kerala/Malayali edition), [www.youtube.com/watch?v=mb7LyS6qjzE&ab\\_channel=KXMAR](https://www.youtube.com/watch?v=mb7LyS6qjzE&ab_channel=KXMAR), 2. 2. 2022. Die Timecodes für folgende Zitate des Videos werden im Text in Klammern gesetzt.

40 Joshua Project, [https://joshuaproject.net/people\\_groups/17433/IN](https://joshuaproject.net/people_groups/17433/IN), 14. 7. 2020.



Abb. 2: Protagonist KXMAR: So I'm not Indian? Ancestry DNA results (Kerala/Malayali edition), [https://youtube.com/watch?v=mb7LyS6qjzE&ab\\_channel=KXMAR](https://youtube.com/watch?v=mb7LyS6qjzE&ab_channel=KXMAR), 2. 2. 2022.

geteilt. Mit anderen Worten: Sehr wenige Leute aus diesem geografischen Raum haben sich bei diesem Anbieter testen lassen. Dass KXMAR die fehlenden Videos von Inder:innen bemängelt, spricht dafür, dass die Zahl der Videos aus bestimmten Ländern/Regionen mit der Zahl der Nutzer:innen aus diesen Regionen korreliert. Das würde bedeuten, dass die Videos nicht einfach als Effekte eines Trends entstehen, sondern massgeblich an der Bekanntmachung der DTC-Ahnenforschungstests beteiligt sind und deren Verbreitung räumlich widerspiegeln. Das Problem, dass grosse Regionen von den Anbietern nicht weiter spezifiziert werden, begegnete mir in den Analysen mehrfach. Für KXMAR hatte dieses Fehlen spezifischer Information eine stark verminderte Relevanz der Ergebnisse zur Folge. In anderen Fällen führte es zu einer falschen Interpretation der Ergebnisse. So zeigte sich eine «Schweizerin mit thailändischen Wurzeln»<sup>41</sup> schockiert, als in ihrem Resultat Thailand und Kambodscha aufgeführt wurden. Sie verstand nicht, dass dies nicht bedeutete, dass sie kambodschanische DNA habe, Kambodschanerin sei,<sup>42</sup> sondern lediglich, dass bei ihrem Anbieter kambodschanische und thailändische DNA-Cluster als ein und dasselbe gelesen wurden. Die falsche Interpretation ist nur eines der Probleme, das auftauchte. Doch bevor dies weiter vertieft wird, sollte vorerst erklärt werden, wie die ethnischen Einschätzungen der Anbieter überhaupt zustande kommen.

## Mit «Gründerpopulationen» zur besten «Ethnizitätseinschätzung»

Die Anbieter der DNA-gestützten Genealogie benutzen für die versprochenen Ergebnisse des «Abstammungsmix»<sup>43</sup> einheitlich den Begriff der Ethnizität. Diese wird aus der Analyse von definierten DNA-Abschnitten (Clustern) hergeleitet. Zu Ahnenforschungszwecken bieten die Anbieter keine vollständige Genomsequenzierung an – es wird also immer nur ein sehr kleiner Teil des Gesamtbildes untersucht. Die meisten Anbieter arbeiten mit dem Autosom-Einzelnukleotid-Polymorphismus-Test. Dieser untersucht das eine Prozent der Gene, das bei einzelnen Menschen unterschiedlich ausfällt – 99 Prozent der Gene sind bei allen Menschen

41 NatalieNapalai: WER SIND MIR? Live Reaktion uf üseri DNA TEST Ergebniss', [www.youtube.com/watch?v=s7dCfbzIG\\_U&ab\\_channel=NatalieNapalai](https://www.youtube.com/watch?v=s7dCfbzIG_U&ab_channel=NatalieNapalai), 11. 2. 2022.

42 NatalieNapalai (Anm. 41), 9:00.

43 Ancestry DNA, [www.ancestry.de/dna](https://www.ancestry.de/dna), 4. 2. 2022.

identisch. Mit dieser Methode können Verwandtschaftsgrade mit sehr hoher Wahrscheinlichkeit erkannt werden. Dieses eine Prozent wird auf die vorher bestimmten Cluster untersucht, die von den jeweiligen Anbietern als spezifisch für bestimmte ethnische Gruppen definiert wurden.<sup>44</sup>

Doch von welchen Standardwerten wird dabei ausgegangen? Wer entscheidet, wie britische, koreanische oder kongolesische DNA-Cluster aussehen? Wie kommen die Anbieter zu diesen Richtwerten? Der Anbieter MyHeritage verlässt sich dabei auf sogenannte Gründerpopulationen.<sup>45</sup> Zur «besten Ethnizitätseinschätzung»<sup>46</sup> wurden 5000 Menschen auf der Basis ihrer Stammbäume ausgewählt: Die DNA der Teilnehmer:innen, welche eine über viele Generationen konsistente Abstammung einer Region oder Ethnizität vorweisen konnten, wurde als Richtwert genommen. Doch die Werte eines jeden neuen Mitglieds vergrössern die Datenbank; sie wächst und wird angepasst. Dies hat zur Folge, dass sich die angezeigten Ergebnisse mit der Zeit sehr stark verändern können. Die meisten Anbieter beschreiben ein ähnliches Verfahren zur Festlegung der Ethnizitäten. Daran sind zwei Aspekte problematisch, erstens die grundsätzliche Festlegung der Ethnizität und damit die Grundannahme, es gebe so etwas wie Reinheit oder Ursprünglichkeit in diesem Zusammenhang, zweitens die Ungenauigkeit der Ergebnisse, die in ihrer Wandelbarkeit der Prämisse des vorhergehenden Reinheitskonzepts widerspricht.

Bevor weitere, konkrete Fallanalysen besprochen werden, müssen vorab die Konzepte Ethnizität, Nationalität, Race und Identität genauer reflektiert werden. Bei Definitionen muss immer bedacht werden, dass Begriffe stetigem Wandel unterworfen sind und je nach Disziplin oder Kontext andere Bedeutungen haben können. Im *Dictionary of Anthropology* findet sich folgende Definition: Ethnizität<sup>47</sup> sei ein Konzept, bei dem die Abgrenzung oder die Identifikation einer Gruppe im Vordergrund stehe. Es brauche zwingend eine wir/sie-Dichotomie. Doch die Grenzen seien fließend: Individuen könnten sich darauf mehr oder weniger frei bewegen.

## Vorgestellte Gemeinschaften und sich wandelnde Begriffe

Zum Begriff der Nationalität gibt es hingegen keinen Eintrag, was darauf zurückzuführen ist, dass die Definition von Zugehörigkeit zu einer Nationalität weltweit unterschiedlich geregelt ist. Rechtlich gesehen hängt sie vom Besitz der entsprechenden Papiere ab. In seinem Standardwerk *Imagined Communities. Reflections on the Origin and Spread of Nationalism* (1983) schlägt der amerikanische Politikwissenschaftler Benedict Anderson folgenden Nationsbegriff vor: «an imagined political

44 Stankus, Tony: Reviews of Science for Science Librarians: Direct-to-Consumer DNA Testing for Ancestry as a Complement to Traditional Genealogic Methods. *Science & Technology Libraries*, 29. 5. 2020, <https://doi.org/10.1080/0194262X.2020.1758285>, 16. 5. 2021.

45 MyHeritage, [www.myheritage.ch/dna/founder-populations](http://www.myheritage.ch/dna/founder-populations), 4. 2. 2022.

46 Ebd.

47 Seymour-Smit, Charlotte: *Macmillan Dictionary of Anthropology*. London, Basingstoke 1996, S. 95.

community – and imagined as both inherently limited and sovereign».<sup>48</sup> Vorgestellt (imagined) sei die Nation deshalb, weil die Mitglieder der jeweiligen Gesellschaften die meisten anderen nicht kennen und niemals treffen werden. In ihrer Vorstellung existiert dennoch eine Vorstellung ihrer Gemeinschaft. «Begrenzt» (limited) bezieht sich auf die genau bestimmten (wenn auch veränderbaren) Grenzen, welche die Nation von anderen Nationen trennt. Diese Trennung bedeutet, dass sich die Mitglieder der Nationen nie mit der gesamten Menschheit identifizieren – somit wird das Jenseits der Grenzen als Anderes konstituiert. Eine Gemeinschaft (community) seien sie deshalb, weil ungeachtet realer Ausbeutung und Ungleichheit ein tiefes, horizontales Kameradschaftsgefühl zwischen den Mitgliedern bestehe. In diesem Gefühl sieht Anderson den Grund für das bereitwillige Kämpfen und vor allem Sterben von Millionen Menschen in den letzten zwei Jahrhunderten für «such limited imaginings».<sup>49</sup> Insbesondere das Verständnis der Nation als vorgestellte Gemeinschaft ist ein Konzept, dem ich in meinen Videoanalysen oft begegnete: das auf blosser Imagination fussende Kameradschaftsgefühl aufgrund der Information, derselben Ethnie anzugehören.

Unter «Race»<sup>50</sup> wird laut dem *Dictionary of Anthropology* eine Gruppe von Menschen bezeichnet, die gemeinsame äusserliche Merkmale haben. Es wird betont, dass diese Unterscheidungen keine wissenschaftliche Gültigkeit besitzen. Die Wissenschaft ist sich grösstenteils einig, dass es keine eindeutigen Kriterien für eine Einteilung der menschlichen Population in rassische Gruppen gibt, weil Gruppen in sich und untereinander interagieren und sich so konstant genetisch verändern. Nichtsdestotrotz ist Race ein sehr mächtiges gesellschaftliches Konzept, anhand dessen bestimmte Gruppen systematisch unterdrückt und ausgeschlossen werden. Das Konzept Race wird gesellschaftlich jedoch nicht nur auf physiologische Aspekte angewandt, sondern schliesst auch psychologische und moralische Stereotype und Zuschreibungen ein. Die Grenzen von Race und Ethnizität seien oft fließend; Gruppen, die «rassisch» anders wahrgenommen werden, können sich trotzdem zur gleichen Ethnie zählen und umgekehrt.

Diese Definitionen stammen aus dem Jahr 1986 und aus heutiger Sicht ist zumindest fraglich, wie frei sich Menschen tatsächlich zwischen diesen Grenzen bewegen dürfen. Der Skandal um die amerikanische Kulturwissenschaftlerin Rachel Dolezal,<sup>51</sup> die sich unzutreffenderweise als afroamerikanisch ausgegeben hatte, zeigt, dass «racial passing», der Wechsel von einer «Rasse» zu einer anderen, höchst konfliktbeladen sein kann, vor allem wenn jemand aus einer privilegierten in eine nicht privilegierte Kategorie wechselt. 2021 erschien der Roman *Identitti* von Mithu Sanyal, der Dolezals Geschichte für den deutschsprachigen Raum fiktiv adaptiert. Erzählt wird die Geschichte einer renommierten Professorin für post-

48 Anderson, Benedict: *Imagined Communities. Reflections on the Origin and Spread of Nationalism*. New York 2016, S. 6.

49 Ebd.

50 Seymour-Smit (Anm. 47), S. 238.

51 Krüger, Gesine: *Transracial Identity. Rachel Dolezals Kampf um Anerkennung*, 2017, <https://geschichte-dergegenwart.ch/transracial-identity-rachel-dolezals-kampf-um-erkennung>, 4. 2. 2022.

koloniale Studien an einer deutschen Universität, die fälschlicherweise angibt, indischer Abstammung zu sein. Dass der Roman zum Verkaufsschlager wurde, zeigt das grosse öffentliche Interesse an Themen der Identitätspolitik und an Fragen nach kultureller Aneignung.

Und dennoch – oder vielleicht gerade deshalb – erklärt der Schweizer Historiker Valentin Groebner: «Identität ist kein brauchbarer analytischer Begriff, sondern ein vages Etikett mit komplexer Entstehungsgeschichte.»<sup>52</sup> Besagte Entstehungsgeschichte nimmt ihren Anfang in der mittelalterlichen Logik, in der das Wort «vollständige Übereinstimmung zweier Grössen»<sup>53</sup> bedeutet. Die heutige Bedeutung bekam es erst nach dem Zweiten Weltkrieg, nachdem der Sozialpsychologe Erik Erikson Identität als «subjektive Selbstdefinition und individuelle Weiterentwicklung»<sup>54</sup> definierte. In den Jahrzehnten danach wurde der Begriff stark politisiert und hatte in den 1990er-Jahren Hochkonjunktur, als der analytische Philosoph Kwame Anthony Appiah den Sammelband *Identities*<sup>55</sup> publizierte, eine Sammlung von Essays, die sich mit Themen wie der Fahrendenbewegung in der westlichen Imagination oder der Regulation Schwarzer Frauenkörper in städtischen Räumen beschäftigte. Das Schlagwort Identitätspolitik wurde über die Jahre von unterschiedlichen politischen Richtungen für unterschiedliche Zwecke verwendet. In den 1970er-Jahren wurde damit ein politisches Engagement bezeichnet, welches von einer gemeinsamen Unterdrückungserfahrung ausgeht. Die Schwarze Bürgerrechtsbewegung, die zweite Frauenrechtsbewegung, die amerikanische indianische Bewegung und die Lesben- und Schwulenbewegung wurden darunter subsumiert.<sup>56</sup> Mal galt Identitätspolitik als liberal, dann als das Gegenteil, mal als zu links oder zu wenig links<sup>57</sup> und dann erhofften sich politische Strömungen von rechts davon eine Zurückbesinnung auf traditionelle Werte («die Identitären»)<sup>58</sup>. Groebner jedenfalls findet klare Worte: Heute bedeute das Zauberwort vor allem eines, Selbstvermarktung.<sup>59</sup> Appiah folgert: «Soziale Identitäten mögen auf Irrtümern beruhen, doch sie geben uns Konturen, Gewohnheiten, Werte, eine Art von Sinn und Ziel.»<sup>60</sup> Ohne zu viel vorwegnehmen zu wollen, würde ich behaupten, dass damit die Motivationen der von mir untersuchten Protagonist:innen passend umrissen sind. Denn so imaginär das Konzept in der Theorie erscheinen mag, so

52 Groebner, Valentin: Bin ich das? Eine kurze Geschichte der Selbstauskunft. Frankfurt am Main 2021, S. 175.

53 Groebner, Valentin: Der Glamour der Identität, 2021, <https://geschichtedergegenwart.ch/der-glamour-der-identitaet>, 4. 2. 2022.

54 Ebd.

55 Appiah, Kwame Anthony; Gates, Henry Louis, Jr. (Hg.): Identities. Chicago 1994.

56 Purtschert, Patricia: It's #identity politics, stupid! 2017, <https://geschichtedergegenwart.ch/its-identity-politics-stupid>, 4. 2. 2022.

57 Holzhauser, Thorsten: Identitätspolitik: Ohne geht es auch nicht, 2021, <https://geschichtedergegenwart.ch/identitaetspolitik-ohne-geht-es-auch-nicht>, 4. 2. 2022.

58 Deutschlandfunk, Rechtsextreme Akteure. «Identitäre Bewegung» – Nationalisten im Hipster-Gewand, 14. 7. 2020, [www.deutschlandfunk.de/rechtsextreme-akteure-identitaere-bewegung-nationalisten-im-100.html](http://www.deutschlandfunk.de/rechtsextreme-akteure-identitaere-bewegung-nationalisten-im-100.html), 22. 4. 2022.

59 Groebner (Anm. 53).

60 Appiah, Kwame Anthony: Identitäten. Die Fiktionen der Zugehörigkeit. Berlin 2019, S. 93.

real und wichtig ist es für Menschen, die auf der Suche danach sind. Dabei kann es sich um eine Identität handeln, die sich auf kulturelle oder ethnische Unterscheidungen stützt, oder eine, die sich aus (fehlenden) Verwandtschaftsbeziehungen konstruiert. In beiden Fällen geht es um etwas Abwesendes, um etwas Fehlendes, nach dem sich die Protagonist:innen sehnen und wovon sie sich eine komplettere Selbstwahrnehmung versprechen. Da die Protagonist:innen die Begriffe selbst verwenden, werden die unterschiedlichen Bedeutungen von Fallbeispiel zu Fallbeispiel neu reflektiert. Der Begriff der Identität wird somit nicht als Analysekategorie, also etisch, sondern als emisches<sup>61</sup> Konzept der Akteur:innen verstanden.

### Soony Sun: «This is not what I thought would happen»

Die Begriffe Ethnizität, Nationalität und Race werden von den Protagonist:innen in den Videoanalysen unterschiedlich und teils auch synonym verwendet. Dass dies mitunter zu Verwirrung führen kann (bei den Protagonist:innen gleichwohl wie bei den Zuschauenden), zeigt das Beispiel des Protagonisten Soony Sun.<sup>62</sup> Dieser erklärt zu Beginn seines Videos: «I'm half Asian and half white. My dad is Tibetan and my mum is English» (0:11). «Asian» und «white» beziehen sich auf seine Race, während «Tibetan» als Ethnizität verstanden würde, «English» jedoch als Nationalität. «I had some difficulties finding my identity», erklärt er weiter. «I never really felt white or Asian. I just feel like a strange ambiguous entity that floats around» (1:25). Für Soony Sun scheint von Beginn an nicht klar zu sein, welche Resultate er vom Test erwarten kann. Er hat sich zwar genügend informiert, um zu wissen, dass tibetische DNA bei keinem der Anbieter separat erfasst wird, dennoch scheint er mit seinen Ergebnissen völlig überfordert zu sein. Seine Aufschlüsselung sieht folgendermassen aus: 42.7% Europäisch und 57.3% Asiatisch. Letzteres ist weiter aufgeschlüsselt in 31.7% Westasiatisch, 19.4% Mongolisch, 12.3% Chinesisch und Vietnamesisch, 21.9% Zentralasiatisch und 3.7% Nepalesisch. Für Soony Sun kommt dies völlig überraschend und er erklärt, den Tränen nahe: «So I don't know what I thought would happen. But this is not what I thought would happen» (7:58). Was genau ihn an dieser Aufschlüsselung derart verstört, bleibt für die Zuschauer:innen unklar. Fest steht, dass Soony Sun hinterher mehr Fragen als Antworten hat: «Maybe one of my grandparents is Mongolian. Maybe they are Chinese. Or maybe they are Central Asian. I have no idea.» (7:49). Theatralisch fährt er fort: «I'm kinda scared, it could be anything. Maybe I'm adopted, I don't know. I don't know where I'm from. [...] My life is a lie.» (4:30). Durch Video- und Soundeffekte

61 Ein der Linguistik entnommenes Begriffspaar für die Unterscheidung von Begriffen, die in einem bestimmten kulturell-sozialen Bedeutungsuniversum verwendet werden (emisch), und solchen, die ans Feld herangetragen werden (etisch). Vgl. Sokefeld, Martin: Problematische Begriffe: «Ethnizität», «Rasse», «Kultur», «Minderheit». In: Brigitta Schmidt-Lauber (Hg.): Ethnizität und Migration. Einführung in Wissenschaft und Arbeitsfelder. Berlin 2007, S. 35.

62 Soony Sun: WHAT AM I? Ethnically Ambiguous Boy Takes A DNA Test. [www.youtube.com/watch?v=3Ns2G3FvFfl&ab\\_channel=SoonySun](https://www.youtube.com/watch?v=3Ns2G3FvFfl&ab_channel=SoonySun), 5. 2. 2022. Die Timecodes der Videozitate werden im Text in Klammern gesetzt.

deutet er an, dass seine Worte nicht ganz ernst genommen werden sollten. In einem Punkt aber sieht sich Soony Sun bestätigt: in der Eigenwahrnehmung seiner Race, welche für ihn in direktem Zusammenhang mit seiner Identität steht. Er liest die Ergebnisse als Beweis, dass er halbasiatisch und halbweiss sei. Ein Beweis, der auf dem Trugschluss basiert, Race könne durch genetische Parameter bestimmt werden, liege also in seiner «Natur».

Diese Berufung auf die Natur, die als biologische Fakten verstanden werden, findet sich auch in vielen anderen Videos. Die Begriffe «wirklich», «wahr» oder «Wahrheit» stehen bei vielen bereits im Titel oder kommen in den ersten Sätzen vor, wenn die Protagonist:innen sich fragen, wer sie «wirklich sind»<sup>63</sup> oder was die «endgültige Wahrheit über meine Familie»<sup>64</sup> ist. Ein Protagonist ist völlig aufgelöst, weil er aus den Ergebnissen schliesst, dass seine Eltern «gar keine Afghanen»<sup>65</sup> sind. Dies weist einerseits auf ein bedingungsloses Vertrauen in die Gültigkeit der Tests hin, andererseits darauf, dass es für die Protagonist:innen einen klaren Zusammenhang gibt zwischen der Biologie/Natur und der Wahrheit. Dies könnte ein Indiz dafür sein, dass durch die Tests unbewusst essenzialistisches Gedankengut manifestiert werden könnte, wie beim oben genannten Beispiel von Soony Suns angeblicher Bestätigung seiner Race.

Diese Gefahr der Verbreitung eines essenzialistischen Verständnisses von Race ist besonders bedrückend, wenn man weiss, mit welchem Ziel Gentests, die auf die ethnische Zusammensetzung abzielen, ursprünglich entwickelt wurden: nämlich um der medizinischen Diskriminierung von Minderheiten entgegenzuwirken.<sup>66</sup> Denn das Risiko eines Individuums für bestimmte Krankheiten hängt zwar von vielen Faktoren ab – einige davon sind erblich, zum Beispiel das biologische Geschlecht, andere sind abhängig von der Umwelt und den Lebensumständen, etwa Klima oder Ernährung –, jedoch fanden Forschende heraus, dass gewisse ethnische Gruppen statistisch anfälliger für bestimmte Krankheiten sind. So haben Native Americans ein höheres Diabetesrisiko und African Americans erkranken häufiger an Prostatakrebs.<sup>67</sup> Dies weckte die Vermutung, dass es genetische Ursachen für die ungleiche Risikoverteilung bei bestimmten Krankheiten geben könnte. So begannen sie als Races definierte Gruppen auf spezifische Genkombinationen (Cluster) zu untersuchen. Das Ziel dabei war, mit diesen genetischen Informationen Behandlung und Medikation so anzupassen, dass die spezifische Gruppe besser darauf ansprach, gezielt Prävention zu betreiben und die Heilungschancen zu erhöhen. Dies war in der Medizin ein umstrittenes Unterfangen. Kritiker:innen<sup>68</sup> befürchteten, dass der wissenschaftliche Konsens darüber, dass Race kein biologisches, sondern ein gesellschaftlich konstruiertes Konzept sei, mit

63 NatalieNapalai (Anm. 41).

64 KennethChabra: DIE ENDGÜLTIGE WAHRHEIT ÜBER MEINE FAMILIE?! UNSERE DNA ERGEBNISSE SIND DA!, [www.youtube.com/watch?v=wNLHCezNgZU&ab\\_channel=KennethChabra](https://www.youtube.com/watch?v=wNLHCezNgZU&ab_channel=KennethChabra), 3:29, 7. 2. 2022.

65 KennethChabra (Anm. 64), 7:25.

66 Fullwiley, Duana: Race, genes, power. In: *The British Journal of Sociology* 66/1 (2015), S. 41.

67 Ebd.

68 Schwartz, Robert: Racial profiling in medical research. In: *The New England Journal of Medicine*, [www.nejm.org/doi/full/10.1056/NEJM200105033441810](https://www.nejm.org/doi/full/10.1056/NEJM200105033441810), 7. 2. 2022.

der Popularisierung des Vorgehens von der Gesellschaft infrage gestellt werden könnte. Tatsache war: Die Genetiker:innen fanden Cluster, welche einzelne Personengruppen voneinander unterschieden. Die Unterschiede waren jedoch minimal und die übereinstimmenden Sequenzen nie nur in einer Gruppe vorzufinden.<sup>69</sup> Obwohl mit dieser Methode einige Erfolge erzielt wurden, befürchteten die Forschenden, dass ihre Forschung missverstanden oder missbräuchlich verwendet werden könnte. Dies veranlasste einige der Wissenschaftler:innen, Informationen über ihre Forschung nicht mehr mit der Öffentlichkeit zu publizieren.<sup>70</sup> Offensichtlich konnte dies die Popularisierung des Verfahrens nicht verhindern, als Anbieter und Investoren merkten, dass in den DNA-Daten grosses wissenschaftliches und damit auch finanzielles Potenzial liegt.

### Natalie: «Ich hoffe, es kommt nichts Schlimmes raus»

Ist die Besorgnis der Forschenden bezüglich einer Ausbreitung essenzialistischen Gedankenguts durch die Popularisierung der DTC-Tests gerechtfertigt? Oder ist vielleicht sogar das Gegenteil der Fall, wie teils von den von mir untersuchten Protagonist:innen vermutet? «Ich hab grad ein ganz anderes Weltbild! Das hat meinen Horizont komplett erweitert! [...] So ein Test würde so viel verändern in der Welt. Kriege würden vermieden werden, weniger Konflikte, Rassisten ... Wenn ich jetzt zum Beispiel sagen würde: Ich hasse die Türken! Kann ich das gar nicht sagen, weil ich bin selber Türke.»<sup>71</sup> Diese Aussage ist einem übergeordneten Gefühl, dass alle Menschen verwandt seien, geschuldet, das dem Protagonisten durch den Test zum ersten Mal richtig bewusst wurde. Wenn die Menschen erst mal vor Augen geführt bekämen, dass sie alle denselben Ursprung haben, gäbe es, so glaubte er, auch keinen Grund mehr, sich zu hassen. Ein anderer resümierte: «I think it's important to remember that human beings are human beings, and we should respect and love each other»,<sup>72</sup> und appelliert dadurch an ein Verständnis des Menschen als Teil der «human race». Gleichzeitig zeigten sich bei einigen Protagonist:innen entgegengesetzte Gefühlsäusserungen: ein Verbundenheitsgefühl mit Leuten, die (angeblich) derselben Ethnie angehören. Oftmals wurden Referenzen auf Menschen gemacht, die im Video abwesend waren, die aber dieser Ethnie angehörten («Kasachstan! Mein bester Freund kommt aus Kasachstan! Den muss ich gleich anrufen!»).<sup>73</sup> Die vermeintlich geteilte Ethnizität wird so zum verbindenden Element: Die Protagonist:innen schienen sich der betreffenden Gruppe näher zu fühlen und verspürten teilweise einen Drang, Kontakt aufzunehmen und sich mitzuteilen. Wenn sich Menschen der besagten Ethnie im eigenen Freund:innenkreis

69 Risch, Neil et al.: Categorization of humans in biomedical research: genes, race and disease. In: *Genome Biology* 3 (2002), [www.ncbi.nlm.nih.gov/pmc/articles/PMC139378/pdf/gb-2002-3-7-comment2007.pdf](http://www.ncbi.nlm.nih.gov/pmc/articles/PMC139378/pdf/gb-2002-3-7-comment2007.pdf), 10. 10. 2021.

70 Fullwiley (Anm. 66), S. 41.

71 Kenneth Chabra (Anm. 64), 10:13–10:44.

72 KXMAR (Anm. 39), 3:15.

73 Kenneth Chabra (Anm. 64), 7:42.

befanden, hatte dies zur Folge, dass die Wertung dieser Ethnie positiver ausfällt. Hier zeigt sich das von Anderson beschriebene Konzept der vorgestellten Gemeinschaft in seiner ganzen Willkür. Der deutsche Historiker Lutz Niethammer kritisiert das Konzept jeglicher «kollektiven Identität».<sup>74</sup> Die Bestimmtheit des Begriffs übertöne die Vagheit des Inhalts, der nur einen einzigen festen Kern besitze, «die Abgrenzung vom Nicht-Identischen»<sup>75</sup> und damit Konfliktbereitschaft und die Tendenz zum Fundamentalismus und zur Gewalt.<sup>76</sup> Diese Abgrenzungen wurden bei den Protagonist:innen teils ganz konkret geäußert. So hofft die Protagonistin Yasmin vor Erhalt ihres Resultats, dass «nicht Schlimmes»<sup>77</sup> dabei herauskomme. Angesichts des Resultats fühlt sie sich «betrogen»,<sup>78</sup> weil der Test nur 17 Prozent orientalische DNA anzeigt. Sie hatte offensichtlich einen höheren Wert erwartet, weil sie sich ihrer orientalischen Identität vorab so sicher war. Auch der Ethnologe Martin Sökefeld, dessen Forschungsschwerpunkte auf den Themen Migration und Identitätstheorie liegen, findet klare Worte: «Konzepte wie Kultur, Rasse und Nation sind Ausgrenzungskonzepte. [...] Sie konstituieren die Differenz und die Fremdheit der anderen.»<sup>79</sup> Auffallend ist, dass er dabei Kultur als analytischen Begriff auf dieselbe Ebene stellt wie Rasse oder Nation. Der Begriff habe, besonders in deutschsprachigen Diskursen, den Begriff der Rasse abgelöst; die Problematik aber sei dieselbe geblieben.<sup>80</sup>

## Jah y Shaw: «You know that you are somebody»

Bereits bei meinen ersten Visionierungen fiel mir auf, dass es viele Videos von Schwarzen Menschen oder People of Color aus Nordamerika und Westeuropa gibt. Dies führte zur Frage, ob der Wunsch nach Ahnenforschung bei dieser Gruppe ausgeprägter sein könnte. Ein Erklärungsansatz für diese Vermutung wäre, dass viele von ihnen annehmen, dass ihre Vorfahren vor Generationen im Zusammenhang mit der Sklaverei aus einem afrikanischen Land verschleppt wurden. Doch woher genau, darüber wissen die meisten nichts oder sehr wenig. Das wird am Beispiel des Protagonisten Jah y Shaw<sup>81</sup> deutlich. Er ist sich seines Selbstverständnisses als Amerikaner sicher, allerdings ist für ihn auch klar, dass er sich als *Schwarzer* Amerikaner versteht und auch so wahrgenommen wird. Er sei oft neidisch auf Menschen mit klarer Abstammungslinie: «Like my Chinese brothers and sisters,

74 Niethammer, Lutz: Kollektive Identität. Heimliche Quellen einer unheimlichen Konjunktur. Frankfurt am Main 2000, S. 625.

75 Ebd.

76 Ebd.

77 NatalieNapalai (Anm. 41), 3:47.

78 Ebd., 3:32.

79 Soekfeld, Martin: Problematische Begriffe: «Ethnizität», «Rasse», «Kultur», «Minderheit». In: Brigitta Schmidt-Lauber (Hg.): Ethnizität und Migration. Einführung in Wissenschaft und Arbeitsfelder. Berlin 2007, S. 45.

80 Ebd., S. 44.

81 Jah y Shaw: Am I STILL Black?! EMOTIONAL Ancestry DNA Results!!! SHOCKING!!!, [www.youtube.com/watch?v=MsENeDQ6tzE&ab\\_channel=JonathanHunn](https://www.youtube.com/watch?v=MsENeDQ6tzE&ab_channel=JonathanHunn), 19. 11. 2021.

they have a place they can resort back to, a language, a food. Mexican people, even Indians, Middle Eastern and even some actual Africans. Everybody has a place they can resort back to.» (3:20) Auf diesen grösseren Zusammenhang könne man sich stützen und stolz sein auf die Errungenschaften des eigenen Volkes. Er hingegen könne dies nicht: «Black Americans don't have that. Everything that we've been thought has been slavery and enslavement.» (4:18)

Er hat den Test also aus dem Wunsch heraus gemacht zu erfahren, aus welchen afrikanischen Ländern seine Vorfahren stammten. Für ihn hat das Wissen über die eigene Abstammungsgeschichte mit «empowerment» (4:18), Selbstermächtigung, zu tun. Das Wissen um ein Land, eine Sprache, eine Musik, um Folklore oder Essen, die er als seinen Hintergrund und Teil seiner Persönlichkeit verstehen kann, fehlte ihm bisher. Entsprechend emotional reagiert er auf das Ergebnis: Neben einem europäischen Anteil von 27% werden 58% seiner Gene afrikanischen Ländern zugeordnet. Die grössten Anteile entfallen auf Nigeria (22%) und Benin/Togo (14%). Die Informationen sind für ihn einschneidend. Sie haben ihm in seinem Selbstverständnis eine neue Perspektive eröffnet: «So when someone tells you, you're less than ... you know, you can resort back to a broader history of yourself. And you can then keep going forward with your life because you know that you are somebody.» (4:58) Das neue Wissen über seine Hintergründe, die Möglichkeit, sich in einen geschichtlichen Kontext einzuordnen, geben ihm ein starkes Gefühl der Ermächtigung. Er fühlt sich in seinem Selbst und seiner Identität bestätigt. Dass er «jemand ist», steht für ihn in direktem Zusammenhang zum Wissen um seine Vorfahren. Auch bei einer anderen Schwarzen Protagonistin kommt die angebliche Bestätigung der Selbstzuschreibungskonzepte zum Tragen: «It's just crazy to see I'm black and white, you know. I mean not black and white like I am, but black and white *on paper*.»<sup>82</sup> Den Test habe sie gemacht, weil es ihr wichtig war, ihrem kleinen Sohn irgendwann dessen Abstammungsgeschichte detailliert erzählen zu können. Wahrscheinlich erhofft sie sich, ihm dadurch bessere Startbedingungen zu ermöglichen für seine persönliche Suche nach Antworten auf Fragen nach Abstammung und Identität.

Folgendes kann festgehalten werden: Die Motivation der Protagonist:innen, einen DTC-Test zu machen, hat in allen Fällen etwas mit Identität oder Verwandtschaft zu tun, oft mit einer Kombination von beidem. Viele der Protagonist:innen thematisieren in ihren Videos auf die eine oder andere Weise eine Familiengeschichte oder ein Familiengeheimnis, dem sie nachgehen oder das sie aufklären wollten. Eine weitere Motivation war das Auffinden von Verwandten, meistens ging es um unbekannte Erzeuger. Diese Fälle wurden hier bewusst nicht besprochen, da dies Aspekte eröffnen würde, die zu weit führen. Bei anderen, die weniger konkrete Vorstellungen hatten, wonach sie eigentlich suchten, tauchte jedoch immer wieder der Begriff der Ahnen oder Vorfahren auf. So sagte eine Protagonistin, sie würde den Test allen empfehlen, denn «it's just really cool to know where those ... grand-

82 Keyshaszone: EMOTIONAL: ANCESTRY DNA RESULTS, [www.youtube.com/watch?v=m3QzZBL7aEs-](https://www.youtube.com/watch?v=m3QzZBL7aEs-) &ab\_channel=Keyshaszone, 14. 3. 2022.



Abb. 3: Drei Protagonist:innen. Brittany Vasseur, [www.youtube.com/watch?v=mDIYy\\_8bVjM](https://www.youtube.com/watch?v=mDIYy_8bVjM), 2. 2. 2020; KennethChabra (Anm. 64); The Weirdo Family (Anm. 83), 6.28, 19. 11. 2021.

parents and great great great great great grandparents came from».<sup>83</sup> Ihr Zögern und die dazugehörige unbeholfene Handbewegung zeigen, dass sie im Grunde genommen keine emotionale Verbindung mit diesen Menschen verspürt. Sie hat keine Vorstellung davon, wer diese Urahnen sein könnten oder in welcher Beziehung sie zu ihnen stehen könnte. Es sind gesichtslose Gestalten, deren imaginierte Präsenz dennoch in irgendeiner Form eine Rolle zu spielen scheint. Obwohl Verwandtschaft bekanntlich keine Garantie für eine (gute) Beziehung oder Ähnlichkeit sein muss, scheint das Konzept der Ahnenschaft für viele verheissungsvoll zu sein. Immer scheint die Vermutung mitzuschwingen, dass Wissen über die eigenen Ahnen Wissen über sich selbst bringe. Des Weiteren kann gesagt werden, dass für viele Protagonist:innen die konkreten Kategorien (Race, Ethnizität und Nationalität) und die daran geknüpften persönlichen Assoziationen als Bausteine für ihre persönliche Identitätskonstruktion fungierten. Welche Teile der Ergebnisse angenommen und welche abgelehnt wurden und worauf der persönliche Fokus gelegt wurde, war individuell. Die meisten Protagonist:innen legten ihre Ergebnisse so zurecht, dass sie zumindest irgendetwas herausnehmen konnten, was für sie brauchbar war – ähnlich, wie man es von Horoskopern kennt. So wurden unklare Fragmente aus Familiengeschichten gedanklich verifiziert oder eigene Charaktereigenschaften oder Körpermerkmale anlässlich der Informationen neu beurteilt, zum Beispiel eine «persische Nase»<sup>84</sup> oder «der Orient in dir».<sup>85</sup> Wie ernst die jeweiligen Protagonist:innen ihre Ergebnisse nahmen, war unterschiedlich. Für einige füllten sie eine Lücke in ihrer Identitätskonstruktion, für andere war es eine spielerische Variante, vermeintlich neue Aspekte der eigenen Persönlichkeit zu entdecken.

83 The Weirdo Family: MY SHOCKING ANCESTRY DNA RESULTS ARE IN!!! // I'VE BEEN LIVING A LIE!, [www.youtube.com/watch?v=nS4mWRTjWCU](https://www.youtube.com/watch?v=nS4mWRTjWCU), 6:28, 19. 11. 2021.

84 KennethChabra (Anm. 64).

85 NatalieNapalai (Anm. 41), 12:25.

## Identitätstourismus im strukturierten Chaos

Das Produzieren und die Veröffentlichung eines Videos auf der Plattform Youtube erweitern nun in jedem Fall dieses neue Identitätskonstrukt um eine Facette. Einige erachteten die Tests bloss als spannenden Inhalt für ihren Kanal, andere suchten aktiv die Verbindung zu Menschen in ähnlichen Situationen oder wollten Referenzpunkte schaffen, zum Beispiel KXMAR. In jedem Fall aber schaffen die realen Personen hinter den Videos bewusst oder unbewusst mit ihrer öffentlichen Darstellung eine digitale Identität und beeinflussen so die Art und Weise, wie sie von anderen wahrgenommen werden. Der Social-Media-Film setzt, im Gegensatz zum fiktiven Film, Interaktion voraus. Die «vierte Wand»,<sup>86</sup> also die strikte Trennung von Zuschauer:innen und Akteur:innen, wird per Definition aufgebrochen. Das Publikum wird direkt angesprochen oder gar mit einbezogen. Ihm soll etwas geboten werden, es wird gelockt und die Gefühle der Zuschauenden werden mit einbezogen und ihre Reaktionen vorausgesagt. Den Protagonist:innen ist durchaus bewusst, dass diese Informationen, inklusive aller damit verbundenen Gefühlsausbrüche, mit einer sehr breiten Öffentlichkeit geteilt werden. Die Reflexion des Mediums ist somit inhärent bei dieser Art von Social-Media-Film. Die Forscher:innen Nelson und Jeong sehen dabei eine Verbindung der inhaltlichen und der formalen Ebene: «Using image, sound and text, they perform the new or elaborated selves made available to them through genetic ancestry testing.»<sup>87</sup> Im Internet sei es möglich, sich jede mögliche Identität anzueignen; durch DTC-Tests erhält dieser «identity tourism»<sup>88</sup> eine scheinbare Legitimation. Dieses Verhalten begegnete mir auch mehrfach, wenn beispielweise aufgesetzte Akzente oder klišierte Verhaltensweisen vorgeführt wurden, aber auch wenn stereotype Assoziationen geäussert oder in den Videos dargestellt wurden. Dass oft auch nur diejenigen Aspekte herausgepickt wurden, die ins eigene Selbstbild passten, das, was als cool, aufregend oder skandalös, aber in irgendeiner Form passend erachtet wurde, untermauert Valentin Groebners These, dass Identität heute hauptsächlich Selbstvermarktung sei. Ich denke, auf einige der Protagonist:innen mag dies durchaus zutreffen, doch wäre es als Erklärung für das Phänomen zu kurz gefasst. Mit der selbst gewählten Exponierung im digitalen Raum werden die Protagonist:innen Teil eines Netzes, einer Gemeinschaft der Suchenden im Internet als einem Ort des strukturierten Chaos, eines «structangle»,<sup>89</sup> von dem die ganze Welt nur ein Klick entfernt ist und es unendliche Möglichkeiten zum Weiterverfahren gibt, was ans rhizomatische Verständnis der populären Genealogie erinnert. Diese Struktur des Internets und die neuen Möglichkeiten, die damit einhergehen, könnten zugleich Gefühle der Vernetzung und der Entwurzelung hervorrufen. Das Phänomen der

86 Wulff, Hans Jürgen: Lexikon der Filmbegriffe, <https://filmlexikon.uni-kiel.de/index.php?action=lexikon&tag=det&id=2999>, 9. 9. 2020.

87 Nelson/Hwang (Anm. 34), S. 272.

88 Nakamura, Lisa: A Review of Cybertypes. Race, Ethnicity, and Identity on the Internet. London 2002, S. 192.

89 Nelson in Han, Byung-Chul: Hyperkulturalität. Kultur und Globalisierung. Berlin 2005, S. 15.

DNA-gestützten Genealogie durch DTC-Tests ist symptomatisch dafür, weil es einerseits klaren Regeln der Zugehörigkeit folgt, aber gleichzeitig den Wunsch nach Vielfalt und Weltbürgertum spiegelt.



# «Normale Menschen, die einen Schritt weiter denken»

## Wie Prepper:innen sich in Auseinandersetzung mit stereotypen Darstellungen als «paranoid» und «extremistisch» selbst entwerfen

JULIAN GENNER, ULLA SCHMID

### Abstract

Preppen ist ein Lebensstil und Trend, der seit der Finanzkrise 2007 auch in Mitteleuropa einen Popularitätsschub erlebt. Im Preppen geht es darum, sich mithilfe einer optimalen Krisenvorsorge auf den totalen Zusammenbruch der öffentlichen Ordnung vorzubereiten. In der medialen Wahrnehmung überwiegen stereotype Darstellungen von Prepper:innen als paranoide Spinner:innen, faszinierende Exot:innen oder rechtsextreme Gefährder:innen. In Abgrenzung von diesen Stereotypisierungen begreifen Prepper:innen sich als «normale Menschen, die einen Schritt weiter denken». Basierend auf Gesprächen mit über 50 Prepper:innen zeigen wir, wie Prepper:innen in Auseinandersetzung mit den negativen Stereotypisierungen ein idealisiertes Selbstbild entwerfen, das wir mit Moritz Ege als «Prepper:innenfigur» bezeichnen. Die Prepper:innenfigur zeichnet sich dadurch aus, dass sie unabhängig von äusseren Umständen ihr gewohntes Leben fortsetzen kann und jede noch so widrige Situation zu bewältigen weiss.

*Keywords: prepper, preparedness, figure, mistrust, crisis, autonomy*

*Preppen, Krisenvorsorge, Figur, Misstrauen, Unabhängigkeit*

«Across the country, ordinary Americans from all walks of life are taking whatever measures necessary to prepare.» Eine ernste Männerstimme spricht diese Worte im Vorspann der amerikanischen Reality-TV-Serie *Doomsday Preppers*.<sup>1</sup> Unterlegt von martialischer Musik, folgen in schneller Schnittfolge dramatische Bilder: ein Mann traktiert einen Dummy mit Boxschlägen, ein anderer macht zackige Liegestütze mit Gasmasken und Sauerstoffflasche auf dem Rücken. Vor dem Kehlkopf in

1 *Doomsday Preppers*, USA 2012–2014, National Geographic (3 Staffeln, 54 Episoden). Wir beziehen uns im Folgenden auf die dritte Episode der ersten Staffel (Erstausstrahlung am 7. 2. 2012).

Grossaufnahme blitzt von hinten eine Messerklinge ins Bild, ein Molotowcocktail geht nachts in Flammen auf. Ein Mann mit Pfeil und Bogen pirscht um einen Busch herum, ein anderer in Militärkleidung schießt eine Salve mit seinem Schnellfeuergewehr, eine Mutter treibt ihre Kinder – alle in medizinischer Schutzkleidung – bei einer Evakuierungsübung zur Eile an. Die Stimme aus dem Off erklärt, dass Prepper:innen immense Opfer erbrächten und grosse Anstrengungen unternehmen, um sich für nichts Geringeres als das Ende der Welt, wie wir sie kennen, zu rüsten. Dazwischen kurze Statements von den vier Prepper:innen, die diese Folge vorstellen wird, unter ihnen Tim Ralston. Er erklärt, wie er sich auf einen Angriff mit einem nuklearen elektromagnetischen Impuls vorbereitet, der zu einem völligen Ausfall der Stromversorgung führen würde. In unter vierzig Minuten will er im Krisenfall ein abgelegenes Grundstück in der Wüste erreichen, auf dem er aus Schiffscontainern einen Bunker errichten will. Die Sendung zeigt auch den Prototyp einer seiner eigenen Erfindungen, einen Klappspaten, dessen Vorzüge Ralston demonstriert: Er spaltet damit Holz, durchtrennt ein Seil, sägt ein Brett, entfernt einen Nagel, zerschlägt eine Platte, öffnet eine Bierflasche und zerfetzt schliesslich eine aufgehängte Schweinehälfte – denn im Krisenfall müsse man sich verteidigen können, auch ohne Schusswaffe. Apropos, wir sehen ihn bei verschiedenen Schiessübungen mit seinen beiden Söhnen im Teenageralter, denen er das präzise Schiessen in Stresssituationen beibringen möchte. Als Prepper, so der Kommentar aus dem Off, wisse Ralston, dass das Unerwartete jeden Moment eintreffen könne. Ein Schuss, das Bild wird kurz schwarz, und wir sehen ihn auf dem Wüstenboden sitzen mit einem dicken Verband am Daumen – er hat sich mit der Pistole selbst in den Daumen geschossen. Der Sanitäter des Produktionsteams ist neben ihm, als er das Bewusstsein verliert – Werbepause. Nach der Wiederholung der Szene erzählt der inzwischen genesene Patient rückblickend vom Hubschraubertransport und der Notoperation seines geretteten, aber nun kürzeren Daumens. Aus dem Off verkündet der Kommentar das Urteil der Expert:innen, die die detaillierte Planung, die Ralston für seine gute Ausrüstung und seine Fitness loben, aber ihn auffordern, baldmöglichst mit dem Bau des geheimen Bunkers in der Wüste zu beginnen. Auch in Erster Hilfe und im Umgang mit Waffen bestehe Nachholbedarf, worauf der Kritisierte demonstrativ einen neuen Erste-Hilfe-Koffer in die Kamera hält. Der Schiessunfall habe ihm gezeigt, dass er auch eine richtige Krise überleben könne. Zum Abschluss des Porträts verkündet die Stimme aus dem Off, dass andere konsultierte Expert:innen einen Angriff mit einem nuklearen elektromagnetischen Impuls für äusserst unwahrscheinlich halten, und stellt dadurch den Sinn von Ralstons Vorsorge infrage.

*Doomsday Preppers* gehörte zu den erfolgreichsten Eigenproduktionen von *National Geographic*. Insgesamt wurden drei Staffeln mit insgesamt 54 Folgen produziert, die von 2012 bis 2014 in den USA, etwas später in zahlreichen anderen Ländern, auch im deutschen Privatfernsehen, ausgestrahlt wurden.<sup>2</sup> Die Serie machte Preppen ei-

2 *National Geographic* produzierte auch mehrere Staffeln des Spin-offs *Doomsday Castle*. Konkurrierende Netzwerke entwickelten ähnliche, aber weniger erfolgreiche Formate wie *Meet the Preppers*, *My Pink Pistol* oder *Doomsday Bunkers*.

ner breiteren Öffentlichkeit überhaupt erst bekannt. Wie bei anderen Erzeugnissen der Massenkultur beruht ihr Erfolg darauf, dass sie auf ganz unterschiedliche Arten geschaut werden und dadurch ein diverses Publikum adressieren kann.<sup>3</sup> Im Modus der ironischen Aneignung funktioniert die Sendung mit ihrer Effekthascherei und ihren übertriebenen Inszenierungen als «Trash». Wie Youtube-Kommentare unter den hochgeladenen Folgen zeigen, dient die Sendung auch unter interessierten Prepper:innen bis heute teilweise als Inspirationsquelle. Die Porträts sind ein Anlass dafür, den Realitätsgehalt von Szenarien und die Wirksamkeit einzelner Vorbereitungsmaßnahmen ernsthaft zu diskutieren.<sup>4</sup>

Gleichsam zwischen diesen Polen regt die Serie dazu an, die von ihr inszenierte Wirklichkeit moralisch zu bewerten. Sie entwirft und spielt mit stereotypen Schablonen und Klischees. Der Schiessunfall und die eine oder andere Äusserung von Tim Ralston sind Steilvorlagen, um an seiner Zurechnungsfähigkeit zu zweifeln und ihn ins Lächerliche zu ziehen – Prepper:innen als paranoide Spinner:innen oder beschränkte Weltuntergangsfanatiker:innen. Die Serie erzeugt aber auch ein bedrohliches Bild von Prepper:innen als gefährlichen Menschen, die bis an die Zähne bewaffnet zum Äussersten bereit sind. Schliesslich zeigt die Serie Preppen auch als Leidenschaft und würdigt die Hingabe, mit der die Protagonist:innen für sich und ihre Familie vorsorgen. Sie inszeniert Preppen gleichzeitig als Zielscheibe von Spott und Verachtung, als Bedrohung für die Gesellschaft und als Gegenstand von Faszination und Bewunderung. Die Serie erzeugt und spielt geschickt mit dieser in sich widersprüchlichen Rahmung des Phänomens. Sie schafft eine Ambivalenz und überlässt es den Zuschauer:innen, diese Ambivalenz durch ihre kulturelle Aneignungs- und moralische Beurteilungspraxis für sich aufzulösen.

Wie die Kultursoziologin Jennifer Lena in ihrer komparativen Studie zur Entwicklung von Musikstilen zeigt, begleitet diese ambivalente dreifache Rahmung die Kommerzialisierung von Subkulturen und Szenen.<sup>5</sup> *Doomsday Preppers* hat sowohl

3 Pierre Bourdieu schreibt über Fernsehsendungen: «Denn diese Kunst ist in erster Linie das Produkt eines Systems, bei dem es vorrangig um die Rentabilität der Investitionen und also um die größtmögliche Erweiterung des Publikums geht: Deswegen kann sie sich gar nicht darauf beschränken, die Konsumtion einer bestimmten sozialen Klasse nach Möglichkeit zu intensivieren, sondern muss eine immer breiter gestreute soziale und kulturelle Zusammensetzung dieses Publikums anstreben, das heißt die Produktion von Gütern, die so etwas wie einen größten sozialen Nenner darstellen [...]» Bourdieu, Pierre: *Kunst und Kultur. Zur Ökonomie symbolischer Güter* (Schriften zur Kultursoziologie 4). Berlin 2014, S. 50.

4 Nach der Kultursoziologin Jennifer Lena ist die ironische Aneignung («ironic consumption») eine Form der Beurteilung, die sich auf die Machart und die Form konzentriert. Nichtironische Aneignung dagegen beurteilt den Inhalt, etwa ob das Gezeigte realistisch ist. Lena, Jennifer C.: *Banding Together. How Communities Create Genres in Popular Music*. Princeton 2012, S. 169. Dieser Befund knüpft an die Überlegungen Pierre Bourdieus zum Umgang mit und der Bewertung von Kunstwerken in verschiedenen Milieus an, vgl. Bourdieu, Pierre: *Die feinen Unterschiede. Zur Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*. Frankfurt am Main 2003 (1982).

5 Lena entwickelt das Argument am Beispiel des Psychedelic Rock: «Journalists may portray the genre lifestyle as innocent fun and feature its colorful surface aspects; they may spin the lifestyle as a danger to its fans; or they may claim a danger is posed to society by its «lawless, anti-social, and hedonistic» fans. All three readings were made of psychedelic rock at the time of the Woodstock and Altamont festivals of 1969. The media may also ignite a «moral panic» in which genre spokespeople, police, political authorities, religious leaders, parent groups, teachers, and moral pundits of all sorts provide the willing press with lurid quotes.» Lena (Anm. 4), S. 44. Diese dreifache, in sich widersprüchliche

Preppen selbst als auch einen spezifischen Blick darauf popularisiert und geprägt. Das Stereotyp der Prepper:innen als faszinierende Exot:innen, als paranoide Spinner:innen, als Gefährder:innen der Gesellschaft begleitet auch die Etablierung und Verbreitung des Phänomens in Europa. Die leeren Regale während des Lockdowns im März 2020 haben das mediale Interesse an Preppen massiv gefördert. Über ein Dutzend Mal hat Julian Genner inzwischen mit Journalist:innen über seine ethnografische Forschung zu Prepper:innen in Deutschland gesprochen. Die Fragen der Journalist:innen orientierten sich stark an den stereotypen Schablonen; die Journalist:innen wollten jeweils eine definitive Antwort darauf, ob es sich beim Preppen um verkannte Vorbilder, paranoide Spinner:innen oder um Waffennarren und -narrinnen mit gefährlichen politischen Überzeugungen handle.<sup>6</sup>

An diesen stereotypen Schablonen führt kaum ein Weg vorbei, auch nicht für die inzwischen über 50 Prepper:innen selbst, mit denen Julian Genner im Rahmen seiner Feldforschung Zeit verbringt und spricht. Einer schimpfte im Interview darüber, dass Menschen wegen *Doomsday Preppers* immer gleich an «fette Amis» denken würden, die bewaffnet auf einem Berg Munition und Klopapier sitzen. Ein junger Familienvater berichtete frustriert, dass seine Arbeitskollegen ihn auslachten und nicht ernst nähmen. Ein anderer beschwerte sich, wegen seiner Vorbereitungen sofort in die «Naziecke» gestellt zu werden, dabei übernehme er doch nur Verantwortung für seine Familie. Ein weiterer beteuerte, Preppen habe doch nichts mit Verschwörungstheorien und Rechtsextremismus zu tun, im Gegenteil, Krisenvorsorge sei eine Bürger:innenpflicht – kaum ein Gespräch, in dem diese Stereotype nicht Anlass zu Klagen, Diskussionen oder selbstironischen Sprüchen geben.

Zwischen den negativen Stereotypisierungen und den Selbstdeutungen der Prepper:innen besteht ein Spannungsverhältnis. Daraus speisen sich die Erwartungen der Gesprächspartner:innen ans Forschungsprojekt: Das falsche Bild und die negativen Stereotype sollen widerlegt, die wahre Wirklichkeit des Preppens gezeigt und möglichst viele Menschen vom Nutzen einer umfassenden Krisenvorsorge überzeugt werden.<sup>7</sup>

Uns interessiert dieses Spannungsverhältnis zwischen den negativen stereotypen Darstellungen des Phänomens und den positiv besetzten Selbstbildern, die Prepper:innen in Auseinandersetzung mit diesen Stereotypen entwickeln. Denn die Stereotype sind Preppen nicht äusserlich, sondern lassen sich im Anschluss an Lena als Bestandteil von Popularisierungs- und Kommerzialisierungsdynamiken der Szene begreifen. Sie sind konstitutiv für das Selbstverständnis von Prepper:innen, insofern diese sich fortlaufend dazu positionieren müssen, auch in Gesprächen und Diskussionen untereinander. Preppen existiert nicht unabhängig von Stereo-

Stereotypisierung lässt sich bei zahlreichen Szenen an der Schwelle zur Massenkommerzialisierung beobachten, so auch beim Preppen.

6 Vgl. Genner, Julian: Preppen. Zwischen Bürgerpflicht, Lebensstil und Staatsseksis. In: *Aus Politik und Zeitgeschichte* 71/10–11 (2021), S. 29–34.

7 Die öffentlichen Äusserungen von Julian Genner sorgen für Konflikte in der Feldforschung. Erst dadurch, dass er sich von negativen Stereotypen distanziert, wird er für die Gesprächspartner:innen aus dem Feld glaubwürdig. Sie geben sich mitunter grosse Mühe, dem Feldforscher Anweisungen zu geben, wie er sie darstellen solle.

typisierungen. Angesichts dessen wirkt es wenig überzeugend, dass die bestehende kultur- und sozialwissenschaftliche Forschung diese Stereotype ignoriert oder verspricht, zur Wirklichkeit «hinter» oder «unter» diesen «oberflächlichen» Schablonen durchzudringen.<sup>8</sup> Der Sprachphilosoph Ludwig Wittgenstein erinnert daran, dass die Suche nach einem verborgenen Wesen unter der Oberfläche sprachlicher Repräsentationen nicht nur Missverständnisse produziert, sondern auch dazu verleitet, das Offensichtliche und Sichtbare zu ignorieren.<sup>9</sup> Wir, eine Sprachphilosophin und ein empirischer Kulturwissenschaftler, interessieren uns dafür, wie die Auseinandersetzung von Prepper:innen mit den negativen Stereotypen Eingang in ein positives Bild von Preppen findet. Im Anschluss an Moritz Ege und Jens Wietschorke bezeichnen wir dieses idealisierte und kollektive geteilte Selbstbild als Figur.<sup>10</sup> Sie führen dieses Konzept ein, um die Wechselbeziehungen zwischen Stereotypen und Selbstbild sichtbar zu machen. Wir greifen auf dieses Konzept zurück, um folgender Fragestellung nachzugehen: Welche Rolle spielen die negativen Stereotypisierungen für die diskursive Konstitution eines kollektiv geteilten, idealisierten Selbstbilds von Prepper:innen? Wie eignen sich die Akteur:innen ihrerseits die negativen Stereotypisierungen ihres Handelns als kulturelle Ressource an, um eine idealisierte Figur zu entwickeln? Wie evozieren Akteur:innen diese Figur, um ihr eigenes Vorsorgehandeln zu rechtfertigen und zu bewerten?

Es geht uns im Folgenden also weniger darum, den stereotypen Schablonen dichte ethnografische Beschreibungen einzelner Prepper:innen entgegenzusetzen. Vielmehr geht es uns darum, die Verschränkung von Selbst- und Fremdwahrnehmung aufzuzeigen und den Fokus auf die Strategien zu richten, mit denen die Gesprächspartner:innen sich die negativen Stereotypisierungen aneignen. Die empirische Basis bilden erstens umfangreiche Feldnotizen von den Besuchen von Julian Genner an verschiedenen Prepper:innentreffen und Survivalkursen, zweitens Tran-

8 Mit dieser Dichotomie argumentiert beispielsweise Mitchell, Richard G.: *Dancing at Armageddon. Survivalism and Chaos in Modern Times*. Chicago 2002. Huddleston wiederum stützt das positive Stereotyp von Prepper:innen als resilienten Bürger:innen. Huddleston, Chad: *Prepper as Resilient Citizen*. In: Michele Companion, Miriam Chaiken (Hg.): *Responses to Disasters and Climate Change*. New York 2017, S. 239–247. Ein ebenfalls stark heroisierendes Bild von Preppen entwirft Barker, Kezia: *How to survive the end of the future: Preppers, pathology, and the everyday crisis of insecurity*. In: *Transactions of the Institute of British Geographers* 45/2 (2020), S. 483–496. Für einen Forschungsstand vgl. Nagel, Alexander Kenneth: *Vorbereitet auf den Untergang. Prepper als apokalyptische Szene?* (im Erscheinen). Die bisher relativ spärliche Literatur zum Thema versucht, an den Stereotypen vorbei auf das Phänomen zu schauen. Dadurch ist sie ein Stück weit blind für die konstitutive Rolle, die Stereotype für Identitätswürfe von Prepper:innen spielen.

9 Vgl. Wittgenstein, Ludwig: *Philosophische Untersuchungen*. In: ders.: *Schriften* 1. Frankfurt am Main 1969, §§ 88 ff. Zur Bedeutung und Aktualität Wittgensteins für die Sozial- und Kulturanthropologie vgl. Das, Veena: *Textures of the Ordinary. Doing Anthropology After Wittgenstein*. New York 2020; Da Col, Giovanni; Palmié, Stephan (Hg.): *Ludwig Wittgenstein: The Mythology of Our Language. Remarks on Frazer's Golden Bow*, übersetzt von Stephan Palmié, mit kritischen Beiträgen von Veena Das et al. Chicago 2018.

10 Vgl. Ege, Moritz; Wietschorke, Jens: *Figuren und Figurierungen in der empirischen Kulturanalyse. Methodologische Überlegungen am Beispiel der «Wiener Typen» vom 18. bis zum 20. und des Berliner «Prolls» im 21. Jahrhundert*. In: *LiTheS. Zeitschrift für Literatur- und Theatersoziologie* 11 (2014), S. 16–35; Ege, Moritz: *Ein Proll mit Klasse. Mode, Popkultur und soziale Ungleichheiten unter jungen Männern in Berlin*. Frankfurt am Main 2013.

skripte von siebzehn offenen Leitfadeninterviews und ergänzend dazu Beobachtungen auf einschlägigen Social-Media-Kanälen. Die Zahl der Gesprächspartner:innen übersteigt inzwischen fünfzig. Überraschend für uns bei der gemeinsamen Sichtung und Auswertung des Materials war, dass die Gesprächspartner:innen, obwohl sie ihre Krisenvorsorgen sehr unterschiedlich gestalten, mit sehr ähnlichen Selbstzuschreibungen operieren und ein kollektiv geteiltes Idealbild vom Preppen entwerfen, an dem sie sich orientieren. Um diesem Umstand Rechnung zu tragen und von dieser Ebene der Zuschreibung nicht abzulenken, verzichten wir darauf, einzelne Gesprächspartner:innen näher vorzustellen. Unser Interesse gilt nicht den biografischen, individuellen Motivationen und Narrativen einzelner Akteur:innen für ihr Handeln, sondern vielmehr den zirkulierenden Deutungsmustern und Narrativen, die als Referenzsysteme konstitutiv für Preppen als kollektive Praxis mit eigenen Spielregeln und eigenen Identifikationsfiguren sind.

Der erste Abschnitt zeichnet die Entwicklung von Preppen im deutschsprachigen Europa nach und zeigt, dass die stereotypen Darstellungen vor allem das dem Preppen innewohnende Misstrauen pathologisieren oder skandalisieren. Im zweiten Abschnitt fokussieren wir auf das kollektiv geteilte positive Selbstbild, das im Diskurs von Prepper:innen über Preppen entsteht und das wir im Anschluss an Ege und Wietschorke als Figur bezeichnen. Während die stereotypen Schablonen pathologische Veranlagungen oder illegitime politische Überzeugungen als motivationale Grundlage für Preppen vermuten, positionieren die Gesprächspartner:innen Preppen als vernünftiges Streben nach Unabhängigkeit (dritter Abschnitt) und einem selbstbestimmten Leben (vierter Abschnitt). Die idealisierte Prepper:innenfigur gewinnt Kontur dadurch, dass Gesprächspartner:innen Elemente der stereotypen Schablonen aufgreifen und umdeuten und in eigene Stereotypisierungen anderer gesellschaftlicher Gruppen aufnehmen, von denen sie sich ihrerseits abgrenzen. Die Analyse der Prepper:innenfigur ermöglicht es uns, die konstitutive Rolle der negativen Stereotype für ein idealisiertes Selbstbild zu untersuchen.

### **«Kluger Rat – Notvorrat»: Die Wiederentdeckung der privaten Krisenvorsorge**

In diesem Abschnitt wollen wir die zunehmende Popularisierung von Preppen seit den späten 2000er-Jahren skizzieren. Da Prepper:innen zur Begründung ihres Handelns oftmals auf staatliche Empfehlungen zur privaten Krisenvorsorge verweisen, thematisieren wir hier das komplementäre und ambivalente Verhältnis von Preppen und staatlichen Empfehlungen. Dabei wollen wir aufzeigen, dass sich die Ambivalenz dieses Verhältnisses in ihrerseits ambivalenten medial zirkulierenden stereotypen Darstellungen von Prepper:innen als vorbildliche Bürger:innen, paranoide Spinner:innen oder rechtsextreme Gefährder:innen widerspiegelt. Die Popularisierung von Preppen verläuft komplementär zu einer Entwicklung, die wir hier als Wiederentdeckung der privaten Krisenvorsorge bezeichnen und für Deutschland und die Schweiz überblicksartig darstellen. In den Diskussionen

um geeignete Massnahmen zum Umgang mit der Covid-19-Pandemie wurde auch die Frage verhandelt, was der Staat seinen Bürger:innen im Krisenfall schuldet – und umgekehrt. Im Kern geht es um die Aufgabenteilung zwischen staatlichen Behörden und Bürger:innen im Krisenfall, also um die Frage, welche Rolle den Bürger:innen im Rahmen einer staatlich organisierten Krisenbewältigung zukommt und welche Art von Eigenleistung der Staat von seinen Bürger:innen einfordern soll und darf. In diesem Zusammenhang hat das Thema der persönlichen Krisenvorsorge erstmals seit dem Ende des Kalten Kriegs für weite Bevölkerungsteile wieder an Aktualität gewonnen, der Krieg in der Ukraine scheint diese Entwicklung zu verstärken.<sup>11</sup>

Die Rolle privater Krisenvorsorge als Instrument staatlicher Politik wurzelt im Kalten Krieg. Komplementär zu den militärischen Abschreckungsszenarien entwickelten die Staaten des globalen Nordens auch Zivilschutzstrategien, um die Bevölkerung auf einen allfälligen nuklearen Konflikt vorzubereiten (und einzuschwören).<sup>12</sup> Die Bürger:innen wurden dabei als Stützen einer staatlichen Strategie adressiert, indem sie durch eine eigenverantwortlich erbrachte Leistung zur Entlastung der Einsatzkräfte im Krisenfall und zur Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung beitragen sollten. Der Notvorrat – in der Schweiz erstmals vor fünfzig Jahren mit dem Slogan «Kluger Rat – Notvorrat» beworben<sup>13</sup> – ist lediglich ein Beispiel für einen solchen eigenverantwortlich zu leistenden Beitrag innerhalb des staatlichen Krisenmanagements. In Westdeutschland, das im Unterschied zur Schweiz keine staatliche Finanzierung von zivilen Luftschutzbunkern kannte, versuchte der Bundesverband für den Selbstschutz in den 1970er-Jahren Privatpersonen zum eigenverantwortlichen Bau solcher Anlagen zu motivieren.<sup>14</sup> Politisch waren die behördlichen Versuche, den Bürger:innen eine aktive Rolle in der Vorbereitung auf einen Atomkrieg zuzuschreiben, umstritten. In Westdeutschland kritisierten linke Parteien, kirchliche Kreise und die neuen sozialen Bewegungen bereits in den 1970er-Jahren entsprechende Vorhaben, in der Schweiz kam der Zivilschutz erst im Verlauf der 1980er-Jahre politisch stärker unter Druck.<sup>15</sup>

11 Vgl. [www.nzz.ch/schweiz/notvorrat-comeback-wegen-ukraine-russland-corona-und-blackout-ld.1670023](http://www.nzz.ch/schweiz/notvorrat-comeback-wegen-ukraine-russland-corona-und-blackout-ld.1670023), 4. 3. 2022.

12 Für einen Abriss der Geschichte des Katastrophenschutzes in Deutschland seit dem Zweiten Weltkrieg vgl. Haßler, Laura; Genner, Julian: Bunker gegen die Zukunft. In: *Cache*, 5. 1. 2021, <https://cache.ch/blog/bunkergegeniezukunft>, 31. 3. 2021. Zu den performativen Dimensionen des Zivilschutzes im Kalten Krieg vgl. Davis, Tracy: *Stages of Emergency. Cold War Nuclear Civil Defense*. Durham 2007. Für eine umfassende Geschichte Deutschlands im Kalten Krieg vgl. Biess, Frank: *Republik der Angst. Eine andere Geschichte der Bundesrepublik*. Reinbek bei Hamburg 2019. Zur Schweiz im Kalten Krieg vgl. Marti, Sibylle: *Nuklearer Winter – emotionale Kälte. Rüstungswettlauf, Psychologie und Kalter Krieg in den Achtzigerjahren*. In: Silvia Berger Ziauddin, David Eugster, Christa Wirth (Hg.): *Der kalte Krieg. Kältegrade eines globalen Konflikts*. Berlin, Zürich 2017, S. 157–174.

13 Vgl. [www.bwl.admin.ch/bwl/de/home/themen/notvorrat.html](http://www.bwl.admin.ch/bwl/de/home/themen/notvorrat.html), 22. 11. 2021.

14 Zur Geschichte des privaten Bunkerbaus in der Bundesrepublik vgl. Haßler, Laura: *Bunkermentalitäten. Staat, Individuum und Markt im bundesrepublikanischen Privatbunkerbau (ca. 1965–1990)*. Berlin 2019 (unveröffentlichte Masterarbeit).

15 Vgl. Schregel, Susanne: *Der Atomkrieg vor der Wohnungstür. Eine Politikgeschichte der neuen Friedensbewegung in der Bundesrepublik 1970–1985*. Frankfurt am Main, New York 2011.

Das Ende des Kalten Kriegs bedeutete eine Zäsur für zivile Bevölkerungsschutzkonzepte, die auf einen nuklearen Konflikt ausgerichtet waren. Die Schweiz beispielsweise musterte zahlreiche Schutzanlagen aus und restrukturierte den Zivilschutz.<sup>16</sup> Während die Schweiz die Warnsirenen behielt, entfernten viele deutsche Kommunen die entsprechende Infrastruktur aus Kostengründen. Nach den Terroranschlägen vom 11. September 2001 begann eine Neuausrichtung des Bevölkerungsschutzes. Deutschland schuf im Jahr 2004 das Bundesamt für Bevölkerungsschutz und Katastrophenhilfe (BBK). Im Jahr 2016 verabschiedete Deutschland erstmals seit dem Kalten Krieg eine Zivilschutzstrategie und führte 2020 erstmals wieder einen deutschlandweiten Sirenenwarntag durch.<sup>17</sup> Die Schweiz beschritt mit der App «Alert Swiss» neue Wege bei Alarmierung und Sensibilisierung der Bevölkerung, Deutschland hat mit der App «NINA» inzwischen ein ähnliches Instrument entwickelt. In der Schweiz ist eine Notstromversorgung für das Mobilfunknetz in Planung, in Deutschland soll mit Cell Broadcast die Alarmierung der Bevölkerung mit Kurznachrichten ermöglicht werden. Auch der Notvorrat ist wieder aktuell geworden, allerdings nicht mehr mit Blick auf einen möglichen nuklearen Konflikt, sondern auf mögliche Versorgungsengpässe, etwa aufgrund von Naturkatastrophen, Stromausfällen, Cyberangriffen oder Terroranschlägen.<sup>18</sup> Die Wiederentdeckung der privaten Krisenvorsorge bedeutet, dass Bürger:innen behördlicherseits als Ressource und Kompliz:innen für staatliches Handeln im Krisenfall begriffen werden. Der Krieg in der Ukraine dürfte allerdings wieder zu einer stärkeren Anbindung des zivilen Bevölkerungsschutzes an militärische Szenarien führen, ähnlich wie es zu Zeiten des Kalten Kriegs üblich war.

Die Popularisierung von Preppen verläuft sowohl parallel als auch komplementär zu dieser Entwicklung. In Gesprächen nehmen Prepper:innen oftmals auf die staatlichen Empfehlungen zur privaten Krisenvorsorge Bezug, um ihre umfassenden Vorbereitungsmaßnahmen zu rechtfertigen. Der Bestseller *Blackout. Morgen ist es zu spät* von Marc Elsberg aus dem Jahr 2012 genießt unter den Gesprächspartner:innen Kultstatus. Der Roman, der das Abgleiten Deutschlands in bürgerkriegsähnliche Zustände nach einem Stromausfall beschreibt, basiert unter anderem auf einem wissenschaftlichen Bericht des Büros für Technikfolgenabschätzung beim Bundestag, wurde vom damaligen Präsidenten der Bundesnetzagentur beworben und im Jahr 2021 als Serie mit Moritz Bleibtreu in der Hauptrolle verfilmt. Das Buch ist somit ein gutes Beispiel für eine Schnittstelle zwischen staatlichem Katastrophenschutz und privater Krisenvorsorge. Der eigent-

16 Die immer grösseren Zerstörungskräfte der Atomwaffen liessen den Nutzen der zivilen Schutzanlagen schon zu Zeiten des Kalten Kriegs zweifelhaft erscheinen.

17 Dabei kam es jedoch zu zahlreichen Pannen, vgl. [www.tagesschau.de/inland/warntag-115.html](http://www.tagesschau.de/inland/warntag-115.html), 31. 1. 2022.

18 Eine Ausnahme stellt Schweden dar, das in einer im Frühjahr 2018 erschienenen Informationsbroschüre für den Ernstfall die militärische Verteidigung und damit den Kriegsfall explizit miteinbezieht. Die schwedischen Empfehlungen sorgten auch hierzulande für Aufsehen, exemplarisch: Ernst, Andreas: Wenn der Krieg kommt – Schweden bereitet seine Bevölkerung auf den Ernstfall vor. In: Neue Zürcher Zeitung, 22. 5. 2018, [www.nzz.ch/international/schweden-bereitet-bevoelkerung-auf-kriegsfall-vor-ld.1387604?reduced=true](http://www.nzz.ch/international/schweden-bereitet-bevoelkerung-auf-kriegsfall-vor-ld.1387604?reduced=true), 31. 3. 2021.

liche Treiber der Popularisierung von Preppen in den USA scheinen aber eher die Nachwehen der Finanzkrise und die Sorge um die wirtschaftliche Zukunft zu sein.<sup>19</sup> Das gilt auch für Deutschland, wo der Finanz- und Unternehmensberater Gerhard Spannbauer mit Blick auf einen möglichen Kollaps der Weltwirtschaft für eine umfassende Krisenvorsorge, auch mit Waffen, warb. Unseren Recherchen zufolge war es auch Spannbauer, der um das Jahr 2010 herum den ersten einschlägigen Onlineshop und das erste Internetforum für Prepper:innen im deutschsprachigen Raum etablierte.<sup>20</sup> Seitdem ist eine schier unüberschaubare Fülle von Ratgeberliteratur, Internetforen, Youtube-Kanälen, Social-Media-Gruppen und teilweise auch lokalen Stammtischen rund ums Thema entstanden. Im Jahr 2018 fand in Berlin mit dem SurviDay die erste Produktmesse im deutschen Sprachraum statt. Zahlreiche kommerzielle Kursanbieter:innen werben damit, ihren Kund:innen die nötigen Fähigkeiten zu vermitteln, die es zum Überleben in der Wildnis, auf der Flucht oder in bürgerkriegsähnlichen Zuständen braucht.

Das deutsche Bundesamt für Bevölkerungsschutz und Katastrophenhilfe empfiehlt aktuell Vorräte für einen Zeitraum von zwei Wochen, sein schweizerisches Pendant, das Bundesamt für wirtschaftliche Landesversorgung, für eine Woche, Prepper:innen haben unserer Erfahrung nach Vorräte für wenigstens drei Monate, manche sogar für ein ganzes Jahr. Es ist ein Indiz dafür, dass Prepper:innen mit ihrer Vorsorge nicht nur die behördlichen Empfehlungen übererfüllen, sondern damit auch andere Zwecke verfolgen. Denn die Idee der staatlichen Empfehlungen ist, dass die Bürger:innen mit einem eigenverantwortlich geleisteten Beitrag im Krisenfall die Einsatzkräfte entlasten und die Handlungsfähigkeit des Staates gewährleisten. Viele Prepper:innen rechnen dagegen mit einem Staatsversagen und dem Zusammenbruch der öffentlichen Ordnung im Krisenfall. Auch wenn sie Krisenvorsorge als Bürger:innenpflicht begreifen, richten sie ihre Krisenvorsorge weniger auf die Stützung des Staates im Krisenfall als auf das individuelle Überleben im Falle eines möglichen Staatsversagens aus.

In den beim Preppen gängigen Gedankenspielen löst beispielsweise ein Stromausfall eine Kettenreaktion aus, im Zuge deren die Infrastrukturen und Institutionen nach und nach zusammenbrechen und die in bürgerkriegsähnliche Zustände mündet. Es sind diese Szenarien eines völligen Zusammenbruchs der Gesell-

19 In den USA reicht die Geschichte des Preppens in die späten 1960er-Jahre zurück. Unter dem Begriff Survivalism formierte es sich in rechtsextremen, libertären und evangelikalen Kreisen und erlebte in den frühen 1980er-Jahren einen Boom, der jedoch auf die USA beschränkt blieb. Wojcik, Daniel: *The End of the World as We Know It. Faith, Fatalism, and Apocalypticism in America*. New York 1997. Die in den 1990er-Jahren aufkommenden bewaffneten Bürgerwehren griffen verschiedene Aspekte des Survivalism auf. Die erneute Kommerzialisierung, nun unter der Bezeichnung Preppen, setzte in den USA im Jahr 2009 ein. Völlig unerwartet wurde die Wiederauflage des Romans *Patriots. A Novel of Survival in the Coming Collapse* (2009, erstmals 1995) des damals völlig unbekanntenen James Wesley Rawles innerhalb einer Woche zum Bestseller. Das Buch entwirft das Szenario eines vollständigen wirtschaftlichen Zusammenbruchs, seine Popularität kann vor dem Hintergrund der Finanzkrise gelesen werden. Mit dem Tool Google Trends lässt sich das 2009 sprunghaft angestiegene Interesse am Preppen in den USA gut nachvollziehen.

20 Spannbauer stellte sich im Jahr 2013 für ein Interview mit dem Spiegel zur Verfügung, [www.spiegel.de/politik/dosenbrot-und-kurbellampe-a-43e2b39c-0002-0001-0000-000102241644](http://www.spiegel.de/politik/dosenbrot-und-kurbellampe-a-43e2b39c-0002-0001-0000-000102241644), 31. 1. 2022.

schaft, die die umfassenden Vorbereitungsmaßnahmen und Vorkehrungen für die Gesprächspartner:innen reizvoll werden lassen. Dazu zählen nebst Lebensmittelvorräten, die vor allem viel Platz brauchen, auch spektakulärere Vorhaben – eine nicht repräsentative Auswahl: eine Notstromversorgung für das eigene Haus, ein abgelegenes Grundstück mit zusätzlichen Vorräten, ein Permakulturgarten, eine grosse Zisterne für Regenwasser, eine Aquaponic-Anlage oder ein umgerüstetes Offroadfahrzeug. Von den finanziellen und räumlichen Möglichkeiten abgesehen, spielen nicht zuletzt auch persönliche Interessen, Vorkenntnisse und Neigungen eine grosse Rolle für die Wahl der Vorbereitungsmaßnahmen. Manche interessieren sich für Amateurfunk, andere für Einwecken, wieder andere für Notstromaggregate, andere für Sportschiessen oder Jagd und wiederum andere kaufen einfach gerne die neusten Gadgets. Die Ausgestaltung und der Umfang der Krisenvorsorge variieren stark. Preppen sei eigentlich kein einzelnes Hobby, sondern eine Kombination ganz unterschiedlicher Hobbys, erklärte ein Gesprächspartner auf einem Prepper:innentreffen. Das deckt sich durchaus mit unseren Beobachtungen und Erfahrungen. Denn im Grunde genommen lassen sich alle Tätigkeiten und Dinge, welche die eigene Autarkie im Krisenfall in irgendeiner Weise fördern, als Bestandteil einer Krisenvorsorge begreifen.

Mit ihren Vorräten wollen Prepper:innen nicht primär die gesellschaftliche Ordnung im Krisenfall stützen, sondern sich gegen deren Zusammenbruch absichern. Das Spannungsverhältnis zwischen staatlichen Empfehlungen und Preppen tritt noch deutlicher hervor, wenn wir auf die eingangs angesprochene Aufgabenteilung zwischen Bürger:innen und Staat im Krisenfall zurückkommen. Aus der Perspektive staatlicher Behörden stellt die private Krisenvorsorge einen Beweis für das Vertrauen der Bürger:innen in den Staat dar. Im Vertrauen darauf, dass der Staat auch im Katastrophenfall handlungsfähig ist, sollen die Bürger:innen eigenverantwortlich und aus privaten Mitteln einen Beitrag leisten, um im Ernstfall Rettungskräfte zu entlasten. Die Krisenvorsorge von Prepper:innen dagegen lässt sich eher als Misstrauensbeweis begreifen. Sie bereiten sich vor, gerade weil sie dem Versprechen misstrauen, dass der Staat in der Lage sei, eine grössere Krise wie etwa einen grossflächigen Stromausfall zu bewältigen. «Auf den Staat darf man sich in solchen Fällen auf keinen Fall verlassen», erklärte ein Interviewpartner. Ein anderer versicherte: «Die Leute glauben, dass da im Krisenfall jemand kommt und ihnen hilft. Aber ich weiss, dass da keiner kommen wird.» Solche Misstrauensbekundungen sind Allgemeinplätze in Prepper:innenkreisen. Das teilweise Versagen der Behörden im Katastrophenfall, etwa bei der Bewältigung der Überschwemmungen im deutschen Ahrtal im Sommer 2021 oder die Pannen beim bundesweiten Warnntag im Jahr 2020, nähren dieses Misstrauen gegen die Handlungsfähigkeit des Staates im Krisenfall.

Die negativen Stereotype von Prepper:innen als «paranoiden Spinner:innen» und «rechtsextremen Gefährder:innen» pathologisieren respektive skandalisieren das dem Preppen zugrunde liegende Misstrauen. Das pathologisierende Stereotyp diagnostiziert ein überzogenes und ungerechtfertigtes Misstrauen, das als Form von Realitätsverlust begriffen und abgewertet wird. Das skandalisierende Stereo-

typ wiederum begreift Preppen als Gefahr für die Gesellschaft. Es legt den Fokus auf die Attraktivität von Preppen für politische Bewegungen am rechten Rand, die ihrerseits ein starkes Misstrauen gegen staatliche Institutionen propagieren. Das positive Stereotyp von Prepper:innen erkennt in der Übererfüllung staatlicher Empfehlungen zur Krisenvorsorge ein besonderes Verantwortungsbewusstsein und blendet das Spannungsverhältnis aus, in dem Preppen zu den staatlichen Empfehlungen steht.

Nachfolgend untersuchen wir, wie Prepper:innen in der Auseinandersetzung mit diesen stereotypen Schablonen ein positives Selbstbild entwickeln. Im Sprechen von Prepper:innen über Preppen entsteht ein idealisiertes Selbstbild von Preppen. Im Anschluss an Ege und Wietschorke bezeichnen wir dieses kollektiv geteilte Ideal mit dem Begriff der Figur, den wir als Konzept im nächsten Abschnitt einführen. In den beiden daran anschliessenden empirischen Abschnitten untersuchen wir die Strategien, die Prepper:innen anwenden, um das von den negativen Stereotypen pathologisierte und skandalisierte Misstrauen zu rehabilitieren und als etwas Positives, Vernünftiges darzustellen.

## Stereotyp und Figur

Wie wir eingangs anhand der Reality-TV-Serie *Doomsday Preppers* gezeigt haben, geht die Popularisierung von Preppen mit der Popularisierung seiner stereotypen Darstellung einher. Die Stereotype sind daher inhärenter Bestandteil des Phänomens. Sie blicken zwar von aussen auf das Phänomen, bleiben ihm aber nicht äusserlich. Denn Prepper:innen sehen sich in ihrem persönlichen oder beruflichen Umfeld mit der Herausforderung konfrontiert, sich mit den negativen Stereotypisierungen auseinanderzusetzen. Die Klage, falsch wahrgenommen, dargestellt und verstanden zu werden, ist unter Prepper:innen verbreitet und entfaltet dort eine gemeinschaftsstiftende Wirkung unter Menschen, deren Vorbereitungsmaßnahmen, deren biografische Beweggründe und deren politische Ansichten sich stark unterscheiden. Aus unserer Sicht überraschend ist, dass sich Prepper:innen trotz der Heterogenität ihrer persönlichen Hintergründe in Bezug auf die negativen Stereotype ähnlich positionieren.

In der Auseinandersetzung mit den Stereotypen entwerfen die Akteur:innen ein idealisiertes Bild von Preppen, an dem sie sich orientieren und mit dem sie sich identifizieren. Um dieses idealisierte Bild zu analysieren, greifen wir auf das von Ege und Wietschorke entwickelte analytische Konzept der Figur zurück.<sup>21</sup>

Mit dem Konzept der Figur erweitern Ege und Wietschorke das heuristische Instrumentarium zur Untersuchung von Zusammenfassungen sozialer Akteur:innen zu Gruppen durch Verallgemeinerung und Betonung bestimmter sie kennzeichnender Merkmale, die als Typen respektive Stereotype wesentlich zur Konstitution

21 Vgl. Ege/Wietschorke (Anm. 10); Ege (Anm. 10).

sozialer und institutioneller Gefüge beitragen, um eine dritte Kategorie.<sup>22</sup> Der Begriff des Typus gehört dabei einer soziologisch-zeitdiagnostischen Perspektive an und bezeichnet die zwar überzeichnende, jedoch auf präzise Beschreibung empirischer Beobachtungen gestützte Schematisierung bestimmter sozialer Gruppen; als klassische Beispiele verweisen Ege und Wietschorke auf den Typus des Flaneurs oder den des Fremden.

Stereotype hingegen resultieren aus alltagspraktischen, insbesondere massenmedialen Verallgemeinerungen. Ihre Funktionsweise besteht darin, kaum reflektierte essenzialistische Zuschreibungen von Merkmalen an Personengruppen vorzunehmen und als solche wesentlich zu beeinflussen, wie Angehörige der entsprechenden Gruppen wahrgenommen und behandelt werden – wofür die Sendung *Doomsday Preppers* ein gutes Beispiel ist. Gemeinsam ist den beiden Begriffen Typus und Stereotyp, dass sie im konkreten Fall auf Fremdbeschreibungen rekurrieren. Die Entstehung von (Stereo-)Typen schliesst zwar die Eigenperspektive der jeweiligen Akteur:innen nicht explizit aus, nimmt aber auch nicht explizit auf diejenigen Wechselwirkungen Bezug, die zwischen dem Handeln der Akteur:innen und den entstehenden (Stereo-)Typen bestehen.

Die Figur wiederum vermittelt zwischen stereotypisierter Fremdwahrnehmung und Selbstwahrnehmung. Wir greifen das Konzept der Figur hier auf, um die Wechselwirkungen zwischen Stereotypen und Akteur:innenperspektive zu untersuchen. Dabei interessiert uns besonders, wie Akteur:innen in der Auseinandersetzung mit negativen Stereotypen eine positive Idealvorstellung von Preppen entwickeln und wie die negativen Stereotype dadurch indirekt Teil dieses Ideals werden. Ege und Wietschorke verstehen unter einer (kulturellen) Figur die Gesamtheit derjenigen mehr oder weniger explizit benannten Identifizierungsschemata, an deren Charakteristika (spezifische Praktiken, Verhaltensweisen, stilistische, ästhetische und ethische Eigenschaften) sich individuelle Akteur:innen als Mitglieder der zugehörigen sozialen Gruppe mehr oder weniger bewusst orientieren. Die Figur stellt damit das idealisierte Selbstverständnis dar, das aus Akteur:innensicht den Massstab für gutes und schlechtes, richtiges und falsches Handeln bereitstellt. Mediale (Fremd-)Repräsentationen, Benennungen sowie Stereotype können ebenso affirmativ wie zurückweisend in die Eigensicht eingebunden werden. Gerade angesichts negativer Stereotype kommt der Figur auch die Aufgabe zu, die Legitimität von Preppen zu beweisen, sodass sich in ihr auch Fragen von kultureller Legitimität und Sinn verbinden.<sup>23</sup> Der Begriff Figur dient damit der «metapragmatischen»<sup>24</sup> Beschreibung der Prozesse, die die performativ-praktische Ebene sozialen Geschehens mit den Eigen- und Fremdrepräsentationen des Geschehens selbst sowie der darin involvierten Akteur:innen verschränken.

So unterschiedlich die antizipierten Krisenszenarien und Krisenvorsorgemassnahmen einzelner Prepper:innen ausfallen, kristallisiert sich in den Gesprächen

22 Vgl. Ege/Wietschorke (Anm. 10); Ege (Anm. 10).

23 Vgl. Lahire, Bernard: *La culture des individus. Dissonances culturelles et distinction de soi*. Paris 2006, S. 671–673.

24 Vgl. Ege/Wietschorke (Anm. 10), S. 32.

doch auch ein gemeinsames idealisiertes Selbstverständnis heraus, eine Figur, mit dem sich die Gesprächspartner:innen identifizieren. Sie beschreiben nicht nur, wie sie sich selbst vorbereiten, sondern sprechen dabei auf einer allgemeineren Ebene auch davon, wie man sich vorbereiten sollte, was man als richtiger Prepper oder richtige Prepperin zu tun, woran man zu denken habe, um eine Krise erfolgreich zu meistern. So wird in den Gesprächen ein gemeinsames idealisiertes Verständnis dessen entworfen, was Preppen zu einer aus Sicht der Akteur:innen guten und sinnvollen Tätigkeit macht.

Zentrales Merkmal der so entstehenden Prepper:innenfigur ist ihre Unabhängigkeit – Unabhängigkeit von Strom- und Wasserversorgung, von geöffneten Supermärkten, von der Hilfsbereitschaft der Mitmenschen und so weiter. Gleichzeitig verstehen die Gesprächspartner:innen diese Unabhängigkeit als Voraussetzung dafür, auch im Krisenfall ein selbstbestimmtes Leben zu führen. Es ist dieses Ideal eines unabhängigen und selbstbestimmten Lebens, an dem sich die Gesprächspartner:innen orientieren und das sie den negativen stereotypen Darstellungen entgegenstellen.

### **«Und die Abhängigkeit, das ist einfach das, was ich nie wollte» – Misstrauen als Unabhängigkeit**

Im ersten Abschnitt haben wir bereits ausgeführt, dass Prepper:innen ihre Vorbereitungsmaßnahmen nicht primär als Ergänzung zur staatlichen Krisenvorsorge betrachten. Vielmehr zielen sie darauf ab, basale staatliche Infrastrukturen im Krisenfall zu ersetzen. Während die staatlichen Empfehlungen für Krisenvorsorge davon ausgehen, dass diese Bürger:innen dazu befähigt, im Krisenfall durch eigenverantwortliches Handeln zur Aufrechterhaltung der staatlichen und gesellschaftlichen Ordnung beizutragen, erzählen die Krisenszenarien der Prepper:innen vom Zusammenbruch dieser Ordnung. In den Szenarien werden nicht nur staatliche Vorkehrungen zur Bewältigung einer allfälligen Krise, sondern auch die gesellschaftliche Ordnung selbst als fragil imaginiert.

In der stereotypen Darstellung von Preppen wird diese Vorstellung als Misstrauen interpretiert und dieses als Indiz für eine individuelle psychopathologische Verfassung («Paranoia») oder fragwürdige politische Einstellungen seitens der Prepper:innen dargestellt. In den Selbstbeschreibungen dagegen erscheint dieses Misstrauen als eine Form der Klugheit, ja geradezu als Inbegriff des Vernünftigen. Prepper:innen, so ein Gesprächspartner, seien «normale Menschen, die einen Schritt weiter denken». Die darin zum Ausdruck kommende idealisierte Prepper:innenfigur erweist sich – gerade weil sie bereit ist, die Widrigkeit zukünftiger Ereignisse für möglich zu halten – als realistisch und rational. In den Gesprächen nehmen die Akteur:innen dadurch eine Umkehrung der stereotypen Zuschreibung vor: Was ihnen als Irrationalität angelastet wird, stellen sie als vernünftig dar.

Um diese Umkehrung zu vollziehen, entwerfen die Gesprächspartner:innen Gegenfiguren, in die negative Seiten des Stereotyps ausgelagert werden. Da sich

eine gewisse Anfälligkeit von Preppen für Verschwörungserzählungen schwerlich bestreiten lässt, stellen die Gesprächspartner:innen diese Anfälligkeit als die einer marginalen Randgruppe innerhalb des Preppens dar, die etwa als «Aluhut-Fraktion» bezeichnet wird. Mit dem Verweis auf die «Aluhut-Fraktion» können sich die Gesprächspartner:innen als vernünftig und gemässigt positionieren. Mehr noch, diese Gegenfigur erklärt Verschwörungserzählungen zu etwas, was Preppen eigentlich nur am Rande betrifft. Diese Marginalisierung erlaubt es den Gesprächspartner:innen, Preppen vom Stigma des Paranoischen und des Irrationalen zu befreien, indem diese Eigenschaften in eine als marginal dargestellte Gegenfigur ausgelagert werden.

Aus Sicht eines anderen Gesprächspartners, der von der Existenz einer geheimen Weltregierung überzeugt ist, erscheinen andere als naiv und gutgläubig. Aber auch für ihn gibt es Grenzen. Die Beschäftigung mit Szenarien, in denen Vampire oder Ausserirdische vorkommen, scheint ihm unvernünftig und überzogen. Er, der in Deutschland als Survivaltrainer arbeitet, möchte seine Kursteilnehmer:innen auf realistische Szenarien vorbereiten. Dazu zählen für ihn Naturkatastrophen, Pandemien oder Stromausfälle. Terroranschläge sind für ihn dagegen kein Thema, da es sich dabei aus seiner Sicht um manipulative Inszenierungen einer geheimen Elite handle. Auch er positioniert sich in der goldenen Mitte der Gesellschaft, zwischen denjenigen, die aus seiner Sicht übertreiben und unrealistischen Szenarien anhängen, und der Masse der Gutgläubigen und Naiven, welche der Wahrheit nicht ins Auge sehen will.

In manchen Selbstbeschreibungen erscheint Preppen auch als etwas, was besonderen Mut erfordert; Mut, der Möglichkeit einer bedrohlichen Zukunft mit einer gewissen Abgeklärtheit ins Auge zu schauen, Mut, weil man dadurch Gefahr läuft, von anderen lächerlich gemacht und mit dem Stigma der Paranoia und der Irrationalität belegt zu werden.

Szenarien dienen auch dazu, diese Wertung von «Normalbürger:innen» als «naive Gutmenschen» und von Prepper:innen als eigentlich Vernünftige, wahrhaft Normale vorzunehmen und zu veranschaulichen. In einem Interview zitiert ein Gesprächspartner den amerikanischen Spruch, «nine meals away from anarchy», dem er die Erläuterung beifügt, «dass eine moderne Gesellschaft immer nur drei Tage, neun Mahlzeiten vom Zusammenbruch der öffentlichen Ordnung entfernt ist». Er bringt daraufhin das Szenario eines Stromausfalls ins Spiel und schildert eine verhängnisvolle Kettenreaktion, die zunächst den Zusammenbruch der Versorgung mit lebenswichtigen Gütern herbeiführt und im Zusammenbruch der öffentlichen Ordnung endet: «Verständlicherweise werden dann viele Leute anfangen zu plündern, in Supermärkten, weil sie nichts mehr zu essen zu Hause haben, weil in der Regel haben die Leute das nicht.» Er zeichnet ein lebendiges Bild von gewaltsamen Ausschreitungen und überforderten Behörden. In solchen bürgerkriegsähnlichen Zuständen bräche der «Firnis der Zivilisation» auf. Und, so legt die Geschichte nahe, die unberechenbare, gewalttätige Natur des Menschen käme zum Vorschein.

Dieses und ähnliche Szenarien und Gedankenspiele gehören zum Standardrepertoire und sind in verschiedener Hinsicht bemerkenswert. Ihre Erzähler:innen insze-

nieren sich – und Prepper:innen im Allgemeinen – als Teil einer exklusiven Gruppe, die über ein besonderes Wissen hinsichtlich der Zukunft verfügen. Gerade die Männer unter den Gesprächspartner:innen neigen dazu, solche Szenarien mit elitärem Gestus zu erzählen. Der eben zitierte Gesprächspartner beispielsweise ergänzt seine Version durch Überlegungen zum Einfluss demografischer Faktoren auf die Wahrscheinlichkeit von Plünderungen. Bemerkenswert ist auch, dass in diesen Gedankenspielen Hilfsbereitschaft oder Solidarität unter Menschen, die sich persönlich nicht kennen, als handlungsleitende Motive überhaupt nicht vorkommen.<sup>25</sup>

Bemerkenswert sind diese Gedankenspiele und Szenarien auch, weil in ihnen die unvorbereiteten Bürger:innen zur Bedrohung stilisiert werden. Es sind die Unvorbereiteten, die darin zu Plündernden mutieren, vor denen sich die Vorbereiteten wiederum schützen müssen. Indem die Krisenszenarien Mitmenschen als Feind:innen imaginieren, wohnt Preppen auch ein transgressives Moment inne. Sich zu schützen heisst, sich zu verteidigen, sich zu verteidigen bedeutet in letzter Konsequenz, andere zu töten. Dieses transgressive Moment wird von Prepper:innen oftmals euphemisiert und abgeschwächt, etwa indem sie relativ allgemein von «Selbstverteidigung» oder «Notwehr» sprechen.

In den Krisenszenarien figurieren die Unvorbereiteten als fahrlässig, naiv, unverantwortlich, irrational und bedrohlich. Der Prepper:innenfigur werden gesunder Menschenverstand, Voraussicht und Rationalität zugeschrieben, also all das, was die stereotypen Darstellungen ihr absprechen.

Die Krisenszenarien leisten diese Verkehrung des Stereotyps auch, indem sie Voraussetzungen der gesellschaftlichen Normalität sichtbar machen. Unvorbereitet zu sein, bedeutet gemäss diesen Gedankenspielen auch, sich auf Umstände zu verlassen, die sich der eigenen Kontrolle entziehen. In den Krisenszenarien wird den Unvorbereiteten ihr uneingeschränktes Vertrauen in das reibungslose Funktionieren von Infrastrukturen und Institutionen zum Verhängnis. Die Krisenszenarien erzählen daher auch davon, wie Vertrauen Abhängigkeiten entstehen lässt, durch die man selbst verletztlich wird.

Dieser Zusammenhang zwischen Vertrauen und Abhängigkeit charakterisiere, so der Ethnologe Matthew Carey, eine globalisierte Welt mit ihren vernetzten Infrastrukturen: «[W]e are living in times where there is less and less trust, or perhaps more and more of it, but either way, everyone agrees that there is more need for it than ever. In an increasingly disembodied and dislocated world, in which traditional forms of social control no longer apply and risk is the order of the day, trust becomes the central social technology. [...] The relationship between trust and risk also highlights the fact that trusting somebody always implies a degree of dependency and, I would add, a redistribution of control. In trusting, we both relinquish control over our environment and attempt to extend control over others.»<sup>26</sup>

Wir leben, so Carey, in Verhältnissen, die einerseits immer mehr Vertrauen erfordern, andererseits diese Forderung nach Vertrauen mangels Kontrollmöglich-

25 Diese Ansicht steht in einem gewissen Kontrast zur Hilfsbereitschaft der Prepper:innen, die Julian Genner im Rahmen der Feldforschung beobachtet.

26 Carey, Matthew: *Mistrust*. Chicago 2017, S. 7.

keiten zumindest zweifelhaft erscheinen lassen. Vertrauen bedeutet auch, sich darauf zu verlassen, dass andere den eigenen Erwartungen entsprechend handeln. Zu vertrauen bedeutet, darauf zu zählen, dass sich die eigenen Erwartungen an andere erfüllen, und damit so viel wie, von der Kraft der eigenen Vorhersagen überzeugt zu sein. Wer vertraut, wettet auf eine bestimmte Zukunft und macht sich von denjenigen Prozessen und Personen abhängig, die bei den eigenen Erwartungen mitspielen müssen, damit diese – und nicht eine andere – Zukunft eintrifft.<sup>27</sup>

Die Krisenszenarien beim Preppen spielen mit der Vorstellung, dass dieses Vertrauen nicht nur enttäuscht, sondern auch bestraft wird, und zwar sowohl das Vertrauen in Infrastrukturen und Institutionen – was Niklas Luhmann unter dem Begriff Systemvertrauen zusammenfasst – als auch das persönliche Vertrauen in die Hilfsbereitschaft und Solidarität der Mitmenschen.<sup>28</sup> Das Misstrauen, das die umfassenden Vorbereitungsmaßnahmen von Prepper:innen motiviert, erscheint durch die Szenarien als rational und realistisch. Ihre Vorbereitungen entheben sie des Zwangs, anderen zu vertrauen, sodass sie nicht Entwicklungen und Handlungen ausgeliefert sind, die sich der eigenen Einflussnahme entziehen.

Wie Vertrauen mit Abhängigkeit, so ist umgekehrt Misstrauen mit Unabhängigkeit verknüpft. Misstrauen ist daher nicht mit fehlendem Vertrauen gleichzusetzen, sondern funktioniert als sozialer Kitt, indem Misstrauen – wie Vertrauen – Komplexität und Kontingenz reduziert und dadurch Handlungsspielräume schafft. Die Gedankenspiele von Prepper:innen kultivieren daher nicht nur ein gewisses Misstrauen, sondern sollen auch Vertrauen in die eigenen Fähigkeiten und Möglichkeiten stiften.<sup>29</sup>

Das in den Szenarien artikuliert Misstrauen schafft die Voraussetzungen dafür, Abhängigkeiten durch geeignete Vorbereitungsmaßnahmen zu reduzieren und abzuschwächen. Ein Gesprächspartner beklagte die Abhängigkeiten, die das Leben in der heutigen Zeit mit sich bringe: «Aber Feuer machen, in der Natur die Sachen zu kennen, wir sind völlig weg von dem. Und das ist, finde ich, für mich [betont] beängstigend. Also ich muss mich auf eine Firma verlassen, die ein Feuerzeug herstellt. Sonst kann ich kein Feuer machen. Und wenn die Firma einmal nicht mehr wäre oder wenn du jetzt [JG mhm] keine Feuerzeuge mehr kaufen kannst, dann kannst du kein Feuer machen und dann erfrieren wir hier. Weil wir können erst die Nordhalbkugel besiedeln, seit wir ein Feuer selbst erzeugen können respektive transportieren können. Und wir sind völlig abhängig. Und die Abhängigkeit, das ist das, was ich einfach, das wollte ich nie.»

Indem die Krisenszenarien die dem Vertrauen inhärenten Abhängigkeiten und damit indirekt Vertrauen selbst problematisieren, kristallisiert sich in den Gesprächen Unabhängigkeit als positiver Bezugspunkt für die Akteur:innen heraus. Das dem Preppen zugrunde liegende Misstrauen wird positiv als Unabhängig-

27 Vgl. Luhmann, Niklas: Vertrauen. Ein Mechanismus der Reduktion sozialer Komplexität. Stuttgart 2000, S. 27–38.

28 Vgl. ebd., S. 90.

29 Vgl. Barbalet, Jack M.: Emotion, Social Theory, and Social Structure. A Macrosociological Approach. Cambridge 1998, S. 89 f.

keitsstreben gerahmt. Der durch die stereotypen Darstellungen erweckte Eindruck, Preppen basiere auf einem überzogenen, irrationalen Misstrauen, wird teilweise umgedeutet und teilweise in Gegenfiguren wie die «Aluhut-Fraktion» ausgelagert. Gleichzeitig ermöglichen es die Szenarien, das uneingeschränkte Vertrauen, das Unvorbereitete in Infrastrukturen und Institutionen setzen, als irrational oder wenigstens problematisch darzustellen. Prepper:innen erscheinen vor diesem Hintergrund als Wissenselite, die über besondere Einsichten in die Vulnerabilität und Fragilität der Gegenwartsgesellschaft verfügt.

### **«Dass man selber mit verschiedenen Situationen umgehen kann»: Vom Misstrauen zur Selbstbestimmung**

Unabhängigkeit kristallisiert sich in den Gesprächen mit Prepper:innen als zentraler Wert für sie heraus. Eine gute Vorbereitung soll es ermöglichen, im Krisenfall nicht auf andere angewiesen zu sein. Das Ideal eines unabhängigen Lebens unter allen Umständen gewinnt auch dadurch an Kontur, dass die Gesprächspartner:innen Gegenfiguren wie diejenige des gutgläubigen und naiven Mitmenschen aufrufen, der sich seiner Abhängigkeit von einer funktionierenden Stromversorgung nicht bewusst ist.

Die Unabhängigkeit, nach der die Gesprächspartner:innen streben, ist jedoch nicht unmittelbar mit einem Verzicht auf die Annehmlichkeiten einer modernen Konsumgesellschaft verbunden – im Gegenteil. Vielmehr geht es darum, möglichst viele dieser Annehmlichkeiten auch im Krisenfall aus eigener Kraft bereitstellen zu können. Dazu braucht es zusätzliche Investitionen, um etwa den Ausfall der Versorgung mit Gütern des täglichen Bedarfs kompensieren zu können. Das den Krisenszenarien innewohnende Misstrauen erlaubt es nicht nur, bestehende Abhängigkeiten zu problematisieren, sondern schafft auch Perspektiven, die unmittelbare Kontrolle über die eigenen Lebensumstände wiederzugewinnen. Diese Bemühungen um unmittelbare Kontrolle münden oftmals in den Aufbau von redundanten Systemen, etwa in die Beschaffung eines Notstromaggregats und entsprechenden Treibstoffvorräten. Das Ideal eines selbstbestimmten Lebens motiviert diese Bemühungen. Wie dem Ideal der Unabhängigkeit verleihen die Gesprächspartner:innen dem Ideal der Selbstbestimmung Kontur, indem sie Gegenfiguren aufrufen. Diese Gegenfiguren zeichnen sich weniger durch das Fehlen jeglicher Vorbereitung aus als durch eine aus Sicht der Gesprächspartner:innen falsche Art des Vorbereitens, die das Versprechen eines selbstbestimmten Lebens im Krisenfall nicht einlösen kann.

«Hamster-» oder «Panikkäufe» stehen aus Sicht der Gesprächspartner:innen für eine verfehlte Form der Krisenvorsorge. Gegenüber dem kopflosen und plötzlichen Kauf von Vorräten betonen Gesprächspartner:innen den systematischen Charakter ihrer Vorbereitungen und Anschaffungen. Einige arbeiten mit Checklisten oder Excel-Tabellen, um den Überblick über die Vorratsmengen und die Ablaufdaten von Lebensmitteln zu wahren. Es gibt inzwischen auch eigens dafür entwickelte Apps.

In dem von den Gesprächspartner:innen entworfenen Idealbild hat Preppen mit dem blossen, vor allem dem planlosen Anhäufen und Horten von Dingen wenig gemein. Vielmehr gelte es, den eigentlichen Zweck, den möglichen Krisenfall, nicht aus den Augen zu verlieren. Die Redundanz, mit der sich Gleichgesinnte bei Treffen oder auf Onlinekanälen wechselseitig vergewissern, dass eine Krise jederzeit eintreffen könnte, hat auch die Funktion, dafür zu sorgen, dass, mit Simmel ausgedrückt, «das Bewusstsein des Zweckes lebendig bleibt». Der eigentliche Zweck der Krisenvorsorge besteht nicht darin, immer mehr zu haben, auch wenn dies unserer Erfahrung nach oftmals der Fall ist. «Der Trend geht zum Viertaggregat», kommentierte ein Gesprächspartner seine wachsende Sammlung von Notstromaggregaten lakonisch. «Haben ist besser als brauchen», antwortete ein anderer auf die Frage, warum er sich trotz Neuanschaffungen nicht von älteren Ausrüstungsgegenständen trenne. Sich den Zweck der Krisenvorsorge in Erinnerung zu rufen und im Bewusstsein zu halten, erfordert Zeit, Aufmerksamkeit und Ressourcen, denn es handelt sich dabei, um nochmals Simmel zu zitieren, um «nichts rein ideelles, sondern auch seinerseits [einen] Prozeß [...], der organische Kraft und Bewußtseinsintensität verbraucht».<sup>30</sup>

Gerade weil die Krisenvorsorge auf ein Ereignis gerichtet ist, das noch nicht eingetroffen ist und das letztlich, allen in Szenarien und Gedankenspielen getätigten Überlegungen zum Trotz, ungewiss und unvorhersehbar bleibt, ist die Auseinandersetzung mit dem Thema Krisenvorsorge prinzipiell unabschliessbar. In den Gesprächen zeigt sich dies etwa darin, dass viele von «Projekten», die sie verwirklichen, und «Zielen» sprechen, die sie erreichen wollen. Es zeigt sich aber auch darin, dass umfangreiche Vorräte an Lebensmitteln und Ausrüstung eine fortlaufende Pflege erfordern. Ein Gesprächspartner, der Vorräte für einen Dreipersonenhaushalt für die Dauer eines Jahres hat, führt einmal im Jahr eine mehrtägige «Revision» durch, um die Funktionstüchtigkeit seiner Ausrüstungsgegenstände zu überprüfen. Vom Bild des planlosen Anhäufens und Hortens grenzen sich die Gesprächspartner:innen ab, indem sie auf den zweckmässigen und planvollen Charakter ihrer Vorsorge verweisen.

Einige Gesprächspartner:innen unterstreichen diesen Punkt zusätzlich, indem sie die Gegenfigur der «Spas-» oder «Trendprepper:innen» aufrufen. Diese Gegenfigur steht für die Gesprächspartner:innen geradezu sinnbildlich dafür, dass der Kauf von Ausrüstungsgegenständen kein Selbstzweck sein soll. Die beste Ausrüstung nütze nichts, so ein Mantra im Feld, wenn man damit nicht umgehen könne. Ausserdem weisen verschiedene Gesprächspartner:innen darauf hin, dass zu einer Krisenvorsorge auch so einfache Dinge wie Löschdecken und Teelichter gehörten. Der Wert der Ausrüstung speist sich für die Gesprächspartner:innen daraus, dass sie verspricht, die eigene Handlungsfähigkeit zu steigern und ein selbstbestimmtes Leben zu ermöglichen. Sie betonen denn auch, dass die Aneignung von «Fähigkeiten» und «Skills» zentral sei.

30 Simmel, Georg: Philosophie des Geldes. Frankfurt am Main 1989 (1900), S. 296.

Die Gegenfigur der «Spassprepper:innen» dient aber auch der feldinternen Distinktion. Die Bezeichnung beinhaltet eine Abwertung von finanziellen Investitionen gegenüber der Investition von Zeit in die Krisenvorsorge.<sup>31</sup> Gerade weil «Fähigkeiten» und «Erfahrungen» an Personen und Körper gebunden sind und sich mit Geld alleine nicht erwerben lassen, haben sie einen exklusiven Charakter und eignen sich als Statussymbole. Die Fähigkeit, mit möglichst wenig Ausrüstung auszukommen, gilt im Feld als Tugend.

Auf der anderen Seite gibt es einen hochgradig kommerzialisierten Markt für Ausrüstung aller Art, der mit dem Versprechen wirbt, dass sich Selbstbestimmung im Krisenfall in Form von Produkten kaufen lässt. Das Attribut «taktisch», mit dem inzwischen Jacken, Uhren, Taschenlampen, Messer und anderes versehen werden, soll vielseitige Einsatzfähigkeit, Belastbarkeit und Überlegenheit suggerieren. Da Krisenvorsorge nie abgeschlossen ist, besteht auch immer ein Anreiz, etwas Neues zu kaufen und auszuprobieren. Der spielerische Aspekt nimmt auch bei denjenigen, die sich nicht als Spassprepper:innen bezeichnen, viel Raum ein.

Die Gegenfigur «Spassprepper:in» verweist, wie die anderen (Gegen-)Figuren auch, weniger auf eine lebensweltliche Wirklichkeit. Vielmehr steht sie sinnbildlich dafür, dass der Kauf von Ausrüstung kein Selbstzweck sein soll, und verweist dadurch auf den eigentlichen Zweck der Krisenvorsorge, nämlich die Wahrung eines selbstbestimmten Lebens im Krisenfall. Eine «vernünftige» Krisenvorsorge verorten die Gesprächspartner:innen zwischen zwei extremen Vorbereitungspraktiken, in Abgrenzung von denen sich dieses Ideal inhaltlich herauskristallisiert. Auf der einen Seite sind dies die Hortenden und die «Spassprepper:innen», denen, wenn auch auf unterschiedliche Weise, zugeschrieben wird, dass ihre Vorbereitungen den Zweck eines selbstbestimmten Lebens im Krisenfall verfehlen. Das andere Extrem, von dem sich die Gesprächspartner:innen abgrenzen, bilden Gegenfiguren, denen ein «Krisenwahn» unterstellt oder ein «Prepper:innenburnout» diagnostiziert wird. Diese Gegenfiguren verkörpern die Möglichkeit, dass das Streben nach einem selbstbestimmten Leben im Krisenfall sich gewissermassen ins Gegenteil verkehrt. Anstatt in einer zukünftigen Krise Kontrolle zu garantieren, führt die Auseinandersetzung mit der Krisenvorsorge zu einem Kontrollverlust in der Gegenwart – die Möglichkeit der Krise erstickt das Leben. In Abgrenzung von diesen Gegenfiguren, die, wie die «Aluhut-Fraktion», Elemente des Stereotyps von Prepper:innen als paranoide Spinner:innen enthalten, entwerfen die Gesprächspartner:innen das Ideal eines selbstbestimmten Lebens unter jeglichen Umständen.

Insofern die eigene Krisenvorsorge ein prinzipiell unabschliessbares Vorhaben darstellt, stehen die Gesprächspartner:innen vor der Herausforderung, sich mit den eigenen beschränkten Möglichkeiten und der Tatsache abzufinden, dass man sich nie auf alles umfassend vorbereiten können. Eine Art, dies zu tun,

31 Mit Pierre Bourdieu gesprochen verweist die Figur der «Spassprepper:innen» auf den Unterschied zwischen ökonomischem und einem feldspezifischen kulturellen Kapital sowie auf die Tatsache, dass sich ökonomisches Kapital nicht direkt in kulturelles ummünzen lässt. Bourdieu, Pierre: Die feinen Unterschiede. Frankfurt am Main 1982.

besteht darin, Krisenszenarien für unrealistisch zu halten, deren Bewältigung ausserhalb der eigenen finanziellen oder persönlichen Möglichkeiten liegt.

## Fazit

Die gegenwärtige Popularität von Preppen als massentauglicher Lebensstil und Trend ist im Kontext einer Entwicklung zu sehen, im Zuge deren die Staaten des globalen Nordens die private, eigenverantwortliche Krisenvorsorge als politisches Thema und Aktionsfeld wiederentdecken. Zu den staatlichen Empfehlungen zur persönlichen Krisenvorsorge verhält sich Preppen jedoch ambivalent bis widersprüchlich. Während die staatlichen Empfehlungen die adressierten Bürger:innen als Stützen des staatlichen Krisenmanagements imaginieren, konzipieren Prepper:innen ihre Krisenvorsorge mit Blick auf ein mögliches Totalversagen des Staates im Krisenfall. Preppen speist sich daher massgeblich aus einem Misstrauen gegen staatliche Schutzversprechen.

Stereotype Darstellungen legen Prepper:innen auf das Misstrauen fest und deuten es als Symptom einer psychopathologischen Disposition oder als Indiz für illegitime politische, namentlich rechtsextreme Einstellungen. Zwar lässt sich die Anschlussfähigkeit des Phänomens an rechtsextreme Strömungen nicht bestreiten, gleichzeitig lässt sich Preppen angesichts seiner Popularität nicht als politisches Randphänomen begreifen. Für die Akteur:innen liegt der Reiz des Phänomens ausserhalb einer explizit politischen Sphäre. Um die Popularität des Phänomens von innen heraus zu verstehen, haben wir einen Perspektivenwechsel von der Ebene der Fremdzuschreibungen zu der der Selbstzuschreibungen vorgenommen. In Auseinandersetzung mit und in Abgrenzung von den stereotypen Darstellungen entwerfen die Gesprächspartner:innen eine idealisierte Prepper:innenfigur, die für sie einen positiven Bezugs- und Identifikationspunkt darstellt. Diese Figur zeichnet sich durch ihr Streben nach einem unabhängigen und selbstbestimmten Leben auf. Diese Ideale der Unabhängigkeit und Selbstbestimmung zeichnen sich vor allem ex negativo ab. Die Gesprächspartner:innen lagern negative Aspekte der Stereotype in Gegenfiguren aus, etwa die der «Aluhut-Fraktion» oder der «Spasprepper:innen». Gleichzeitig drehen die Gesprächspartner:innen den Vorwurf der Irrationalität um. In den Szenarien erscheinen die Unvorbereiteten als unvernünftig und anormal, während die Prepper:innenfigur als rational erscheint.

Diese Umwertungen und Umdeutungen des Stereotyps lassen sich im Anschluss an Luhmann als Routinisierung von Misstrauen begreifen. Gerade indem Krisenszenarien negative Erwartungen in zugespitzter Form artikulieren, sorgen sie dafür, dass die Zukunft berechenbar erscheint. Misstrauen schafft dadurch einen Rahmen für zweckrationales Handeln, was, wie Luhmann ausführt, bedeuten kann, dass das eigene Misstrauen gar nicht mehr als solches wahrgenommen wird.<sup>32</sup> In der Tat begreifen Gesprächspartner:innen ihre umfassenden Vorberei-

32 Vgl. Luhmann (Anm. 27), S. 93.

tungsmassnahmen als angemessenes, geradezu vernünftiges Mittel, um auch in Zukunft ein unabhängiges und selbstbestimmtes Leben führen zu können. Prepen erlaubt es, der Ungewissheit der Zukunft und der eigenen Verletzlichkeit die existenzielle Dimension zu nehmen. Stattdessen erscheinen die Herausforderungen einer ungewissen Zukunft als technisches Problem, das sich mit den richtigen «Skills», einer durchdachten «Strategie» und den richtigen «Gadgets» bearbeiten lässt.



# Kinderzeichnungen im Kontext der Volkskunde

## Eine bisher unbekannte Basler Sammlung

TABEA BURI, ANNA LEHNINGER

### Abstract

Im Museum der Kulturen Basel liegt eine Sammlung von Kinderzeichnungen, die durch Aufrufe des Volkskundlers Eduard Hoffmann-Krayer (1864–1936) ab 1919 entstand. Geleitet von einem Forschungsinteresse an den «naiven Zeichnungen und Malereien von Kindern», hatte er dazu aufgerufen, Kinderzeichnungen einzusenden. In den folgenden Jahren trafen etwa 1800 Werke ein, die den Zeitraum von 1864 bis 1930 umspannen.

Der Beitrag zeichnet einerseits die Entstehungsgeschichte dieser bemerkenswerten Sammlung nach und stellt einzelne Themenschwerpunkte vor. Andererseits wird nach der Motivation für die Bildung der Sammlung gefragt, die weder einem pädagogischen noch einem künstlerischen, sondern einem volkskundlichen Impetus entsprang und deren kulturhistorischer Wert sich erst aus der zeitlichen Distanz erweist.

Keywords: *children's drawings, child and everyday culture, Christmas, ethnographic collection, primitivism, World War I*

*Kinderzeichnungen, Kinder- und Alltagskultur, Weihnachten, volkskundliche Sammlung, Museum der Kulturen Basel, Primitivismus, Eduard Hoffmann-Krayer, Erster Weltkrieg*

Im Depot des Museums der Kulturen Basel (MKB) lagen während fast hundert Jahren wohl unberührt, sicher aber unbearbeitet vier Kisten voller Kinderzeichnungen (Signatur VI 15186a–d). Sie wurden zusammengetragen von Eduard Hoffmann-Krayer (1864–1936), Mitinitiator der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde (SGV), Gründer der Zeitschrift *Schweizerisches Archiv für Volkskunde* (SAVk) und erster Vorsteher der Sammlung Europa am damaligen Basler Völkerkundemuseum (heute MKB). Um diese Sammlung aufzubauen, schaltete er 1919 im Korrespondenzblatt der SGV *Schweizer Volkskunde* (SVk) einen Aufruf: «Alle Freunde ursprünglicher Volkskunst» waren gebeten, Kinderzeichnungen mit Kommentaren und persönlichen Angaben zu den Kindern einzuschicken.<sup>1</sup> Nach

1 Hoffmann-Krayer, Eduard: Aufruf zum Sammeln von Kinderzeichnungen. In: SVk 9 (1919), S. 13. Weitere Aufrufe und Verdankungen: SVk 9 (1919), S. 53; SVk 10 (1920), S. 19–22, 39; SVk 11 (1921), S. 60; SVk 12 (1922), S. 19, 59; SVk 13 (1923), S. 51; SVk 14 (1924), S. 20, 68 f.; SVk 15 (1925), S. 23.

anfangs zögerlichen Reaktionen kamen nach weiteren Aufrufen bis 1925 (und vereinzelt bis 1930) rund 1800 Werke, vor allem Zeichnungen, einzelne Scherenschnitte und Stickereien, aus der Zeit zwischen 1864 und 1930 zusammen und wurden nach dem Tod des Sammlers dem MKB als Legat übergeben.

Zwischen 2018 und 2020 wurde das Konvolut detailliert erfasst und erforscht,<sup>2</sup> finanziert durch Mittel des Georges und Miriam Kinzel-Fonds. Dabei wurde eine kulturwissenschaftlich-historische mit einer kunsthistorischen Perspektive verbunden. Es wurde untersucht, welcher wissenschaftliche Wert den Zeichnungen zur Zeit der Sammlungsentstehung beigemessen wurde und welche Bedeutung Kinderzeichnungen heute haben. Liessen sie vor rund hundert Jahren auf Rückschlüsse auf einen ursprünglichen, sogenannten primitiven Geist hoffen, stieg bis heute ihr zeithistorischer Quellenwert, sodass sie als Teil der Erinnerungs- und Alltagskultur rezipiert werden können. Für die Kunstgeschichte kann die Sammlung, die in zeitlicher Parallele zur wegweisenden Kinderzeichnungssammlung des Kunsthistorikers Gustav Friedrich Hartlaub (1884–1963) in Mannheim entstanden ist, Aufschlüsse über die Kinderkultur des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts und ihre Themenwelten liefern. Ein Schweizer Konvolut, dessen Zeichnungen bis in die 1860er-Jahre zurückreichen, ist von grossem Wert für die ikonologische Interpretation der Kinderzeichnung.<sup>3</sup> So werfen etwa Darstellungen wie «Das Lebkuchenmännchen wie es seine Christbäume begiesst» von 1920, frei nach einer Aufführung des Märchenspiels *Peterchens Mondfahrt* von Gerdt von Bassewitz, Licht auf die Kinderkultur der damaligen Zeit (Abb. 1).

Nach einer Einordnung in die wissenschaftliche Motivation der Sammlung wird das Konvolut aus heutiger kulturhistorischer Perspektive betrachtet. Die Kinder werden dabei als Chronist\*innen ihrer Zeit anerkannt und ihre Zeichnungen werden damit zu Dokumenten einer vergangenen Kinderwelt. Dazu wurden Zeichnungen mit quantitativ prominenten Themen oder aus heutiger Sicht historisch relevanten Darstellungen ausgewählt. Die ikonografisch präzise Betrachtung einer Auswahl von Zeichnungen zeigt exemplarisch auf, wie lohnend der genaue Blick insbesondere unter Berücksichtigung der zeitgenössischen Bildwelt sein kann. Gleichzeitig lassen sich Berührungspunkte mit Hoffmann-Krayers Forschungsinteresse an den Themen Krieg, Sagen und Weihnachten feststellen. Es zeigt sich, dass die gleichen Zeichnungen vor hundert Jahren anders befragt wurden als heute. Insbesondere der Stellenwert der Zeichnungsvorlagen ist ein anderer: War bei der Entstehung der Sammlung der Wunsch nach möglichst «freien» Zeichnungen prägend, so lassen heute gerade die Parallelen zu zeitgenössischen Bildern die kindliche Ermächtigung der Umwelt erahnen. Abschliessend wird aufgezeigt, wie

2 Wir danken Sandrine Mischler für die Hilfe bei der Aufarbeitung des Materials.

3 Vgl. Ströter-Bender, Jutta (Hg.): Das Erbe der Kinder. Provenienzforschung und Sammlungsgeschichte von Kinder- und Jugendzeichnungen. Museen, Archive, private Kollektionen und «verschwundene Sammlungen». Baden-Baden 2021; Wittmann, Barbara: Bedeutungsvolle Kritzeleien. Eine Kultur- und Wissensgeschichte der Kinderzeichnung, 1500–1950. Zürich 2018; Lehninger, Anna: Vor-Bilder. Nach-Bilder. Zeit-Bilder. Kommerzielle Zeichenwettbewerbe für Kinder in der Schweiz. 1935–1985 (Populäre Literaturen und Medien 11). Zürich 2015.

Abb. 1: Mädchen, 12, «Das Lebkuchenmännchen wie es seine Christbäume begiesst», 1920. MKB, VI 15186.02, Bild 877.



dieses spezifische Sammlungsbestreben in der Volkskunde nach einiger Zeit eingestellt wurde, und nach Gründen dafür gefragt.

## Die Motivation des Sammlers

Die Sammlung der Kinderzeichnungen steht solitär in der Geschichte der Schweizer Volkskunde. Wohl entwickelte sich sowohl in der SGV wie auch am Völkerkundemuseum Anfang des 20. Jahrhunderts ein Interesse an der Lebenswelt von Kindern,<sup>4</sup> deren Erzeugnisse zu sammeln, war aber vorerst nicht geplant.<sup>5</sup> Als Sammlungs- und Ausstellungsstücke werden Hoffmann-Krayer Kinderzeichnungen hingegen im Bereich der Kunst begegnet sein: 1905 fand im Basler Gewerbemuseum die Ausstellung «Kind und Kunst» statt und ab 1904 erschien die gleichnamige Zeitschrift.<sup>6</sup> In Deutschland begann ungefähr zur gleichen Zeit wie Hoffmann-Krayer der deutsche Kunsthistoriker Gustav Friedrich Hartlaub, damals Kurator an der Kunsthalle Mannheim, Kinderzeichnungen zusammenzutragen.

4 Dazuzuzählen ist die bis heute wichtige Spielzeugsammlung im MKB, aber auch die Kinderlieder, die Gertrud Züricher zusammenstellte. Zu beidem unten mehr.

5 Hoffmann-Krayer skizzierte das thematische Programm der SGV anhand von fünfzehn Gebieten. Kinderzeichnungen wären am ehesten bei Punkt 5 «Häusliche Beschäftigung, Hausindustrie und volkstümliche Kunst» einzuordnen. Hoffmann-Krayer, Eduard: Zur Einführung. In: SAVk 1 (1897), S. 1–12, hier S. 5.

6 Kind und Kunst. Monatsschrift zur Förderung der Bestrebungen für die Pflege der Kunst im Leben des Kindes 1 (1904/05)–4 (1909).

Woher rührte Hoffmann-Krayers Motivation, eine Sammlung von Kinderzeichnungen im volkskundlichen Kontext anzulegen? Zwei seiner Fachkollegen werden dafür eine bedeutende Rolle gespielt haben: Der Zürcher Arzt und Professor Gustav Wehrli (1888–1949) sowie der Westschweizer Künstler und Zeichenlehrer Théodore Delachaux (1879–1949). Beide waren Mitglieder der SGV, Delachaux ab 1915 gar in deren Ausschuss, Wehrli spätestens ab 1919 als Beisitz im Vorstand. Wehrli war ausserdem Mitbegründer der Zürcher Sektion.<sup>7</sup>

## Die Inspiration: Gustav Wehrli

Neben seiner Berufstätigkeit als praktizierender Arzt engagierte sich Gustav Wehrli für die «Volksmedizin».<sup>8</sup> Im Jahr 1918 verfasste er einen Beitrag für die Mitteilungen der Geographisch-Ethnographischen Gesellschaft Zürich mit dem Titel *Die inneren Körperorgane in den Kinderzeichnungen mit einigen ethnographischen Parallelen*.<sup>9</sup> Für die dem Text zugrunde liegende Untersuchung liess Wehrli Kinder sogenannte Röntgenbilder zeichnen, Körperzeichnungen, auf denen die inneren Organe dargestellt sind. Er wandte sich bewusst an Kinder in ländlichen Regionen, um den Einfluss von Bilderbüchern so gut wie möglich auszuschliessen. An den «Röntgenbildern» sei zu erkennen, dass das Kind nicht zeichne, was es sehe, sondern das, was es wisse. Sei ihm bewusst, dass in einem Körper ein Herz schlage, so stelle es dieses dar, ohne es vor Augen zu haben. Mit dieser Analyse lehnte sich Wehrli explizit an Max Verworn (1863–1921) an.<sup>10</sup> Der Physiologe Verworn interessierte sich ebenfalls nebenberuflich für Kinderzeichnungen und hatte eine eigene Sammlung angelegt. Aus seinen Untersuchungen folgerte er: «Das moderne Kind zeichnet gar nichts, was es gesehen hat, sondern was es gelernt hat und weiss. Es beobachtet nicht erst genau und lernt dann, sondern es lernt erst und sieht dann das Gelernte.»<sup>11</sup> Diese Art des Zeichnens bezeichnete er als «ideoplastisch»<sup>12</sup> – und Wehrli übernahm diesen Begriff. In einem zweiten Schritt verglich Wehrli die Körperdarstellungen der Kinder mit der Kunst aussereuropäischer Künstler\*innen,

7 Diese Angaben beruhen auf den Mitgliederverzeichnissen, die zwischen 1911 und 1921 (mit Ausnahme von 1918) im Korrespondenzblatt *Schweizer Volkskunde* publiziert wurden.

8 Eggmann, Sabine; Müske, Johannes: «Kulturerbe» im Dienst gesellschaftlicher Modernisierung und Differenzsetzung. «Volksmedizin» und «Volkskultur» im Archiv der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde. In: SAVk 110 (2014), S. 148–165. Zu Wehrli siehe auch Kuhn, Konrad J.: Unterbrochene Tradition und lange Dauer. Die Zürcher Sektion der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde 1918–2010. In: Franziska Schürch, Sabine Eggmann, Marius Risi (Hg.): Vereintes Wissen. Die Volkskunde und ihre gesellschaftliche Verankerung. Münster, Basel 2010, S. 69–94.

9 Wehrli, Gustav: Die inneren Körperorgane in den Kinderzeichnungen mit einigen ethnographischen Parallelen. In: Mitteilungen der Geographisch-Ethnographischen Gesellschaft Zürich 19 (1918/19), S. 35–51. Unter dem gleichen Titel publizierte er bereits im Jahresbericht der Geographisch-Ethnographischen Gesellschaft Zürich 1917/18.

10 Wehrli (Anm. 9), S. 37. Vgl. Verworn, Max: Ideoplastische Kunst. Jena 1914. Der Begriff des «Röntgenbildes» ist ebenfalls aus diesem Referat übernommen, S. 53.

11 Verworn (Anm. 10), S. 45.

12 Ebd. Hoffmann-Krayer bediente sich ebenfalls dieses Begriffs. Hoffmann-Krayer, Eduard: Kinderzeichnungen. In: SVk 10 (1920), S. 21.

die ihm zufolge «bekanntlich in ihren Kunstäusserungen manche Verwandtschaft mit denjenigen unserer Kinder aufweisen»;<sup>13</sup> auch ihre Zeichnungen seien als «ideographisch»<sup>14</sup> zu bezeichnen.

Wehrli präsentierte die Ergebnisse seiner Forschungen drei Jahre später vor der SGV Sektion Zürich unter dem Titel «Der menschliche Körper in den Zeichnungen des Kindes und in der Kunst des primitiven Menschen».<sup>15</sup> Hoffmann-Krayer hat mit Sicherheit von Wehrlis Interesse an kindlichen Körperdarstellungen gewusst – auch von Verworns Sammlungstätigkeit und den darauf aufbauenden Analysen. Mit grosser Wahrscheinlichkeit war Wehrlis Arbeit ausschlaggebend für Hoffmann-Krayer, sich Kinderzeichnungen als Sammlungsgebiet zuzuwenden und möglicherweise auch für die Formulierung, die «naiven Zeichnungen und Malereien von Kindern» würden eine «Ähnlichkeit mit der Kunst des primitiven Menschen» aufweisen.<sup>16</sup>

Für sogenannte primitive Zeichnungen interessierte sich auch das Basler Völkerkundemuseum; dies zeigt exemplarisch ein Auszug aus dem Jahresbericht von 1898: «[Zu den Neuzugängen gehören] zwei Basaltplatten vom Vaal-river in Südafrika, mit eingeritzten Buschmann-Zeichnungen (Geschenk von P[aul] & F[ritz] S[arasin]). Die Zeichnungen stellen Antilopen dar und sind als eine der primitivsten Kunstäusserungen des menschlichen Geistes von Interesse.»<sup>17</sup> Hoffmann-Krayer sah nun in den Kinderzeichnungen den geeigneten Weg, um auch im städtischen Kontext die Suche nach dem Primitiven zu verfolgen. Auch wenn es Anfang des 20. Jahrhunderts zum Selbstverständnis der Volkskunde gehörte, Überreste des «primitiven Kulturgutes» zu dokumentieren und zu sammeln,<sup>18</sup> formulierte Hoffmann-Krayer dieses Interesse nicht zufällig im Kontext seiner Arbeit als Vorsteher der Abteilung Europa am Basler Völkerkundemuseum. Es galt, die 1904 gegründete europäische Sammlung in den Verbund der aussereuropäischen Sammlungen zu integrieren – und dazu eignete sich das Konzept des Primitiven. Sowohl Hoffmann-Krayer wie auch seine Kollegen am Museum Fritz Sarasin und insbesondere Leopold Rütimeyer beschrieben die Vorstellung, dass sich kulturelle Entwicklungsstufen in Schichten übereinanderlegen. In Europa seien die früheren Entwicklungsschichten überdeckt durch die zivilisierte Kultur, wobei diese Decke in gewissen Regionen dicker, in anderen dünner und somit leichter aufzugraben

13 Wehrli (Anm. 9), S. 47.

14 Ebd., S. 37, 48. Weshalb Wehrli den Begriff mit «-graphisch» an Stelle von «-plastisch» variiert, bleibt unklar.

15 Kuhn, Konrad: Referate und Exkursionen der Sektion Zürich. In: Franziska Schürch, Sabine Eggmann, Marius Risi (Hg.): Vereintes Wissen. Die Volkskunde und ihre gesellschaftliche Verankerung. Münster, Basel 2010, S. 191.

16 Hoffmann-Krayer (Anm. 1).

17 Sarasin, Fritz: Bericht über die Ethnographische Sammlung des Basler Museums für das Jahr 1898. See paratabdruck aus den Verhandlungen der Naturforschenden Gesellschaft Basel (Bd. 12, Heft 2). Basel 1898, S. 4. Die beiden Steinplatten mit Ritzzeichnungen (ca. 32 × 22 cm und 40 × 37 cm) wurden beim Händler Umlauff (Hamburg) erworben und unter den Nummern III 1011 und III 1012 inventarisiert.

18 Warneken, Bernd Jürgen: Volkskundliche Kulturwissenschaft als postprimitivistisches Fach. In: Kaspar Maase, Bernd Jürgen Warneken (Hg.): Unterwelten der Kultur. Themen und Theorien der volkskundlichen Kulturwissenschaft. Böhlau 2003, S. 119.

sei, um ans Darunterliegende zu gelangen.<sup>19</sup> Dadurch, dass das Primitive als Vorstufe der modernen Zivilisation galt, schien es möglich, in den neueren Entwicklungsstufen «Reste» früherer Stufen zu finden, «im Mann das Kind und im Kind den Primitiven zu entdecken».<sup>20</sup> Relevant ist in diesem Zusammenhang die These der «biogenetischen Grundregel», entwickelt 1866 vom Zoologen Ernst Haeckel. Sie postuliert, dass die Entwicklung eines Organismus vom Keim zum ausgewachsenen Lebewesen parallel zur Evolutionsgeschichte verlaufe – jedes sich entwickelnde Lebewesen «rekapituliere» die stammesgeschichtliche Entwicklung in all ihren Phasen. Diese Rekapitulationsthese gilt heute als widerlegt,<sup>21</sup> bildete im ausgehenden 19. Jahrhundert aber eine Grundlage für den Vergleich kindlicher Entwicklungsstufen mit aussereuropäischen oder urzeitlichen Kulturen. Verworn zitiert Haeckel in seiner Arbeit zu den Kinderzeichnungen, macht aber auch darauf aufmerksam, «wie falsch es wäre, auf Grund des biogenetischen Grundgesetzes um jeden Preis einen Parallelismus zwischen der Entwicklung der Kinderkunst und der prähistorischen Kunst konstruieren zu wollen».<sup>22</sup>

Zumindest der Anlage nach hätten also die Kinderzeichnungen als Vergleichsmaterial zu aussereuropäischen Zeichnungen wie den genannten Basaltplatten dienen können. Die Suche nach Analogien zwischen Kinderzeichnungen und der Ästhetik aussereuropäischer Kulturen waren indes um 1900 verbreitet.<sup>23</sup> Im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts hatte sich der Vergleich urgeschichtlicher und aussereuropäischer Kunst zu einem festen Topos etabliert. Anfang des 20. Jahrhunderts wurde die Suche nach Analogien vermehrt auf Kinderzeichnungen ausgeweitet. Als wichtiger Beleg dafür gelten der Kongress für Ästhetik und allgemeine Kunstwissenschaft in Berlin 1914, in dessen Tagungsband viele Autoren Kinderzeichnungen mit der urgeschichtlichen und aussereuropäischen Kunst vergleichen, sowie die gleichzeitig in Berlin gezeigte «Ausstellung zur vergleichenden Entwicklungsgeschichte der primitiven Kunst bei den Naturvölkern, den Kindern und in der Urzeit».

## Die Unterstützung: Théodore Delachaux

Théodore Delachaux war Zeichnungslehrer und Künstler. Sowohl für sein volkskundliches Interesse wie auch für sein kreatives Schaffen liess er sich in den

19 Siehe zum Beispiel Hoffmann-Krayer, Eduard: Die Volkskunde als Wissenschaft. Zürich 1902, S. 13; Rütimyer, Leopold: Über einige archaische Gerätschaften und Gebräuche im Kanton Wallis und ihre prähistorischen und ethnographischen Parallelen. In: SAVk 20 (1916), S. 283; Sarasin, Fritz: Ansprache gehalten bei Anlass des hundertjährigen Jubiläums der Naturforschenden Gesellschaft in Basel und der Eröffnung des Museums für Völkerkunde am 23. Juni 1917 in der Martinskirche. Separatabdruck aus den Verhandlungen der Naturforschenden Gesellschaft in Basel (Bd. 18). Basel 1917, S. 204 f.

20 Warneken (Anm. 18), S. 123.

21 Gould, Stephen Jay: Ontogeny and Phylogeny. Harvard 1977.

22 Verworn (Anm. 10), S. 72.

23 Kaufmann, Sebastian: Ästhetik des «Wilden». Zur Verschränkung von Ethno-Anthropologie und ästhetischer Theorie 1750–1850. Mit einem Ausblick auf die Debatte über «primitive» Kunst um 1900. Basel 2020, S. 678–694.

ländlichen Gegenden des Waadtländer Pays d'Enhaut inspirieren.<sup>24</sup> Beide dieser Tätigkeiten verbanden sich in seinem Engagement für die Volkskunst.<sup>25</sup> Wenn hier schon die Verbindung zu den Kinderzeichnungen gesehen werden kann, so ist sein Interesse für die kindlichen Bereiche der Kultur ebenso relevant. In seinem Nachruf heisst es: «De tout temps, les créations sorties de l'esprit des enfants ont exercé une fascination particulière sur Delachaux.»<sup>26</sup> Diese Faszination brachte er auch in die Wissenschaft ein. Sein Artikel zu Kinderspielzeug im *Schweizerischen Archiv für Volkskunde* von 1914 stellte einen wichtigen Schritt für die Entwicklung eines Sammlungsschwerpunktes am Basler Völkerkundemuseum dar.<sup>27</sup> Die Spielzeuge charakterisierte Delachaux mit Verworns Terminologie aus der Kinderzeichnungsforschung ebenfalls als «ideoplastische» und «physioplastische» Varianten.

Ein Jahr nach Hoffmann-Krayers erstem Sammelaufwurf schrieb Delachaux eine Abhandlung über Kinderzeichnungen im *Schweizerischen Archiv für Volkskunde*.<sup>28</sup> Er bezog sich darin nicht nur auf Verworn, sondern referierte einen Reigen wissenschaftlicher Beiträge zum Thema.<sup>29</sup> Die Ausführungen endeten mit einem Plädoyer für mehr Kinderzeichnungsforschung. Es sei für die Psychologie, die Ethnografie, für die Pädagogik und für die Kunstgeschichte ein wertvolles Feld mit viel Potenzial – für die Ethnografie insbesondere, um Darstellungen anderer Kulturen besser interpretieren zu können.<sup>30</sup> Darüber hinaus sah Delachaux in den Zeichnungen einen Wert an sich. Dies formulierte er explizit bei der Eröffnung einer Ausstellung von Kinderzeichnungen in La Chaux-de-Fonds: «L'enfant, surtout au début, est entièrement créateur. Comme je l'ai déjà dit, il est dans toute l'acception du terme un artiste, un artiste sans arrière-pensée, qui cherche à comprendre ce qui l'entoure, sa famille, la maison, le jardin, le chien, le chat, les oiseaux. Il fait journellement des découvertes, souvent merveilleuses! Il fait pour lui-même et sans le savoir, sa première école d'initiation.»<sup>31</sup>

Delachaux war tief überzeugt vom Wert der Kinderzeichnungen – sowohl als Kunsterzeugnis als auch als Gegenstand wissenschaftlicher Forschung. Deshalb schloss er seinen Artikel im SAVk mit einer Würdigung all jener an, die sich des Sammelns und Dokumentierens von Kinderzeichnungen annahmen, und forderte

24 Reubi, Serge: *Gentlemen, prolétaires et primitifs. Institutionnalisation, pratiques de collection et choix muséographiques dans l'ethnographie suisse, 1880–1950.* Bern etc. 2011, S. 210.

25 Er machte beispielsweise den Scherenschnittkünstler Hans-Jacob Hauswirth bekannt. Delachaux, Théodore: *Un artiste paysan du Pays d'Enhaut.* Jean-Jacob Hauswirth 1808–1871. In: SAVk 20 (1916), S. 524–532.

26 Baer, Jean G.: *Théodore Delachaux: 21 mai 1879 – 24 avril 1949.* In: *Bulletin de la Société neuchâtoise des sciences naturelles* 73 (1950), S. 10.

27 Delachaux, Théodore: *Jouets rustiques Suisses.* In: SAVk 18 (1914), S. 101–112.

28 Delachaux, Théodore: *Dessins d'enfants.* In: SAVk 23 (1920/21), S. 189–202.

29 In seinem Aufsatz erwähnte Delachaux verschiedene Autor\*innen zur Kinderpsychologie und Kinderzeichnung wie Siegfried Lewinsein, Georg Kerschensteiner, Ephraïm Ivanoff, Georges-Henri Luquet, Clara und William Stern, Alfred Vierkandt und Max Verworn.

30 Wobei er, anders als Hoffmann-Krayer, später auch aussereuropäische Ethnografica sammelte und kuratierte. 1921 übernahm er die Leitung des Musée d'ethnographie de Neuchâtel und leitete 1932/33 eine ethnografische Expedition in Angola.

31 Zitiert nach Baer (Anm. 26), S. 10. Es liess sich nicht ermitteln, wann und wo diese Ausstellung stattfand.

deren wissenschaftliche Aufarbeitung.<sup>32</sup> Der Text kann also als Unterstützung, vielleicht auch als wissenschaftliche Legitimation für Hoffmann-Krayers Sammlungsvorhaben verstanden werden.

## Netzwerke und Entstehungskontexte

Unterstützung erhielt die Sammlung schlussendlich vor allem durch die Einlieferer\*innen, die Zeichnungen aus dem Zeitraum zwischen 1864 und 1930 aus unterschiedlichen Kontexten einsandten – von Familien über Schulen bis zu national operierenden Institutionen wie Pro Juventute, die 1912 als Stiftung unter der Schirmherrschaft der Schweizerischen Gemeinnützigen Gesellschaft gegründet worden war und sich der «Unterstützung und Förderung von Kindern in Not» verschrieben hatte. In der Regel hatten die Einlieferer\*innen selbst die Auswahl der Zeichnungen getroffen, teilweise suchte Hoffmann-Krayer aber, wie aus manchen Korrespondenzen hervorgeht, vor Ort auch aus, was ihm besonders relevant schien, um es in seine Sammlung aufzunehmen. Einen Kriterienkatalog hatte er wohl nicht, doch sprachen ihn vermutlich besonders jene Bilder und Konvolute an, die sich auf seine Interessengebiete beziehen liessen. Von 46 Einlieferer\*innen waren zwölf zumindest zeitweise Mitglieder der SGV; sie hatten den Aufruf wohl im Korrespondenzblatt gelesen.

Einige hatten schon zu anderen Sammlungen Hoffmann-Krayers beigetragen<sup>33</sup> – schliesslich hatte die SGV schon mehrfach ihre Mitglieder zum Sammeln auf bestimmten Gebieten der Volkskunde aufgerufen, zum Beispiel ab 1901 zum Sammeln volksmedizinischer Belege,<sup>34</sup> ab 1906 zum Sammeln von Volksliedern,<sup>35</sup> ab 1915 zum Sammeln «soldatischer Volkskunde».<sup>36</sup> Die Aufrufe wurden über die Jahre wiederholt und gelegentlich wurde über den Stand der Sammlungen berichtet. In der Regel ging es dabei allerdings um mündliche Überlieferungen, die in verschriftlichter Form oder in eigens dafür ausgearbeiteten Fragebogen festgehalten wurden. Bei den Kinderzeichnungen hingegen handelte es sich um eine Sammlung von materiellen Originalen, wie sie von Hoffmann-Krayer sonst eher in seiner Funktion als Vorsteher der Abteilung Europa am damaligen Basler Völkerkundemuseum gesammelt wurden.<sup>37</sup>

Gleich wie bei anderen Aufrufen wurde derjenige zur Sammlung von Kinderzeichnungen auch in anderen Zeitschriften publiziert, so in Anzeigen in der

32 Er scheint sich für ein internationales Institut zur Erforschung von Kinderzeichnungen in Zürich engagiert zu haben. Baer (Anm. 26), S. 10. Auch engagierte er sich 1944 an der Exposition internationale de dessins d'enfants in Neuenburg.

33 Zum Beispiel Adèle Stöcklin, R. O. Frick, Immanuel Olsvanger, Clara Stockmeyer und Josef Müller.

34 Stoll, Otto: Die Erhebung über «Volksmedizin» in der Schweiz. In: SAVk 5 (1901), S. 157–200.

35 Hoffmann-Krayer, Eduard: Jahresbericht 1906. In: SAVk 11 (1907), S. 305 f.

36 Bächtold, Hanns: Volkskundliche Mitteilungen aus dem Soldatenleben. In: SAVk 19 (1915), S. 202.

37 Beim Aufruf zum Sammeln jüdischer Volkskunde ab 1917 wurde dann neben Anekdoten, Liedern und Bräuchen explizit auch um «Gegenstände» gebeten, die in die Sammlung des Basler Völkerkundemuseums gehen sollten. Hoffmann-Krayer: Jüdische Volkskunde. In: SVk 7 (1917), S. 93 f.

*National-Zeitung* und im *Volksrecht*, einer sozialdemokratischen Zeitung aus Zürich.<sup>38</sup> Darüber hinaus fragte Hoffmann-Krayer einige Personen und Institutionen direkt an, wieder andere wurden durch Bekannte auf das Vorhaben aufmerksam gemacht. Einigen Einsender\*innen schickte Hoffmann-Krayer zusammen mit dem Dankeschreiben Kopien des Aufrufs zu, damit sie diese in ihrer Umgebung verteilten. Rund die Hälfte der Zeichnungen wurde aus Basel eingesandt, der Rest kam mit einer Ausnahme aus anderen Regionen der Schweiz. Die Einsendungen wurden bis 1925 in der *Schweizer Volkskunde* in der Regel namentlich verdankt.

Viele Einlieferer\*innen scheinen explizit am Thema Kinderzeichnungen Interesse gehabt zu haben; mindestens vierzehn waren in pädagogischen Berufen tätig. Für viele war der Sammlungsgegenstand ein sehr persönlicher, und nicht wenige sandten die Zeichnungen ihrer Kinder ein. Die im Folgenden untersuchten Zeichnungen reflektieren dieses Netzwerk, gleichzeitig zeigen sie relevante Motive des gesamten Konvoluts. Sowohl in damaliger wie auch in heutiger Perspektive sind die kindliche Auseinandersetzung mit Kriegsgeschehen, die Darstellung der städtisch-heimatlichen Umgebung sowie die Umsetzung von Sagen, Geschichten und Weihnachtsfeiern von besonderem Interesse. Alle diese Themen fügten sich damals in Hoffmann-Krayers Forschungsinteressen und gewähren heute Einblick in die kindliche Interpretation einer vergangenen Zeit.

## Kindheit und Krieg

Die 1910er-Jahre waren auch in Basel vom Ersten Weltkrieg geprägt. Die SGV initiierte die oben erwähnte Sammlung soldatischer Volkskunde und schickte entsprechende Fragebogen an die Armee.<sup>39</sup> Über Kinderzeichnungen hielten kriegerische Sujets ebenfalls Einzug in die Volkskunde: Motive wie Soldaten, Kampfgerät, Flugzeuge und Schlachten (Letztere schon aus früheren Zeiten) zeigen sich auf einer ganzen Reihe von Zeichnungen. Ein Bild sticht insofern hervor, als der erst fünfjährige Zeichner im Jahr 1918 konkret einen «Kampf von Franzosen gegen Deutsche» dargestellt hat: Die beiden deutschen Soldaten mit Pickelhauben rechts im Bild, links zwei am Boden kauernde, bewaffnete Franzosen (Abb. 2). Sie sind proportional kleiner dargestellt als ihre deutschen Gegner, welche ihre Arme wie in Ergebung erhoben haben.

Die Kriegspropaganda des Ersten Weltkriegs hatte sich auf vielfältige Weise in Schweizer Kinderzimmern eingerichtet. In Spielen, Spielzeug und Kinderbüchern, durch die Uniform und Ausrüstung der zum Grenzschutz mobilisierten Väter und die geografische Nähe zu den kriegsführenden Ländern mag das kindliche Interesse an den Kriegshandlungen zusätzlich gefördert worden sein. Das Zeichnen ermöglichte ein Nachstellen von Schlachten in Eigenregie, das Kriegsgetümmel liess sich mit beliebig viel Farbstiftblut ergänzen – etwas, was auch im fantasiereichsten

38 Eine Einliefererin nannte im Begleitschreiben die *National-Zeitung* als Anregung für die Einsendung, jedoch ohne Datumsangabe (MKB, VI 15186.03, Bild 425); *Volksrecht*. Sozialdemokratisches Tagblatt, 21. 5. 1920. Bemerkenswerterweise wurde der Aufruf in der Rubrik «Für die Frauen» platziert.

39 Bächtold (Anm. 36).



Abb. 2: Junge, 5, «Kampf von Franzosen gegen Deutsche», 1918. MKB, VI 15186.03, Bild 259.

Spiel mit Spielzeugsoldaten im Bereich des Unmöglichen lag. Das im Soldatenleben vermutete Abenteuer und erhoffte Heldentum sowie der Einsatz modernster Kampfmittel wie Flugzeuge konnten zu Wasser, Land und Luft nachempfunden werden ohne Mangel an Personal oder Geschütz. Man konnte es bei Bedarf einfach dazuzichnen. Die Bildvorlagen lieferten Zeitungen, Plakate oder Kinderbücher. Emer O'Sullivan hat anhand deutscher Kriegsbilderbücher wie Arpad Schmidhammers *Lieb Vaterland, magst ruhig sein* (1914) und Herbert Riklis *Hurra! Ein Kriegsbilderbuch* (1915) eindrücklich dargestellt, wie üppig bebilderte Kinderbücher gezielt zur Verbreitung militärischer Propaganda eingesetzt wurden: «Children emulated soldiers, and, on the eve of the First World War, pictures of plump, smiling, uniformed, flag-waving boys, each representing one of the countries of the Central Powers, were popular motifs of war propaganda for adults, making the war, and the Alliance, look charming, even cute. In books for young children we also find similar images of young boys as soldiers, girls performing gender-specific activities, playful initiations into the rituals of military life, and mock-war scenes performed by child actors.»<sup>40</sup> Betrachtet man vor diesem Hintergrund die Figuren in der Zeichnung des Fünfjährigen, mag der Rollenverteilung Kinder/Franzosen und

40 O'Sullivan, Emer: Fun and Military Games: The War on German Picture Books 1914–1915. In: Lissa Paul, Rosemary Ross Johnston, Emma Short (Hg.): *Children's Literature and Culture of the First World War*. New York, London 2016, S. 197–213, hier S. 197.



Abb. 3: Anonym, «Magenta, Solferino», nach 1859. MKB, VI 15186.02, Bild 1177.

Erwachsene/Deutsche eine performative Funktion innewohnen: Kinder besiegen die scheinbar übermächtigen Erwachsenen.

Die Militarisierung der Kinderstube hatte aber schon lange vor dem Ersten Weltkrieg begonnen. Die Zeichnungen eines Knaben aus Bern aus den 1860er-Jahren zeigen penible bildliche Auflistungen von historischen Schlachten, die wie Bilderbogen in Bildstreifen übereinander gestaffelt sind. So finden sich auf einem Blatt sowohl die Schweizer Schlachten von Grandson (1476) und Neuenegg (1798) als auch die europäisch bedeutsamen Schlachten bei Waterloo (1815) und Königgrätz (1866). Ein weiteres Blatt ist den Schlachten bei Magenta und Solferino gewidmet (Abb. 3), die im Juni 1859 im Sardinischen Krieg zur Einigung Italiens führten, durch das Kriegserlebnis des Schweizer Henry Dunant bei Solferino aber auch die Gründung des Roten Kreuzes auslösten.

Diese Schlachtenbilder gehören zu einer Einsendung von Robert Hörning aus Bern. 139 Blätter und mehrere, zum Teil winzige Zeichenhefte, stammen von vier Kindern aus der Familie des Schangnauer Pfarrers Ludwig Alexander Hörning. Offenbar von der Mutter der Kinder wurden viele Blätter beschriftet und datiert, was für die 1860er-Jahre bemerkenswert ist.<sup>41</sup>

<sup>41</sup> Wie diese Bilder nach Basel gelangten, ist unbekannt. In den Verdankungen wird die Einsendung nicht erwähnt und auch sonst finden sich keine Hinweise auf die Umstände der Einlieferung.



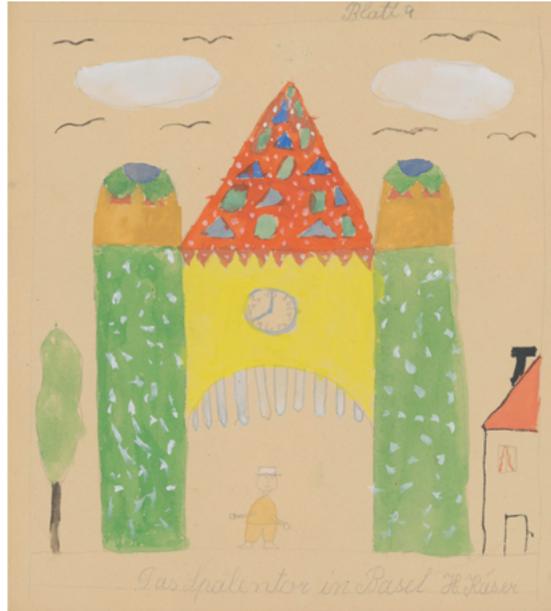
Abb. 4: Junge, 9, «Weihnachten im Zelt», 1914. MKB, VI 15186.03, Bild 105.

Ein anderes, wieder auf die Gegenwart des Ersten Weltkriegs bezogenes Motiv nehmen elf Bildgrüsse für Schweizer Soldaten im Grenzschutz auf: die Soldatenweihnacht. Eingesandt wurden sie von Rechtsanwält H. Lauterburg, der sich um 1915 bereits an der Erhebung für die «soldatische Volkskunde» beteiligt hatte. Im Dezember 1919 reagierte er als einer der Ersten auf den Aufruf und sandte gezeichnete Weihnachtsgrüsse, die er an Weihnachten 1914 im Militäreinsatz von Kindern aus der Nachbarschaft seiner Schwester erhalten hatte (Abb. 4).

Ein Junge entschied sich für die bildliche Darstellung der Soldatenweihnacht, wie sie auf Kriegspostkarten inszeniert wurde, die damals als Kommunikations- wie auch als Propagandamittel dienten.<sup>42</sup> Die Bildwelt des Krieges gelangte somit auch per Post in den Gesichtskreis von Kindern und wirkte sich auf Gestaltungsweisen aus: In einem Zelt sind um ein kleines Weihnachtsbäumchen drei Schweizer Soldaten sitzend und stehend versammelt. Hinten sieht man eine Gestalt, wohl das Christkind, davoneilen. Schlichte Tannenzweige zieren einen schriftlichen Gruss – eine Reminiszenz an die in Schulaufsätzen so beliebten Zierelemente. Diese eher anheimelnde Darstellung beschwor einerseits den Kameradschaftsgedanken der zusammen feiernden Truppe, andererseits bildete sie eine Verbindung zur Familie des Soldaten und diente damit indirekt dem Erhalt der Moral. Lauterburg hatte

<sup>42</sup> Vgl. Bruhin, Giuliano: «Sende dir hier ein Lebenszeichen». Schweizer Bildpostkarten im Ersten Weltkrieg. In: Konrad J. Kuhn, Béatrice Ziegler (Hg.): Der vergessene Krieg. Spuren und Traditionen zur Schweiz im Ersten Weltkrieg. Baden 2014, S. 27–44.

Abb. 5: Mädchen, ca. 11,  
«Das Spalentor in Basel»,  
1924/25. MKB, VI 15186.02,  
Bild 146.



die Zeichnungen jahrelang aufbewahrt, neben der zeichnerischen wohl auch die zeithistorische Bedeutung dieser Dokumente ahnend.

Die gezeichneten historischen Schlachten und Bildgrüsse sind bemerkenswerte Zeitdokumente für die Epoche zwischen 1860 und 1918. Die Zeichnungen sind wohl in bürgerlichen Haushalten entstanden und reflektieren die Perspektive dieser Gesellschaftsschicht. Aber auch die Zeichnungen aus der Mitte der 1920er-Jahre geben Einblick in die Lebenswelt schweizerischer Schulkinder der Zeit nach dem Krieg, als Alltag und Feste wieder in den Fokus rückten.

## Innovation und Tradition: Basler Alltag und Geschichte

1925 sandte der Lehrer Walter Keller ein Konvolut von über 200 Zeichnungen von Schüler\*innen der ersten Klasse einer Sekundarschule in Basel ein. Keller war engagiertes Mitglied der SGV, sammelte und publizierte Märchen und Redewendungen im SAVk<sup>43</sup> und steuerte Sammlungsstücke für das MKB bei. Sein Konvolut hat heute einen besonderen kulturhistorischen Wert, weil es gesellschaftliche und

43 Indovinelli, proverbi, filastrocche e canti popolari ticinesi. In: SAVk 28 (1927/28), S. 106–118; Contes de l'Ajoie (Jura bernois). In: SAVk 29 (1929), S. 256–261; Fiabe popolari ticinesi. In: SAVk 32 (1933), S. 37–51; Fiabe popolari ticinesi. In: SAVk 33 (1934), S. 63–86; Fiabe popolari ticinesi. In: SAVk 35 (1936), S. 53–62.

technologische Ereignisse der Zeit Mitte der 1920er-Jahre aus der Perspektive von elfjährigen Mädchen dokumentiert. Die Blätter sind einheitlich gross und das Papier von guter Qualität im Vergleich zur Makulatur, auf der viele Zeichnungen aus privaten Quellen festgehalten wurden. Säuberlich gemalte Rahmen fassen die Bilder ein, die ebenso gewissenhaft mit Blei- oder Farbstift oder in Gouache gemalt sind, ausserdem wurden sie nummeriert und mit Namen und gegebenenfalls einem Titel versehen. In der Wiederholung der Motive werden die Themenvorgaben aus dem Schulzeichenunterricht ersichtlich, wie Schulspaziergang, Schwimmunterricht, Papierdrachen oder Weihnachten. Auch ortsspezifische Motive gehören zum Repertoire. Das Basler Spalentor wurde zum farbenprächtigen Märchenhäusschen umgedeutet (Abb. 5), märchenhaft erscheinen auch die Bilder von der Basler Fasnacht, wo prächtige Kostüme und Festwagen nach eigener Anschauung festgehalten wurden. Die Themenstellung «Etwas von der Basler Messe» (Abb. 6) erlaubte eine grosse Auswahl an Motiven: Riesenrad, Spiegelkabinett, Schiff- und Kettenschaukeln, Ballonverkäufer, Verkaufsstände – alles, was das kindliche Herz am jährlich stattfindenden Basler Grossereignis begehrt, konnte in den Zeichnungen gestaltet werden. Basler Tradition und Geschichte wurden hier von Kindern visuell dokumentiert.

Ein weiteres Bild in dem Konvolut ist einzigartig in der Motivwahl (Abb. 7). In einem Wohnzimmer sitzt eine Familie an einem Tisch um einen Radioempfänger und lauscht über Kopfhörer dem Programm «von Paris». Die gemusterte Tapete, Porträts an der Wand und der blaue Vorhang sind als Fleissarbeit, wie sie in Schülerzeichnungen bis Mitte des 20. Jahrhunderts üblich waren, zu verstehen, man denke an die Tannenzweige zur Verzierung der Soldatenweihnacht.<sup>44</sup>

Die Kinderzeichnung erweist sich hier als Medium, das die fotografisch nur selten festgehaltene Zusammenkunft der Familie beim gemeinsamen Radiohören bildlich dokumentiert.<sup>45</sup> Die Radiokopfhörerzeit hatte ein Ablaufdatum, als die Lautsprecher 1925 zur Marktreife gelangten, war die Phase des verkabelten Radiohörens vorbei.<sup>46</sup> Es handelt sich somit um eine Momentaufnahme mit Seltenheitswert.

44 Vgl. Zeichenanleitungen für die Schule wie Weidmann, Jakob: Stoffsammlung für den Zeichenunterricht. 4.–6. Schuljahr. Jahrbuch 1941 der Reallehrerkonferenz des Kantons Zürich. Zürich 1941, S. 19 f.: Unser Büfett; S. 27 f.: Gedichtumrahmung.

45 Vgl. Stadelmann, Kurt (Hg.): Radio Schweiz-Suisse-Svizzera. 75 Jahre Schweizer Radiogeschichte im Bild 1922–1997, Ausstellungskatalog zur Ausstellung «Echo der Schweiz» im Museum für Kommunikation, Bern, 3. 10.–1. 3. 1998, Bern 1997.

46 Kobelt, Christian: Vom Detektorempfänger zur HiFi-Stereoanlage. In: Technische Mitteilungen. Schweizerische Post-, Telefon- und Telegrafienbetriebe 59/5 (1981), S. 201–208, hier S. 202; Jaquemet, Juri: 99 Jahre Radio in der Schweiz, <https://blog.nationalmuseum.ch/2021/10/99-jahre-radio-in-der-schweiz>, 26. 4. 2022.



Abb. 6: Mädchen, ca. 11, «Etwas von der Basler Messe», 1924/25. MKB, VI 15186.02, Bild 56.



Abb. 7: Mädchen, ca. 11, «Die Familie hört Radio von Paris», 1925. MKB, VI 15186.02, Bild 390.

## Drachenpracht: Gezeichnete Sage

Die Lehrerin Luise Rudin kam wohl erst über die Sammelaufrufe mit der Volkskunde in Verbindung. Ihr Vater Samuel Rudin-Pfaff mag als Begründer der Knabenarbeitsschule (ein freiwilliges Freizeitangebot für Knaben wenig bemittelter Familien, das grossen Wert auf Handwerk legte und die Ergebnisse öffentlich präsentierte)<sup>47</sup> ihre Wertschätzung kreativer kindlicher Beschäftigung mitgeprägt haben. Aus ihrem Begleitschreiben wird deutlich, dass sie Hoffmann-Krayer eine grössere Anzahl Zeichnungen gezeigt hatte, aus der er dann eine Auswahl traf. Unter den ausgewählten Zeichnungen findet sich eine ganze Reihe von Illustrationen der Beatussage (Abb. 8), in welchen ein Drache im Kampf mit jenem Einsiedler zu sehen ist, der am Thunersee in einer Höhle gelebt haben soll. Dass sich Hoffmann-Krayer für diese Bildserie entschied, leuchtet ein: Sie verbanden sich mit seinem Interesse für Sprache beziehungsweise dem Anliegen der SGV, Sagen und Märchen zu dokumentieren.<sup>48</sup>

Der Drache ist auf diesen Bildern als prachtvolles Geschöpf dargestellt. Womöglich suchte die Lehrerin Rudin mit einer Beschreibung die individuelle Fantasie anzuregen. In manchen Zeichnungen ist der betende Einsiedler mit im Bild, das Erscheinungsbild des Drachen ist in einigen Darstellungen wurm- oder schlangenartig aufgefasst, fast immer feuerspeierend.

Während die Beatussage vermutlich von Luise Rudin der Klasse erzählt oder vorgelesen wurde, sind zahlreiche Zeichnungen nach Vorbildern in Büchern und anderen Bildmedien entstanden.<sup>49</sup> Diese Zeichnungen weisen nicht nur auf Lektürevorlieben der Zeit hin, sondern zeigen auch Ermächtigungsstrategien im Umgang mit den jeweiligen Vorbildern auf.<sup>50</sup>

## Umkehrung der Vorbilder

Wohl mit der gleichen Motivation, mit der Wehrli für sein Untersuchungsmaterial bewusst Kinder aus abgelegenen Regionen der Schweiz zeichnen liess, wünschte Hoffmann-Krayer in seinen Aufrufen explizit, man möge Zeichnungen einsenden, die nicht nach einem Vorbild entstanden seien.<sup>51</sup> Dennoch lassen sich einige Bilder einer Vorlage zuordnen. Manche kopieren exakt, andere übernehmen frei Motive

47 Beschreibung des Aktenbestands zu PA 1085 «Fussreisen der Schülerwerkstätte Basel, organisiert von Samuel Rudin-Pfaff (1850–1924)» im Staatsarchiv Basel-Stadt, <https://query.staatsarchiv.bs.ch/query/detail.aspx?ID=218914>, 14. 12. 2021.

48 Hoffmann-Krayer (Anm. 5), S. 3. Zu Hoffmann-Krayers Interesse am Drachen- beziehungsweise Schlangewesen Hoffmann-Krayer, Eduard: Schlange. In: Hanns Bächtold-Stäubli (Hg.): Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens. Berlin, New York 1987, Bd. 7, Sp. 1114–1196.

49 Ähnlich wurde der Robinson-Stoff den Schüler\*innen durch mündliche Erzählung der Lehrpersonen vorgetragen. Weidmann (Anm. 44), S. 26.

50 Vgl. Lehninger, Anna: Klassiker im Kinder-Bild. Zur Rezeption von Kinderbuchklassikern in Kinder- und Jugendzeichnungen. Monoheft kids + media. Zeitschrift für Kinder- und Jugendmedienforschung 6/2 (2016).

51 Hoffmann-Krayer (Anm. 1).



Abb. 8: Mädchen, 10–14, «Drache», 1919. MKB, VI 15186.03, Bild 1369.



Abb. 9: Junge, 11, «nach Vorlage», um 1919. MKB, VI 15186.02, Bild 455.

aus Illustrationen oder medialen Bildern der jeweiligen Epoche. Oftmals wurde ein entscheidender Eingriff getätigt und das fremde Bild so zu einem «eigenen» gemacht. Dass Hoffmann-Krayer derlei Bezüge beziehungsweise Interventionen erkannte, ist nicht anzunehmen, doch geben solche Bilder nach Vorlage Hinweise auf die damalige Lektüre wie auch auf adaptive Zeichenverfahren.

Das Löwenbild eines Elfjährigen (Abb. 9) wurde nach der *Naturgeschichte der Säugetiere für Schule und Haus. Zum Anschauungsunterricht in Schulen und Familien* gezeichnet, die um 1890 im Schreiber-Verlag erschienen war. In der Bearbeitung des Vorbildes kommt es zur Herauslösung einzelner Figuren, die zu einem neuen Arrangement gruppiert werden. In der Umkehrung und Adaption der Sujets, durch das freie Spiel mit dem Vorgegebenen und das Festhalten im eigenen Bild werden kreative Mechanismen freigesetzt, in der sich die inhaltlichen Interessen der Leser\*innen mit denen der Zeichner\*innen verbinden.

Eine Zeichnung nach Lisa Wengers Schweizer Bilderbuchklassiker *Joggeli soll ga Birli schüttle!* von 1908 geht sogar noch weiter und ordnet die Figuren von Joggeli, Hund, Meister und Birnen neu an. Markante Details der Illustrationen wie die roten Bäckchen der Birnen oder die Mimik der drei Bäume haben die zeichnerische Aufmerksamkeit der Fünfjährigen auf sich gezogen, ebenso die prominente Knopfleiste am Bauch des Meisters. Ein dreijähriges Mädchen hat 1920 in einer schlichten Bleistiftzeichnung mit Heinrich Hoffmanns *Struwelpeter* einen weiteren Klassiker der Kinderliteratur porträtiert. Das wirre Haar und die langen Nägel sind mit einfachen, kräftigen Strichen ausgeführt und entsprechen der Vorlage im Buch. Die deutlich hervorgehobenen Knöpfe auf dem Kittel des Knaben fallen auch hier auf, finden jedoch keine Entsprechung in der Illustration und verweisen wiederum auf die zeichnerische Fantasie und Gestaltungsfreude, mit der die Vorbilder nach eigenen Vorstellungen verändert wurden: Knöpfe gehörten für die Zeichner\*innen an einen Kittel oder ein Hemd, auch wenn sie in der Vorlage nicht vorhanden waren.

Die verwendeten Vorlagen geben Einblick in die Lebens- und Lesewelt von Schweizer Kindern in den 1910er- und 1920er-Jahren. Joggeli, Struwelpeter und Löwen verweisen auf kinderliterarische Motive, insbesondere auf Illustrationen. Gleichzeitig stellen sie Wehrlis und Verworns Postulat vom Kind, das zeichne, was es wisse, in einen erweiterten Lichtkegel: Das Kind zeichnet nicht nur, was es sieht, sondern überformt mit seinem Wissen das Gesehene durch individuelle Interventionen. Indem es Elemente anders gruppiert, Neues hinzufügt oder ihm unwesentlich Erscheinendes weglässt, kann es sein «Wunschbild» umsetzen, sei es in einer Schlachtdarstellung, einem Familienporträt oder einem Löwenrudelbild.

## Noah, Absalom und Susanna im Bade: Motive aus der Bibel

Auch aus Hoffmann-Krayers familiärem Umkreis kamen Einsendungen. Sein Cousin Peter Thurneysen war Mitglied der SGV und übergab Hoffmann-Krayer gelegentlich Museumsstücke für dessen Sammlung. In den von ihm eingesandten

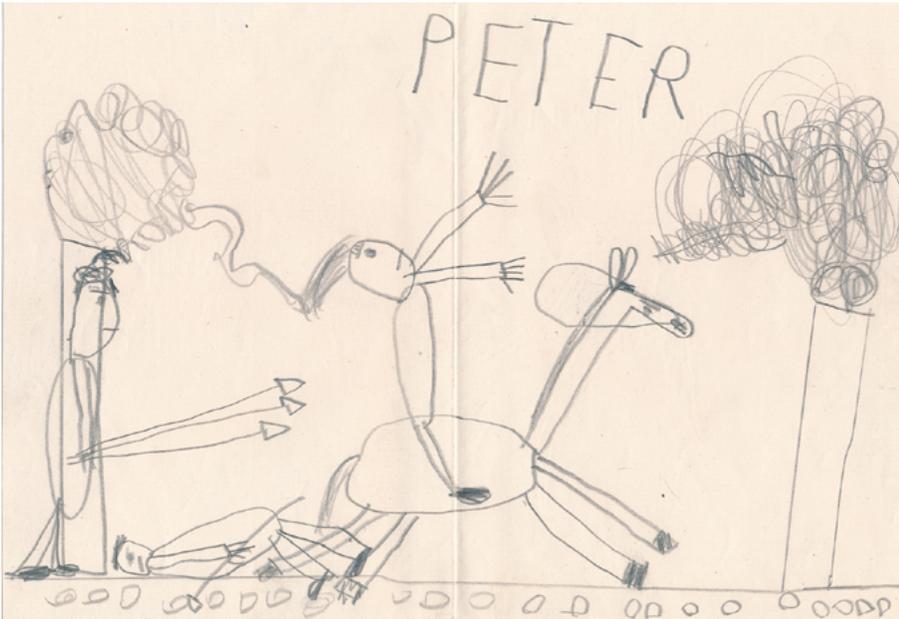


Abb. 10: Junge, 5, ohne Titel (Absalom), 1918/19. MKB, VI 15186.03, Bild 267.

Zeichnungen seines Sohnes sind neben der oben beschriebenen Soldatenszene auch drei biblische Motive zu sehen: die Arche Noah und die Sintflut, Daniel in der Löwengrube und der abtrünnige Absalom, der mit seinem langen Haar an einem Baum hängen bleibt und hilflos von seinen Gegnern mit Speeren getötet wird (Abb. 10). Ob das Bild des im Baum hängenden Absalom einer illustrierten Kinderbibel entnommen ist oder aufgrund einer mündlichen Schilderung entstand, kann nicht gesagt werden.

Paul Maar, Autor und Illustrator der berühmten Kinderbuchfigur Sams, schildert in seiner Autobiografie, wie er als Kind in den 1940er-Jahren ebenfalls die Absalom-Szene zeichnete.<sup>52</sup> Die langen Haare Absaloms und die Speere seiner Mörder hatten auch ihn zeichnerisch in ihren Bann gezogen und belegen die Faszination des biblischen Stoffes über die Zeiten.

Ein Mädchen aus dem Engadin fügt der Darstellung alttestamentlicher Figuren eine neue Facette hinzu, wenn sie Susanna im Bade in einer zwischen 1918 und 1920 entstandenen Zeichnung in die eigene Gegenwart versetzte. Auch ohne gemaltes oder gedrucktes Vorbild, vielleicht mit der eigenen badenden Mutter vor Augen, erfolgte ein Transfer der berühmten biblischen Figur in ein zeitgenössisches Badezimmer mit Wanduhr und Teppich, das im Gegensatz zum kunsthistorischen Vorbild ohne die beiden Alten auskommt.

52 Maar, Paul: Wie alles kam. Roman meiner Kindheit. Frankfurt am Main 2020, S. 80.



Abb. 11: Mädchen, ca. 9, ohne Titel (tanzende Teufel), um 1921. MKB, VI 15186.03, Bild 584.

## Tod und Teufel

Ein weiteres spannendes Konvolut steuerte 1921 der Lehrer Paul Hulliger bei.<sup>53</sup> Darunter stechen insbesondere Darstellungen der Hölle hervor, die um 1915 entstanden sein dürften. Auf grauem, quadratischem Papier zeigen die Bleistiftzeichnungen von acht- bis neunjährigen Mädchen den Tod oder den Teufel sowie menschliche Skelette. Der Teufel betritt das Schlafzimmer eines Sterbenden mit gemusterten Tapeten oder wirft mit Kollegen Totenköpfe ins Höllenfeuer. In manch grusliger Darstellung tanzender Teufel und Gerippe ahnt man eine «danse macabre», wie man sie in der Stadt mit dem berühmten «Basler Totentanz» nur zu gut kannte (Abb. 11). Die Lust am Fabulieren der Hölle und ihrer Schreckgestalten bricht sich in der humorvollen, teils grotesk überzeichneten Darstellung von Tod und Teufel Bahn.

Hulliger hielt am 10. Dezember 1926 in der Basler Sektion der SGV einen Vortrag über Kinderzeichnungen.<sup>54</sup> Leider ist nicht bekannt, unter welchem Aspekt er sich des Themas annahm. 1945 setzte er sich für einen Zeichenwettbewerb zum Thema Garten ein, an dem sich rund 5000 Schüler\*innen beteiligten, und dokumentierte in der daraus entstandenen Publikation die Entwicklung der zeichnerischen Fähigkeiten der Kinder mit zunehmendem Alter. Seine Analyse macht deutlich, wie relevant ihm diese Erzeugnisse kindlicher Kreativität für das Verständnis von Kindheit erschienen.<sup>55</sup>

53 Gemäss der Verdankung handelte es sich um 23 Blätter, es sind aber nur sieben Zeichnungen erhalten.

54 Schürch, Franziska: Vorträge und Exkursionen der Sektion Basel. In: dies.; Eggmann, Sabine; Risi, Marius (Hg.): Vereintes Wissen. Die Volkskunde und ihre gesellschaftliche Verankerung. Münster, Basel 2010, S. 178.

55 Hulliger, Paul: Kinder zeichnen im Garten. Ausstellung Blumen und Zeichnungen. Begleitpublikation zur Ausstellung 1.–10. September 1945. Basel 1945.

Abb. 12: Mädchen, ca. 11, «Weihnachtsfeier», Basel, 1924/25. MKB, VI 15186.02, Bild 340.



## Weihnachten nach Gottlieb Merki

Den Weihnachtsbaum hatte Delachaux in seinem Artikel zu den Kinderzeichnungen als zu analysierendes Motiv gewählt, da es jedes Jahr wiederkommt, bei Kindern immer beliebt und somit gut geeignet ist, um Vergleiche anzustellen oder Entwicklungsschritte zu beobachten.<sup>56</sup> Hoffmann-Krayer interessierte sich für die Geschichte und die Varianten des Weihnachtsbaums. Dies zeigt sich in seiner Studie zu Festen und Bräuchen<sup>57</sup> und noch deutlicher im grossen Aufwand, den er 1905 betrieben hatte, um eine in Zentraleuropa wenig bekannte Weihnachtsbaumkonstruktion von der Insel Föhr für die europäische Sammlung des damaligen Basler Völkerkundemuseums zu erhalten.<sup>58</sup>

Als der erste Aufruf zum Einsenden von Kinderzeichnungen 1919 erschien, lag das letzte Weihnachtsfest noch nicht weit zurück. Aus der zeitlichen Nähe erklärt sich bei den frühen Einsendungen die grosse Zahl von Bildern vom Heiligen Abend, insbesondere von Darstellungen des Weihnachtsbaums. So sind in der Einsendung Walter Kellers zahlreiche Darstellungen des Weihnachtsabends enthalten. Die Bilder weisen kompositionelle Ähnlichkeiten auf: der Blick in ein guckkastenartig geöffnetes Zimmer mit einem Tisch in der Mitte, auf dem ein Weihnachtsbaum steht. An den Wänden hängen Bilder oder eine Pendeluhr und Fenster werden von sorgsam drapierten Vorhängen gerahmt (Abb. 12). Diese Darstellungen lassen sich auf Zeichenvorlagen des Lehrers Gottlieb Merki zurückführen, der seit der Zeit um 1900 kleine Hefte mit Zeichenanregungen herausgab.<sup>59</sup> Die Verbreitung von derlei

<sup>56</sup> Delachaux (Anm. 28), S. 195.

<sup>57</sup> Eduard Hoffmann-Krayer: Feste und Bräuche des Schweizervolkes. Kleines Handbuch des schweizerischen Volksbrauchs der Gegenwart in gemeinfasslicher Darstellung. Zürich 1913, S. 107 f.

<sup>58</sup> Sammlungsakten MKB, VI\_0074.

<sup>59</sup> Merki, Gottlieb: Der Winter. In: Das Zeichnen in der Elementarschule III. 4. Auflage. Selbstverlag des Verfassers 1908, S. 15.

Vorlagen ist in diesen Blättern anschaulich dokumentiert, wie auch die intensive Auseinandersetzung der zeichnenden Mädchen, welche das schematische Vorbild um eigene Erinnerungen und Vorstellungen ergänzten.

Die schwarz-weiße, linear gezeichnete Frontalansicht der Vorlage wurde nicht nur in eine bunte, malerische Version umgedeutet. Auf einigen Blättern wurde auch versucht, eine perspektivisch korrekte Darstellung des Mobiliars im Raum zu erreichen. Zudem wurden die Geschenke den eigenen Wünschen angepasst oder ein davonfliegendes Christkind hinzugefügt. Mitunter erfolgten moderate Modernisierungen der Vorlage wie bei der badenden Susanna oder wenn aus der Pendeluhr eine zeitgenössische Wanduhr wurde.

## Minimale Auswertung

«Unsere zweite Bitte um Einsendung von Kinderzeichnungen ist nicht ungehört verhallt, sondern hat eine, wenn auch nicht umfangreiche, so doch ganz interessante Kollektion ergeben»,<sup>60</sup> so schrieb Hoffmann-Krayer 1920 erfreut, als seinem Aufruf nach anfänglicher Zurückhaltung schliesslich einige Einsendungen gefolgt waren. Jedoch fügte er einschränkend hinzu: «Aus den gezeichneten Gegenständen zwingende Schlüsse zu ziehen, muß einer viel reicheren Sammlung vorbehalten bleiben.»<sup>61</sup> Dieser Vorbemerkung liess er einige Schlüsse folgen, die er aus dem Eingesandten gezogen hatte. Zunächst zählte er einige Motive auf, die ihm in einer Vielzahl von Bildern aufgefallen waren: Haus, Baum, Sonne, Schnee, bei menschlichen Figuren das Gesicht und Details wie Knöpfe sowie Tiere, Weihnachten und der Samichlaus. Unter die Reiter rechnete er Soldaten und die biblische Geschichte von Absalom.

Gleich wie Wehrli fügte er in seiner Aufstellung Alter und Geschlecht der Kinder hinzu. Es folgte der Ansatz einer Analyse, die wiederum Wehrlis Lektüre erahnen lässt: «Die jugendlichen Zeichnungen sind sämtlich ideoplastisch und expressionistisch d. h. sie stellen nur das in der Idee besonders Haftende dar und heben das Charakteristische hervor.»<sup>62</sup> Nach dieser kaum strukturierten Anhäufung von Beobachtungen und minimalen Einordnungsversuchen bricht der Text recht unvermittelt bei der Beschreibung räumlicher Überschneidungsdarstellungen ab. Und obwohl die Sammlung in den folgenden Jahren bedeutend wuchs, folgte keine eingehendere Analyse mehr. Insbesondere der Vergleich mit aussereuropäischen Zeichnungen blieb aus.

Die Sammlung vereinte unterschiedliche Interessen an der Kinderzeichnung: die Wertschätzung kindlicher Bildnisse als Kunstwerke; die Hoffnung, sie als Erklärungshilfe für die Kunst aussereuropäischer Kulturen nutzen zu können; das Ziel, durch die Zeichnungen Zugang zu kindlicher Vorstellung zu erlangen; den Stolz der Eltern, die kreativen Erzeugnisse ihrer Kinder in einer Sammlung zu wissen; die Befriedigung der Lehrpersonen, die ihre pädagogischen Anstrengungen dokumentiert

60 Hoffmann-Krayer, Eduard: Kinderzeichnungen. In: SVK 10 (1920), S. 19.

61 Ebd.

62 Ebd., S. 21.

wussten. Darüber hinaus verbanden sich Bildmotive wie das Soldatenleben oder Szenen aus Sagen mit weiteren Sammlungsinteressen der Volkskunde. Gut möglich aber, dass nicht alle Volkskundler\*innen von der Idee einer wissenschaftlichen Sammlung kindlicher Bildnisse begeistert waren. Dahingehend hatte sich schon früher die Künstlerin, Zeichnungslehrerin und Volkskundlerin Gertrude Züricher geäußert. Sie interessierte sich sehr wohl für die Bearbeitung des Kinderlebens in der Volkskunde, indem sie beispielsweise Kinderlieder der Schweiz sammelte.<sup>63</sup> In Bezug auf das Sammeln von Kinderzeichnungen hingegen hatte sie 1912 in einer Rezension eines Zeichenlehrerkongresses geschrieben: «Eher lächerlich wirkte auf mich die Forderung eines andern Herrn [...], jede Kinderzeichnung mit einer Art Biographie über Entstehung, Stimmung usw. zu versehen; er selber hatte von seinem sechsjährigen Jungen schon mehrere tausend Zeichnungen so seziert und empfahl sein Vorgehen zur Nachahmung. Armer Knabe! Armer Vater! Sicher sind ja viele Kinderzeichnungen psychologisch sehr interessant, und es lassen sich viele Schlüsse daraus ziehen. Aber mir scheint, dies Gebiet sei gegenwärtig etwas sehr (Mode) und werde zu sehr verwissenschaftelt.»<sup>64</sup>

Aus heutiger Sicht erweisen sich schriftliche Kommentare und Beschreibungen, wie sie von Züricher kritisiert wurden, durchaus als interessant, um das Umfeld nachzuzeichnen, in dem eine Zeichnung entstanden ist – eine Quelle zum Entstehungskontext, die man bei vielen anderen Bildmedien vermisst. Die Kinderzeichnung stellt ein inzwischen wissenschaftlich anerkanntes Zeitdokument dar, das Einblick in die Alltagswelt von Kindern aus erster Hand gewährt. Während andere Bildmedien von Erwachsenen «besetzt» waren, erlaubte das Medium der Zeichnung auch Kindern und Jugendlichen, zu Chronist\*innen ihrer Zeit zu werden und Alltagserlebnisse, Literaturvorlieben und historische Ereignisse und Veränderungen zu dokumentieren.

## Zurück in die Kunst(gewerbe)museen

Derweil gewann die eingangs erwähnte Kinderzeichnungssammlung von Gustav Friedrich Hartlaub, die in Mannheim ungefähr gleichzeitig ebenfalls durch Aufrufe aufgegleist worden war, international an Popularität. Sie wurde zur Basis der wegweisenden Ausstellung «Der Genius im Kinde» 1921 in der Kunsthalle Mannheim. Ein Jahr später veröffentlichte Hartlaub die daraus gewonnenen Erkenntnisse in einer gleichnamigen Publikation, die 1930 in erweiterter Form nochmals aufgelegt wurde und bis heute zu den grundlegenden Veröffentlichungen auf diesem Gebiet zählt.<sup>65</sup> Wenige Jahre nach der Ausstellung in Mannheim wandte sich auch das

63 Hoffmann-Krayer unterstützte sie dabei. Hoffmann-Krayer an Züricher, 4. 1. 1906, Archiv Burgerbibliothek Bern, FA\_Zuericher\_31\_1\_79\_001.

64 Züricher, Gertrude: Der internationale Zeichenlehrerkongress in Dresden. 12. bis 18. August 1912 [sic]. In: Schweizerische Lehrerinnenzeitung 16/12 (1911/12), S. 257.

65 Hartlaub, Gustav Friedrich: Der Genius im Kinde. Zeichnungen und Malversuche begabter Kinder. Begleitpublikation zur gleichnamigen Ausstellung in der Mannheimer Städtischen Kunsthalle im Frühjahr 1921. Breslau 1922.

Gewerbemuseum Basel noch einmal mit der «Ausstellung Kinder- und Jugendzeichnungen» von Dezember 1928 bis Januar 1929 dem Thema zu. Der Grossteil der Exponate stammte aus Hartlaubs Archiv.<sup>66</sup> Weitere Konvolute kamen aus Lehrinstitutionen Deutschlands, Österreichs und der damaligen Tschechoslowakei. Zusätzlich rief das Gewerbemuseum aber Basler Lehrer\*innen auf, in ihren Klassen zum Thema Sonntag zeichnen zu lassen und die Ergebnisse einzusenden.<sup>67</sup> Es ist anzunehmen, dass der Direktor des Basler Gewerbemuseums Hermann Kienzle von Hoffmann-Krayers Sammlung wusste. Dennoch findet sie sich weder unter den Exponaten, noch wird sie in der Begleitpublikation erwähnt. Stattdessen forderte Hartlaub in der Publikation zur Ausstellung die Leserschaft auf, für seine internationale Sammlung Zeichnungen aus der Schweiz nach Mannheim zu senden.<sup>68</sup>

Zur Zeit der Ausstellung im Gewerbemuseum Basel verfolgte Hoffmann-Krayer seine Sammlung von Kinderzeichnungen nicht mehr aktiv, seit 1925 publizierte er keine entsprechenden Aufrufe mehr.<sup>69</sup> Hingegen unterstützte er nun Hartlaubs Mannheimer Sammlung: Im Korrespondenzblatt der SGV von 1928 findet sich unter dem Titel *Ein internationales Archiv für Kinderzeichnungen in Mannheim* ein Aufruf zur Einsendung von Kinderzeichnungen an ebendieses Archiv.<sup>70</sup>

Daraus lässt sich schliessen, dass er sich zu jenem Zeitpunkt entschieden hatte, dieses Sammlungsfeld nicht weiterzuverfolgen. Er scheint die Zeichnungen auch nicht seinen Kollegen am Völkerkundemuseum zur Verfügung gestellt zu haben, um sie, wie im Aufruf intendiert, zum Verständnis von Kunsterzeugnissen anderer Kulturen zu nutzen. Einen Zugang zu einer «primitiven» Ästhetik des Kindes hat Hoffmann-Krayer in den Zeichnungen nicht gefunden. Stattdessen gab er das Sammlungsfeld de facto wieder in den Zuständigkeitsbereich der Kunstgeschichte ab. Die vier prall gefüllten Schachteln der gesammelten Zeichnungen aber behielt er. Schliesslich war er überzeugt, dass es sinnvoll sei, sich auch in «Grenzgebieten» der eigenen Disziplin zu engagieren, «da jeder ernsthafte Forscher weiss, dass eine Wissenschaft, wenn sie Erspriessliches leisten will, sich nicht in sich selbst zurückziehen darf, sondern [...] ihren Horizont erweitern soll».<sup>71</sup>

66 Hille, Karoline: Die köstlichen bunten Kinderträume: Gustav Friedrich Hartlaub und «Der Genius im Kinde». In: Inge Herold, Ulrike Lorenz (Hg.): Felix Hartlaub. Gezeichnete Welten. Begleitpublikation zur gleichnamigen Ausstellung in der Kunsthalle Mannheim, 11. 11. 2012 bis 27. 1. 2013. Heidelberg 2012, S. 42–57, hier S. 45.

67 Paul Hulliger trug als Einziger sowohl zu Hoffmann-Krayers Sammlung als auch zur Ausstellung im Gewerbemuseum 1928/29 Zeichnungen bei.

68 Hartlaub, Gustav Friedrich: Das Internationale Archiv für Jugendzeichnungen in Mannheim. In: Gewerbemuseum Basel: Ausstellung Kinder- und Jugendzeichnungen, 23. 12. 1928 bis 20. 1. 1929. Basel 1928, S. 13–15.

69 Nur vereinzelt finden sich noch spätere Einsendungen in der Sammlung.

70 Ein internationales Archiv für Kinderzeichnungen in Mannheim. In: SVk 18 (1928), S. 19.

71 Hoffmann-Krayer (Anm. 5), S. 11.

# Martine Segalen (1940–2021)

## Fachpionierin, europäische Ethnologin, Läuferin

JOHANNA ROLSHOVEN

Die französische Politikwissenschaftlerin und Ethnologin Martine Segalen ist am 23. Juni 2021 im Alter von achtzig Jahren in Paris verstorben. Langjähriges Mitglied im wissenschaftlichen Beirat des *Schweizerischen Archivs für Volkskunde* stand Segalen der europäischen Ethnologie nahe. Sie zählt damit zu den wenigen französischen Ethnolog\_innen, die in den Nachkriegsjahrzehnten eine europäische Regionalethnografie vertraten. Diese hatte als Disziplin, die in Frankreich fachhistorisch nie mit selbständigen Lehrstühlen versehen war, neben der aussereuropäischen Ethnologie und deren Lignage von renommierten Vertreter\_innen jahrzehntelang einen schweren Stand. Eine Pointe in dieser schwierigen Beziehung zwischen der Anthropologie, deren hohes Renommee in Frankreich mit den prestigereichen Eroberungen der Kolonialzeit verbunden ist, und der Regionalethnologie, der das Altmodische und Unbedeutende einer ländlichen Traditionserhebung anhaftet, ist der Umstand, dass Martine Segalen als dezidiert europäische Ethnologin den berühmten Namen Segalen trägt. Ihr 2017 verstorbener Mann Renaud Victor Segalen war Enkel des weltberühmten Forschers, Gelehrten und Schriftstellers Victor Segalen (1878–1919), der für die ethnologischen Konnotationen Abenteuer, Poesie und Weltwissen steht.

Martine Segalen war eine gelehrte und beeindruckende Persönlichkeit und Erscheinung in der europäischen Wissenschaftslandschaft. Ihrem Werdegang haftet in vieler Hinsicht das Adjektiv «erste» an. Ihr Name ist sowohl mit zentralen Institutionen der europäischen Ethnologie in Frankreich verknüpft als auch mit innovativen Forschungsgebieten, die den thematischen Kanon dieser Disziplin der eigenen Kultur in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts zeitgemäss und innovativ erweitert haben. In Paris stadtbekannt als prominente langjährige Teilnehmerin des Frauenstadtlaufs «La Parisienne», an dem sie – zum Teil mit ihren Töchtern und Enkelinnen – seit dessen Gründung 1996 alljährlich bis zum Alter von 76 Jahren teilnahm, hat sie sich mit ihrer Ethnologie des Laufens einen Namen gemacht: *Les enfants d'Achille et de Nike. Une ethnologie de la course à pied ordinaire* (Paris 1994: Métailié 1994).

## Familienforschung

International und weit über die Grenzen Europas hinaus wurde sie als Familienforscherin bekannt. Der Band *Sociologie de la famille* (Paris: Armand Colin, 1981) wurde zu einem in viele Sprachen übersetzten Standardwerk (dt. *Die Familie. Geschichte, Soziologie, Anthropologie*. Frankfurt am Main 1990). Das geringe Ansehen einer Ethnologie Frankreichs habe sie, sagt sie, veranlasst, sich theoretisch eher an der Soziologie zu orientieren und hier insbesondere an der historischen Soziodemografie, beeinflusst von den Ansätzen der britischen Schule, die sie mit Peter Laslett und Jack Goody in Cambridge kennengelernt hatte. In ihren Studien betrachtet sie Familie als Konstellation im Spannungsfeld zwischen gouvernementalen, ökonomischen, soziodemografischen und nationalen Interessen. Der Akzent liegt dabei auf einer intergenerationellen Perspektive in der *longue durée*.<sup>1</sup> Seit dem Erscheinen dieses wegweisenden Buches hat Martine Segalen als Autorin und Koautorin zahlreiche Studien zu stets aktuellen Problemen der Familie verfasst: zur Situation von Frauen, zum Wandel der Geschlechterrollen, zu Ehe und Partner\_innenwahl, zu Sexualität und Körperverständnis, zum Generationenverhältnis, zur veränderten Rolle der Grosseltern<sup>2</sup> und, kurz vor ihrem Tod gemeinsam mit ihrer Mitstreiterin Claudine Attias-Donfut 2020 publiziert, zur «Generation Covid», jungen Erwachsenen, die durch die Pandemie ihre Zukunft aufs Spiel gesetzt sehen.<sup>3</sup> Erwähnt sei ebenfalls ihr bemerkenswerter Text zum Erleben des Alterns mit der Krankheit Parkinson.<sup>4</sup>

Die für die Schriften von Segalen charakteristische Verknüpfung von ethnografischem, quantitativem und sozialstrukturellem Wissen hat ihren Studien ein sozialpolitisches Gewicht und eine mediale Sichtbarkeit verliehen, wie man sie sich kultur- und sozialwissenschaftlichen Studien in Kulturanthropologie und europäischer Ethnologie mehr wünschen würde.

Aus ihrem vielseitigen, langen und bis zuletzt engagierten und präsenten tätigen Leben seien im Folgenden einige Momente hervorgehoben, die ihren Werdegang und ihre Verankerung in der Fachgeschichte berühren.

- 1 Martine Segalen (1940–2021) par Martine Segalen. In: *Ethnologie française* 51/3 (2021), S. 479–489, Cairn.info, 23. 11. 2021, <https://doi.org/10.3917/ethn.213.0479>, S. 19.
- 2 Vgl. unter anderem Ravis-Giordani, Georges; Segalen, Martine (Hg.): *Les cadets*. Paris 1994; Gullestad, Marianne; Segalen, Martine: *La famille en Europe. Parenté et perpétuation familiale*. Paris 1995; Attias-Donfut, Claudine; Segalen, Martine: *Grands-parents. La famille à travers les générations*. Paris 1998; Attias-Donfut, Claudine; Lapierre, Nicole; Segalen, Martine: *Le nouvel esprit de famille*. Paris 2002; Segalen, Martine: *À qui appartiennent les enfants?*, Paris 2010, <https://doi.org/10.3917/talla.segal.2010.01>.
- 3 Segalen, Martine; Attias-Donfut, Claudine: *Avoir 20 ans en 2020. Le nouveau fossé des générations*. Paris 2020. Zu den Lebensperspektiven einer «generation covid» vgl. die Radiosendung mit Segalen in France Culture: *Le Temps du débat: Avoir 20 ans en 2020: Les jeunes bousculent-ils leurs aînés ?*, 11. 2. 2021, [www.franceculture.fr/personne-martine-segalen.html](http://www.franceculture.fr/personne-martine-segalen.html).
- 4 Martine Segalen: *Privation de vieillesse*. In: *Ethnologie française* 48/3 (2018), S. 527–530, <https://doi.org/10.3917/ethn.183.0527>.

## Martine Segalen und das ATP

Nach ihrem Studium der Politikwissenschaften war Martine Segalen zunächst als Einkäuferin in der Modebranche tätig und dafür international unterwegs, darunter einige Jahre in New York. Auf einer Mexikoreise habe sie ihr Interesse für Ethnologie entdeckt und nach der Rückkehr ein Doktoratsstudium aufgenommen.<sup>5</sup> Das Thema ihrer Dissertation über Praktiken und Traditionen der Ehepartnerwahl in einer ländlichen Gemeinde Frankreichs<sup>6</sup> wurde 1971 zu ihrer Eintrittskarte ins Centre national de recherche scientifique (CNRS).<sup>7</sup> Es ermöglichte ihr eine feste Stelle, die am Centre d'ethnologie française im Pariser Musée des arts et traditions populaires (ATP) angesiedelt war. Die spannende und wechselhafte Geschichte des ATP steht für viele, durchaus kontroverse Möglichkeiten von Auftrag und Gestaltung eines Museums, das sich der eigenen Kultur widmet. Wie das CNRS selbst geht die Museumsgründung, ursprünglich eine Initiative der Ethnologen Paul Rivet und Marcel Mauss, und auch die Namenswahl auf die kurze und fruchtbare Zeit der vereinigten französischen Linksregierung, der sogenannten Volksfront (Front populaire, 1936–1940), und ihres Bildungsministers Jean Zay zurück.<sup>8</sup> Der bis zum Einmarsch von Hitlerdeutschland währenden Regierung verdankt Frankreich viele konstitutive Grundlagen des Sozialstaats.

Die Eröffnungsausstellung des ATP 1936 wie auch Inhalt und Erträge der damaligen Forschungsreisen tragen die Handschrift seiner ersten Kuratorin, der französischen Ethnologin, Mauss-Schülerin und späteren Widerstandskämpferin Agnès Humbert.<sup>9</sup> Es geht in den Vitrinen um Darstellung von Alltag und Lebensweise der Unterschichten, um Forschung zum ländlichen Raum wie auch zur internationalen Arbeiterbewegung und ganz konkret um die aktuellen Strassenkämpfe in Paris, der zur Museumseröffnung eine Fotoausstellung gewidmet war.<sup>10</sup>

Das ATP – 1937–1967 unter dem schillernden Direktor, Conférencier und Jazzpianisten Georges Henri Rivière,<sup>11</sup> 1968–1987 unter Jean Cuisenier – sollte Martine

5 Vgl. Segalen (Anm. 1), S. 4.

6 Segalen, Martine: *Nuptialité et alliance. Le choix du conjoint dans une commune de l'Eure*. Paris 1972; *Maisonneuve et Larose*, vgl. auch dies.: *Mari et femme dans la société paysanne*. Paris 1980.

7 Ursprünglich von der Volksfront gegründet, zählen die CNRS, die sich in themenspezifische Labore gliedern, zu den Grundlagenstrukturen des französischen Wissenschaftssystems, in dem Forschung auch ohne Universitätsanbindung möglich ist.

8 Jean Zay kämpfte ab 1940 in der gleichen Résistancegruppe (übrigens der ersten, die sich in Paris nach dem Einmarsch der Deutschen gebildet hatte) wie die Ethnolog\_innen des Völkerkundemuseums Musée de l'Homme. Er wurde 1940 von Angehörigen der Rechtsmiliz ermordet; seine sterblichen Überreste wurden 2014 gemeinsam mit denen seiner Gruppenmitglieder Pierre Brossolette, Germaine Tillion und Geneviève de Gaulle-Anthonioz ins Pariser Panthéon überführt.

9 Vgl. Rolshoven, Johanna: *Französische Ethnologinnen im Widerstand. Kulturanalytische Zugänge zu einer europäischen Fachgeschichte*. In: Burkhard Pöttler et al. (Hg.): *Fundstücke europäisch-ethnologischen Forschens*. Münster etc. 2018, S. 35–54.

10 Vgl. Humbert, Agnès: *Notre guerre. Souvenirs de résistance*. 2. Auflage. Paris 2004; engl.: *Resistance. A Woman's Journal of Struggle and Defiance in Occupied France*. Bloomsbury 2008, translated by Barbara Mellor.

11 Chaumier, Serge; Duclos, Jean-Claude (Hg.): *Georges Henri Rivière, une muséologie humaniste*. Paris 2020; Gorgus, Nina: *Der Zauberer der Vitrinen. Zur Museologie Georges Henri Rivières*. Münster 1999.

Segalens Berufsjahre in den Nachkriegsjahrzehnten ebenso prägen, wie sie selbst das Museum mit ihren Forschungen profiliert hat. Ihre erste Aufgabe nach ihrem Eintritt in diese Institution 1967 war die Mitarbeit an der Publikation der europaweit berühmten Aubrac-Studien, einer ersten grossen Forschungsmission – auf Initiative von André Leroi-Gourhan und Rivière – im ländlichen Massif central.

## Universität, Fachverband und Zeitschrift

Segalen sollte während dreissig Jahren am ATP tätig sein, davon 1986–1996 als Museumsdirektorin, was bedeutete, dass sie zugleich Leiterin des zum CNRS gehörenden Laboratoire d'ethnologie française war. Diese Leitungsposition hat sie Mitte der 1990er-Jahre aufgegeben, um wieder mehr in der Forschung tätig sein zu können: als assoziierte Forscherin des renommierten Institut parisien de recherche en architecture, urbanisme et société (IPRAUS) in Paris. Hier konnte sie einen Bogen zwischen Gesellschaftsforschung, Architektur- und Stadtforschung schlagen, der in ihren vorherigen Studien bereits angelegt war, etwa in ihrem Buch *Nanterriens. Les familles dans la ville* (Toulouse 1990). 1996 schliesslich wurde sie an der Universität Paris X-Nanterre auf den Lehrstuhl für vergleichende Ethnologie und Soziologie am dortigen Institut für Soziologie berufen, dessen Direktorin sie in der Folge war.

Ihr starkes Engagement für eine französische und europäische Ethnologie verfolgte Segalen auch als Fachverbandsvertreterin. Zunächst langjährige Generalsekretärin, war Segalen 2006–2017 Präsidentin der Société d'ethnologie française. Ein grosses Anliegen war ihr, gemeinsam mit Jean Cuisenier, die Entwicklung einer wissenschaftlich fundierten Ethnologie Europas, die über Ethnografie und deren museale Präsentation hinausgehen sollte.<sup>12</sup> Ein zentraler Schritt in diese Richtung wurde die Gründung der Zeitschrift *Ethnologie française*, die Segalen 2006–2017 in der Nachfolge von Cuisenier im Auftrag der SEF herausgab.

Die attraktive, zeitgemässe Wahl der Themen der einzelnen Hefte eilte vielen vergleichbaren Zeitschriften in anderen europäischen Ländern voraus und zeugt von ihrer hellsichtigen Orientierung am sozialen Wandel der Gesellschaft.<sup>13</sup>

Auch nach ihrem Rückzug aus den Verbandstätigkeiten 2017, mit 75 Jahren, engagierte sie sich weiter im Rahmen eines Programms der École des hautes études en sciences sociales (EHESS) und unterstützte junge Wissenschaftler\_innen mit Fluchtgeschichte beim Verfassen ihrer Forschungs- und Qualifikationsarbeiten.

12 Jean Cuisenier, Martine Segalen: *Ethnologie de la France*. Paris 1986.

13 [www.ethnologie-francaise.fr](http://www.ethnologie-francaise.fr).

## Befreiung der Objekte

In der schwierigen Übergangszeit des Obsoletwerdens objektzentrierter Volkskundemuseen äusserte Segalen – in schriftlichen Arbeiten, aber auch in mündlichen Medienbeiträgen – luzide Gedanken zur veränderten Rolle der Museen. Ob traditionelle Lebenswelten in seriellen Objektclustern präsentierend und idealisierend beschreibend oder soziale Zusammenhänge kritisch einbeziehend: die meisten Lokal- und Regionalmuseen haben den Anschluss an die veränderten gesellschaftlichen Freizeit-, Bildungs- und Kulturrezeptionsgewohnheiten verpasst. Als Gemeinde- oder Freilichtmuseen sind sie von öffentlichen Mitteln abhängig und aufgrund der Förderungsbestimmungen nicht selten gezwungen, Besucherzahlen auszuweisen, die ein gleichbleibendes gesellschaftliches Interesse simulieren. Sie setzen, auch unter dem Druck der Kultur- und Finanzierungs politik, auf Tourismus und Nostalgiebedürfnisse und treten damit hinter den kritischen Bildungsauftrag zurück, der in den Diskussionen der 1970er-Jahre als wegweisend galt. Segalen zeigte sich beeindruckt von den spektakulären, ebenso aussageintensiven wie kritischen und publikumswirksamen Ausstellungen des Ethnografiemuseums in Neuenburg, wo Jacques Hainard verkündet hatte: «[...] on en a assez d’être esclavagisés par les objets, c’est nous qui devons nous en servir pour leur faire dire ce qu’on a envie de leur faire dire.»<sup>14</sup> Gleichwohl empfand sie die Schliessung des ATP 2005 und die Überführung seines Depots ins neu gegründete Musée des civilisations européennes et de la Méditerranée (Mucem) und ins Kulturzentrum Friche la Belle de Mai nach Marseille als schmerzhaft.<sup>15</sup> 2005 publizierte sie eine kritische Aufarbeitung des in Europa in Bezug auf Bestände und Geschichte einzigartigen, dabei nie unumstrittenen Museums ATP (*Vie d’un musée, 1937–2005*. Paris), das sich eher als Forschungsort denn als Besucher\_innenmuseum verstanden und den Anspruch, ein Folkloremuseum zu sein, stets weit von sich gewiesen hatte.

## Familie als Ausgangsort, Gesellschaft zu denken

1940 in eine jüdische Familie hineingeboren, zu einem Zeitpunkt der grösstmöglichen Zerstörung des Wissens und der Zivilisationsstrukturen Europas, hat Martine Segalen ihr Leben lang am Aufbau neuer Strukturen mitgewirkt, dabei respektvoll und kritisch ans Vergangene angeknüpft. Es ist kein Zufall, dass das Thema Familie zum Kerngeschehen ihrer wissenschaftlichen Expertise wurde.<sup>16</sup> Familie ist der

14 Segalen (Anm. 1), S. 15.

15 Vgl. die Radiosendung mit Segalen und Jean le Brun in France-Inter: Feu le musée national des Arts et Traditions populaires vom 20. 10. 2014, [www.franceinter.fr/emissions/la-marche-de-l-histoire/la-marche-de-l-histoire-20-octobre-2014](http://www.franceinter.fr/emissions/la-marche-de-l-histoire/la-marche-de-l-histoire-20-octobre-2014), sowie Martine Segalen: Un regard sur le Centre d’ethnologie française. In: La revue pour l’histoire du CNRS 13 (2005), <http://journals.openedition.org/histoire-cnrs/1683>; <https://doi.org/10.4000/histoire-cnrs.1683>, 1. 3. 2022.

16 In einem Text spricht sie über diesen Zusammenhang: Martine Segalen: Pourquoi mon père n’aurait pas dû épouser ma mère. Récit d’une quête généalogique. In: *ethnographiques.org* 30 (September 2015), [www.ethnographiques.org/2015/Segalen](http://www.ethnographiques.org/2015/Segalen), 1. 3. 2022.

Ort, von dem aus gesellschaftliche Strukturen entwickelt werden, die Menschen und ihre Kultur tragen, aber auch über Entwicklungschancen und soziale Positionierungen entscheiden. Segalen hat die konventionelle ethnologische Familienforschung zu einer Schlüsselwissenschaft gemacht: zu einem zeitgemässen Monitoring, einem *observatoire*, das über Funktion und Dysfunktion gesellschaftlicher Entwicklungen informiert. Dies steht aktuell mehr denn je zur Debatte.



Martine Segalen (1940–2021)  
Fotografie: Barbara Moors

## Buchbesprechungen Comptes rendus des livres

### **Black, Monica: A Demon-Haunted Land. Witches, Wonder Doctors, and the Ghosts of the Past in Post-WWII Germany.**

New York: Metropolitan Books, 2020, 332 S, Ill.

Die Historikerin Monica Black legt eine Studie vor zu den nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs in der Bundesrepublik Deutschland auftauchenden Hexenbezeichnungen und den zeitgleich regen Zulauf erhaltenden Wunderheilern. Sie zeigt, wie Hexereigerüchte als Möglichkeit der Verhandlung, vor allem aber auch der Externalisierung der Gräueltaten des Nationalsozialismus dienen, womit sie einen Gegenentwurf zur oftmals erzählten Erfolgsgeschichte der Bundesrepublik als geprägt von Aufschwung und Prosperität formuliert. Das nach dem Zweiten Weltkrieg weitverbreitete Schweigen über die zur Zeit der nationalsozialistischen Diktatur begangenen Verbrechen bot die Möglichkeit, sich neu zu erfinden, aber niemand «forgot the demons Nazism has unleashed» (S. 13). Nach dem Ende der nationalsozialistischen Diktatur kamen viele Gerüchte über Verschwörungen und das Nahen des Weltuntergangs auf, die der Prähistoriker Alfred Dieck (1906–1989) aufzeichnete. Das verbreitete apokalyptische Denken galt ihm als Ausdruck der Krise.

In diesem Klima trat der Wunderheiler Bruno Gröning (1906–1959) auf. Interessant ist nicht eigentlich Gröning, dessen Geschichte einigermassen gut dokumentiert ist, sondern die Mengen, die er zu mobilisieren wusste. Die (vermeintlichen) Wunder von Gröning, die er mit dem von ihm ausstrahlenden «Heilstrom» und Stanniolkugeln bewirkt haben wollte, sorgten für einen riesigen Zulauf, was den lokalen Behörden im westfälischen Herford nicht gefiel, die seine Aktivitäten verboten. Die lokale Bevölkerung und die Heilsuchenden sahen dieses Verbot als Versuch der Obrigkeit, aus politischen Gründen gegen die Wünsche der Mehrheit der Bevölkerung vorzugehen. Interessanterweise war der damalige Bürgermeister ein Sozialdemokrat, der 1933 von den Nationalsozialisten aus allen Ämtern entlassen worden war.

Gröning erklärte, nur gute Menschen heilen zu können. In seiner Lesart prüft Gott die Guten mit Leiden und straft die Bösen mit Unglück. Während Gröning für die einen ein Wunderheiler war, sahen andere ihn als Scharlatan. Wie Black herausarbeitet, ist Gröning als spezifisches Produkt der deutschen Nachkriegsgeschichte zu sehen. Die mit der Zeit des Nationalsozialismus verbundenen Erinnerungen an Verbrechen und Schuld versickern in der Tiefe der Gesellschaft und prägen aus dem Verbor-

genen alle Aspekte des Lebens. Grönings Popularität zog sich bis in die 1950er-Jahre hinein. 1957 wurde er wegen eines 1949 erfolgten Todesfalls eines weiblichen Teenagers vor Gericht gestellt. Die junge Frau hatte an Tuberkulose gelitten und alle medizinische Behandlung verweigert, weil sie der Heilkraft Grönings vertraute. Es erfolgte ein Freispruch, der angefochten wurde. Bevor es zum Rekurs kam, starb Grönning an Magenkrebs.

Viele der Kranken, die Heilung bei Grönning suchten, hatten Kriegsverletzungen oder Krankheiten, die mit dem Krieg in Verbindung standen, die aber eher soziale Konditionen widerspiegeln, wie im Falle von Stumm- oder Blindheit, die für ein Nichtsehen- beziehungsweise Nichtsprechenwollen angesichts der Gräueltaten des Krieges sowie einer kollektiven Schuld am Holocaust stehen können. Anders als die Schulmedizin, die vielfach durch ihre Verflechtungen mit dem Nationalsozialismus kompromittiert war, nahm die in Deutschland weitverbreitete Volks- und Laienmedizin solche nicht ausgesprochenen Punkte und Sorgen eher auf.

Neben Marienerscheinungen wie der in Heroldsbach im Herbst 1949, auf die Rudolf Kriss (1903–1973) in mehreren Aufsätzen in den 1950er-Jahren einging,<sup>1</sup> blühten in dem Klima auch Teufelsaustreibungen durch Gebetsheiler. In seinem Buch *Volks Glaube und Volksbrauch* (1966)

1 Zu Heroldsbach vgl. die zeitgenössischen Beiträge von Schmidt, Leopold: Heroldsbach in volkskundlicher Sicht: zum Wallfahrtswesen der Gegenwart. In: Österreichische Zeitschrift für Volkskunde 55 (1952), S. 145–172; ders.: Heroldsbach. Eine verbotene Wallfahrt der Gegenwart. In: Schmidt, Leopold (Hg.): Kultur und Volk. Beiträge zur Volkskunde aus Österreich, Bayern und der Schweiz. Festschrift für Gustav Gugitz zum 80. Geburtstag. Wien 1954, S. 203–227, oder die neuere Darstellung von Scheer, Monique: Rosenkranz und Kriegsvision. Marienerscheinungskulte im 20. Jahrhundert. Tübingen 2006, S. 207–245.

interpretierte der Volkskundler Leopold Schmidt das Blühen des Übernatürlichen als Resultat sozialer Spannungen, wie Black rapportiert.

Neben Wunderheilern war auch der Glaube an das Wirken von Hexen weit verbreitet, in dem Bereich waren sogenannte Hexenbanner aktiv. Als typisch kann ein Fall in Schleswig-Holstein gelten, der vor Gericht endete. Als von Hexerei bedroht verstand sich eine Familie von hochrangigen ehemaligen Anhänger\*innen des Nationalsozialismus, die während dieser Zeit wichtige Ämter im Dorf übernommen hatte. Nach ihrem Verständnis war das Ende des Dritten Reichs ein mit starken Verlustgefühlen verbundener Untergang. Sie fühlten sich verfolgt und suchten Hilfe beim Hexenbanner Waldemar Eberling, der den Schuldigen zu erkennen meinte. Die Anschuldigungen richteten sich gegen den Bürgermeister, der dieses Amt nach dem Krieg übernommen hatte und in die Entnazifizierungsprozesse eingebunden war. Schleswig-Holstein war in den 1950er-Jahren das Gebiet mit der ausgeprägtesten Hexenfurcht in Deutschland, zugleich auch das Gebiet mit der grössten Dichte ehemaliger Mitglieder der NSDAP und nationalsozialistischer Vereine. Dieser Befund passt zur Feststellung, dass der Glaube an Hexen und Schadenzauber insbesondere zu Zeiten sozialen Wandels virulent ist, weil sich darin Konflikte und Unsicherheit ausdrücken: «In this sense, witchcraft fears can be seen as a cultural idiom of personal and communal conflict.» (S. 178)<sup>2</sup>

Der Glaube an Hexen war nicht plötzlich nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs aufstanden, vielmehr war er nie ganz verschwunden seit dem Ende

2 Hierzu beispielhaft der Klassiker der Hexenforschung Thomas, Keith: *Religion and the Decline of Magic. Studies in Popular Beliefs in Sixteenth- and Seventeenth-Century England*. London 2012 (1971).

der Hexenverfolgungen.<sup>3</sup> In Deutschland stammten entsprechende Berichte aus dem ersten Drittel des 20. Jahrhunderts hauptsächlich aus Kirchenkreisen, die sich über das Fortbestehen dieses Aberglaubens besorgt zeigten. Insgesamt wurde wenig von Hexerei gesprochen, Verwendung fanden alternative Begriffe. Generell wurde der Hexenglaube in den 1950er-Jahren von sich als aufgeklärt verstehenden, gebildeten Kreisen als überholter Aberglaube abgetan. Der Hauptthese von Black folgend, manifestiert sich in ihm aber nicht etwas Altes, sondern er ist Ausdruck einer gesamtgesellschaftlichen Malaise: «[...] witchcraft acted as a language of social conflict.» (S. 198)

Johannes Kruse (1889–1983) zog eine Parallele zwischen Antisemitismus und Hexenmanie. Er veröffentlichte in den frühen 1920er-Jahren ein Buch gegen den Hexenglauben, worin er die wachsende Judenhetze mit der historischen Hexenverfolgung in Verbindung brachte. Diese Gleichsetzung findet sich nicht in seinen Schriften und Aktionen der 1950er-Jahre wie *Hexen unter uns* (1951). Kruse sah eine Parallele zwischen der Nachkriegsgeschichte der Hexenanschuldigung und der Verunglimpfung der Juden in den Jahrzehnten davor. Seine Botschaft war, dass das Suchen nach Sündenböcken (Hexen) die

derart Verleumdeten traumatisierte. Er war ein unverständener, ja missverständener Rufer. Die Behörden wollten teilweise nicht verstehen, wogegen Kruse kämpfte, sie meinten, er richte sich gegen das Handeln, das gesetzlich geregelt sei.

In Erinnerung geblieben ist Kruse durch den von ihm angestrebten Prozess gegen den Planet-Verlag mit seinen günstigen Taschenbuchausgaben des *Sechsten und Siebten Buchs Mose*, ein in der deutschsprachigen Welt im 20. Jahrhundert äusserst erfolgreiches und in zahlreichen Auflagen verbreitetes Zauberbuch. Kruse betrachtete derartige Bücher als «promoting witchcraft beliefs and violence against those labeled witches» (S. 211) und strebte ein generelles Verbot von Magiebüchern an. Anders die Behörden, die überzeugt waren, dass niemand Zauberbücher für bare Münze nehme. Einer solchen Einschätzung hielt er entgegen, dass ein Zauberbuch immer auch eine Anleitung zum Handeln sei, da es Wissen um Rituale, Beschwörungen etc. enthalte.

Die postulierte Abstammung der Zauberbücher von König Salomon vertiefte die im deutschen Aberglauben weitverbreitete Vorstellung, dass Juden magische Fähigkeiten hätten. Die Zuschreibung taucht bereits im Titel der *Clavicula Salomonis*, eines bekannten Grimoires des 15. Jahrhunderts, auf.<sup>4</sup> Die Verbindung von Judentum und Magie findet sich auch in der Ausgabe des Planet-Verlags des *Sechsten und Siebten Buchs Mose*. Zugleich sind wohl in der Vorstellung der Lesenden das Hebräische und Magie eine so enge Verbindung eingegangen, dass das Hebräische als magisch, aber nicht als jüdisch erkannt wurde.

Kruse strebte einen Prozess gegen die Herausgeber des Buches an, dieser fand an drei Tagen im Spätherbst 1956 statt. Zur Verteidigung war kein Geringerer

3 Abgesehen von Jeanne Favret-Saadats ethnologischer Studie in der ländlichen Normandie *Les mots, la mort, les sorts. La sorcellerie dans le Bocage* (1979), die die Welt der Hexen und Hexenbanner der Gegenwart in den Vordergrund rückte, sind in den letzten zwanzig Jahren Studien erschienen, die sich des Hexenglaubens in Europa nach dem Ende der gerichtlich sanktionierten Hexenverfolgungen angenommen haben, darunter de Blécourt, Willem; Davies, Owen (Hg.): *Witchcraft Continued. Popular Magic in Modern Europe*. Manchester, New York 2004, oder Barry, Jonathan und Owen Davies: *Palgrave Advances in Witchcraft Historiography*. Basingstoke: Palgrave Macmillan, 2007, oder auch Harmening, Dieter (Hg.): *Hexen heute. Magische Traditionen und neue Zutaten*. Würzburg 1991.

4 Davies, Owen: *Grimories. A History of Magic Books*. Oxford 2009, S. 15.

als Will-Erich Peuckert (1895–1969) aufgeboren, der das Buch als ein Beispiel sogenannter Hausväterliteratur deutete, weil es Rat biete gegen Krankheiten, für die Haushaltsführung, die Tierzucht etc. Das Gericht in Braunschweig folgte Kruse und dem Zeugen der Anklage, dem Gerichtsmediziner Otto Prokop (1921–2009). Das Buch wurde verboten.

Peuckert verfasste für das berühmte-berühmte *Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens* (1927–1942) den von antisemitischen Tönen durchdrungenen Eintrag zu *Jude/Jüdin*.<sup>5</sup> Es ist bis heute eine Ironie der Fachgeschichte, dass der von den Nationalsozialisten aus Amt und Würden entlassene Peuckert weit über die nationalsozialistische Zeit hinaus völkisch inspiriertes Gedankengut über die Existenz verschiedener Kulturkreise vertrat. In diesen Kontext bettete er auch das Hexenwesen ein.<sup>6</sup> Nur am Rande erwähnt sei, dass unser Fach bis heute an der Langlebigkeit des *Handwörterbuchs des deutschen Aberglaubens* leidet, wenn nicht sogar verzweifelt, weil es immer wieder als Beleg für alte Bräuche und abergläubische Praktiken ins Feld geführt wird.<sup>7</sup>

Nun zurück zum zu besprechenden Buch: Es gelingt Monica Black auf überzeugende Weise zu zeigen, wie die der Zeit des Nationalsozialismus entstammenden Spannungen in der Gesellschaft im

Deutschland der Nachkriegszeit für regen Zuwachs bei Wunderheilern sorgten, die als Retterfiguren verehrt wurden; auch Formen der Volksfrömmigkeit wie Marienerscheinungen und Wallfahrten erfuhren eine Renaissance. Ebenfalls im Zusammenhang mit der nicht durchgehenden Verarbeitung der Schrecken der nazistischen Vergangenheit nahm der Hexenglaube zu, weil Hexenreigerichte ein Mittel der Kanalisation von Konflikten und Ängsten in Gemeinschaften waren und sind. Das mag mit erklären, warum der Hexenwahn in den frühen 1960er-Jahren abflaute. Dieser Befund darf aber nicht mit einer Bedeutungslosigkeit von Hexenglauben und Okkultismus verwechselt werden, denn diese blühten in den 1960er-Jahren auch in Deutschland unter veränderten Vorzeichen wieder auf. Dafür spricht das zeitgleich auszumachende ausgeprägte wissenschaftliche Interesse an parapsychologischen Themen. Ein Produkt davon ist 1950 die Gründung des Instituts für Grenzgebiete der Psychologie und Psychohygiene in Freiburg im Breisgau. Alles in allem hat Monica Black ein anregendes Buch geschrieben, das einen alternativen Blick auf die Nachkriegsgeschichte der Bundesrepublik Deutschland wirft, indem sie den Zuwachs des Glaubens an die Macht von Wunderheilern und Hexenbannern und an den Schadenzauber von Hexen in den Kontext unverarbeiteter Kriegstraumata und Schuldgefühle einbettet.

MERET FEHLMANN

5 Peuckert, Will-Erich: *Jude/Jüdin*. In: Hanns Bächtold-Stäubli (Hg.): *Handwörterbuch des deutschen Aberglaubens*. Bd. 4. Nachdruck. Berlin 2000 (Erstausgabe 1932), S. 808–833, hier besonders S. 811–816.

6 Vgl. Peuckert, Will-Erich: *Geheimkulte*. Heidelberg 1951, S. 266–269; Fehlmann, Meret: *Die Rede vom Matriarchat. Zur Gebrauchsgeschichte eines Arguments*. Zürich 2011, S. 217–220.

7 Vgl. hierzu die Erläuterungen von Christoph Daxelmüller zur Neuauflage des Werks. Daxelmüller, Christoph: *Vom HDA zum HEV. Die Neukonzeption eines umstrittenen Klassikers*. In: *Bayerische Blätter für Volkskunde* 15 (1988), S. 65–76.

**Frizzoni, Brigitte (Hg.):  
Verschwörungserzählungen. Beiträge  
der interdisziplinären Tagung  
«Verschwörungserzählungen» der DGV-  
Kommission Erzählforschung in Zäziwil,  
5.–8. 9. 2018.**

Würzburg: Königshausen & Neumann, 2020.

Als 2018 die Tagung zu Verschwörungserzählungen, organisiert von Brigitte Frizzoni mit Unterstützung des Instituts für Sozialanthropologie und Empirische Kulturwissenschaft – Populäre Kulturen der Universität Zürich, durchgeführt wurde, war Donald Trump seit einem guten Jahr Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika – und gefühlt boomten Verschwörungstheorien, die unter anderem gezielt aus dem US-amerikanischen Machtzentrum verbreitet wurden. Hatte man solche schon vorher wahrgenommen, etwa in popkultureller Ausarbeitung in den Büchern von Dan Brown und Robert Anton Wilson, in den kopfschüttelnd wahrgenommenen Erzählungen von «Chemtrails» und «Reptiloiden» oder den Verlautbarungen von «Reichsbürgern», so bekamen sie mit «Q-Anon» und anderen zentralen Akteuren eine teils erschreckende Präsenz und mediale Aufmerksamkeit. Seit dem Erscheinen des Tagungsbandes 2020 ist die Situation nicht unbedingt besser geworden. Mit der Covid-19-Pandemie traten erneut verschwörungstheoretische Akteure auf, in und um die sogenannte Querdenker-Szene – Stichwort «Coronadiktatur». Beruhigend mag in diesem Zusammenhang sein, wenn Michael Butter, ein ausgewiesener Fachmann für Verschwörungstheorien, konstatiert, dass sich eine quantitative Zunahme nicht feststellen lässt, wohl aber eine deutlich stärkere mediale Wahrnehmung und Diskussion.

Gerade vor diesem Hintergrund bekommt der gehaltvolle und lesenswerte Tagungsband eine Relevanz, die für längere Zeit wirksam bleiben wird. Der Titel «Ver-

schwörungserzählungen» (in Anlehnung an David Kelman) ist Programm und schlägt den Bogen zur DGV-Kommission für Erzählforschung, in deren Rahmen die Tagung veranstaltet wurde, sowie zur früheren historisch-vergleichenden Erzählforschung, etwa im Bereich der *urban legends*.

Gleichzeitig wird schon in der Einleitung von Brigitte Frizzoni auf die notwendigen terminologischen Unterscheidungen hingewiesen zwischen Verschwörung, Verschwörungstheorie als Masternarrativ und Verschwörungserzählung als spezifische narrative Ausgestaltung – mit jeweils fließenden Übergängen. Genau dieses Changieren an den unscharfen Begriffsrändern, verbunden mit der potenziellen Möglichkeit, dass «die Dinge nicht so sind, wie sie scheinen» (in Anlehnung an Michael Butter), sind sowohl Merkmal als auch narrativer Reiz – «Verschwörungen [sind] immer auch großartige Geschichten» (S. 10) und damit ist zu fragen, welche Funktionen und Strukturelemente Verschwörungserzählungen haben, welche individuellen und gesellschaftlichen Bedürfnisse hierbei angesprochen werden und was die damit verbundenen gesellschaftlichen Herausforderungen sind.

Das Buch ist in drei Teile mit je acht Beiträgen aufgeteilt. Diese decken ein breites, interdisziplinäres Spektrum an Themen und Zugängen ab. Der erste Teil, «Verschwörungserzählungen verstehen – Theoretische und narratologische Perspektiven», definiert verschiedene Zugangsweisen, wobei auch der konkreten Verschwörung und dem Erzählen darüber epistemischer Raum gegeben wird. Der zweite Teil, «Verschwörungserzählungen im Alltag», untersucht über (auto)ethnografische Zugänge die Ver- und Einflechtungen der Narrative in lebensweltliche Kontexte, Praktiken und Sinnzuschreibungen. Der dritte Teil, «Verschwörungserzählungen in populären Literaturen und Medien», schliesslich bietet mehrere fundierte

narratologische und populärkulturelle Fallstudien, die sichtbar machen, wie tief die Narrationen und Narrative in den medialen Alltag verwoben sind. Dem Umfang des Sammelbandes ist geschuldet, dass hier nur ein paar Beiträge angesprochen werden können, für die Lektüre seien aber ausdrücklich auch die anderen Beiträge empfohlen.

Harm-Peer Zimmermann fragt in «Zur Theorie der Verschwörungstheorie: Politische, narrative und epistemische Aspekte» nach der Bedeutung von Verschwörungen als politische, als narrative und als epistemische Form. Ausgehend von den ambivalenten Aussagen in und um den Rütlichswur (und dessen poetische Ausgestaltung) geht er über zu narrativen Aspekten der Verschwörung als handlungsleitendes Moment im klassischen Drama, um schliesslich nach dem narratologischen «Funktionieren» zu fragen, indem die «verschwörerische[n] plots [...] eine (in sich geschlossene Handlung) darstellen, die folgerichtig aufgebaut ist und plausibel erscheint» (S. 28). Mit der Erweiterung zu Religion und Mythos werden weitere Mechanismen und Narrative einer «invisible hand» (S. 29) aufgezeigt, was wiederum mit dem Befund einer quasireligiösen Funktion von Verschwörungstheorien korreliert. Abschliessend verdeutlicht Zimmermann die methodologischen Probleme und Fehler sowie die totalitäre Geschlossenheit und Autopoiesis von Verschwörungserzählungen (S. 32). Ebenfalls von Tell ausgehend arbeitet Sebastian Dümmling in «Der Tell, das Dieserverbot und das Blackwashing Europas. Überlegungen zu einer Grammatik der Verschwörungsbeobachtung» die narrativen und semantischen Binnenstrukturen heraus: «Die Aufgabe einer solchen Grammatik besteht darin, die notwendigen Ordnungen bereitzuhalten, die erfüllt sein müssen, damit eine Verschwörungsbeobachtung überhaupt als solche verstanden wird.»

(S. 100) Zwei Beiträge betrachten die Verschwörungserzählungen unter dem Aspekt von Wirklichkeitskonstruktionen («Die verschwörungstheoretische [De-] Konstruktion der Wirklichkeit. Zur Wissenssoziologie von Verschwörungstheorien» von Andreas Anton) und als marginalisierte Wissenspraktiken («Verschwörungstheorien»). Ein Streifzug mit Bourdieu durch geächtete Sinn- und Heilsangebote» von Julian Genner und Ina Dietzsch). Beide zeigen zum einen die Nähe zur und die Ähnlichkeit mit «etablierten» Wissenssystemen auf, wobei auch die damit verbundenen Konkurrenzen und Abgrenzungen sowie Autoritätsverluste deutlich werden. Damit werden die sozialen Verflechtungen ebenso wie die individuelle Suche nach Sinn und das Ordnungsbedürfnis bei der Weltwahrnehmung angesprochen.

Neben den quasireligiösen und pseudoepistemischen werden die psychologischen Aspekte von Verschwörungstheorien aufgegriffen («Zwischen Zweifel und Dogma. Philosophische und psychologische Zugänge zum Verständnis von Verschwörungstheorien» von Bernd Rieken und «Der tragische Fall des Walter G. oder wie das Erleben einer Verschwörung in den Tod führt. Vertiefende psychologische Betrachtungen zum Verständnis von Verschwörungen» von Anna Jank). Kann der Vorwurf der Paranoia auch als Abwehr beziehungsweise Delegitimation wirken und sollte daher nur mit grösster Vorsicht erhoben werden, so zeigt sich doch die Problematik dort, wo Regulierungsmechanismen nicht mehr funktionieren und Zweifel beziehungsweise Kontingenzwahrnehmungen ins Wilde laufen. Verschwörungswahrnehmungen sind nicht per se paranoid, können aber bei entsprechender Disposition eine fatale Wirkung entfalten.

Auf die politische Brisanz von Verschwörungserzählungen und die damit verbundenen Legitimationsstrategien machen Alice Blum und Michael

Urmoneit («Verschwörungsideologie als konstitutives Moment in der extremen Rechten») und Marion Näser-Lather («Die Gender-Agenda. Verschwörungserzählungen rund um die Gender Studies») deutlich. Auch wenn diese Narrative inhaltlich dekonstruiert werden können, wird sichtbar, wie stark darüber lebensweltliche Identitäten und Selbstverständnisse konstruiert und stabilisiert werden. Damit verbunden ist die Gefahr einer Instrumentalisierung und des Verlustes der epistemischen Basis von Wissenschaft, die delegitimiert werden soll. Deutlich wird dies auch in der Auseinandersetzung mit einem «Klassiker» der Verschwörungstheorien: «Die Protokolle der Weisen von Zion als negative Utopie und die Persistenz der narrativen Logik am Beispiel des Berner Prozesses 1933–1937» (Alfred Messerli). Sind die «Protokolle» schon längst als Fake und Fälschung dekonstruiert, so bleiben sie doch wirkmächtig, indem sie immer wieder neu in Rezeptionskreise und politische Strategien eingebunden werden. Weniger die nachweisbare Substanz als vielmehr die narrative Logik machen die Anschlussfähigkeit aus, was auch die «Hilflosigkeit der Aufklärung» (S. 251) sichtbar macht.

Gegenstrategien bei Verschwörungserzählungen sind schwierig, wirkt das autopoietische System doch in der Regel immunisierend, indem eine Dekonstruktion oder Offenlegung nur wieder als «Beweis» für das Narrativ interpretiert werden kann. Eben dies macht den wissenschaftlichen Zugang, der auch diesem Tagungsband eignet, teilweise wirkungslos – auch wenn er höchst nötig ist, indem die Strategien und Logiken offengelegt werden. Ein Gefühl von Hilflosigkeit mag aufkommen, liest man die weiteren, gut analysierten Beispiele, durch die die intensive Durchdringung des (medialen) Alltags mit Verschwörungsnarrativen deutlich wird. Es soll deshalb abschliessend noch der Beitrag von Fatma Sagir «Taylor Swift is a Snake!» Celebrity

Gossip als misogynie Verschwörungserzählung» herausgehoben werden, die von einer Gegenstrategie, einem «Counter-narrative als Bewältigungs- und Ermächtigungspraxis» (S. 165), berichtet und damit vielleicht einen Ausblick ermöglicht für den Umgang mit destruktiven Narrativen. Wenn die Dekonstruktion nicht ausreicht oder nicht ankommt, dann helfen unter Umständen Gegenerzählungen. Die Untersuchung eines «Kampfs der Narrative» oder der Entwicklung ironischer Verschwörungserzählungen wie der Bielefeld- oder der neueren «Birds aren't real»-Verschwörung wäre eine mögliche Fortsetzung des Themas.

Der vorliegende Tagungsband bietet ein breites Spektrum an theoretischen und epistemologischen Zugängen, an gut analysierten Fallbeispielen und macht die Vielschichtigkeit von Verschwörungserzählungen, ihre Strategien und Grammatiken sowie die Einbindung in alltägliche Zusammenhänge und politische Legitimationen sichtbar. Es ist den Autor\*innen hoch anzurechnen, dass nicht nur die Dekonstruktion im Mittelpunkt steht, wie dies häufig in der Auseinandersetzung mit Verschwörungstheorien geschieht, sondern dass auch die strukturellen Ähnlichkeiten mit Religion und Mythos, mit wissenschaftlichen Methodologien und individuellen Strategien der Ordnung von Welterleben kritisch einbezogen werden, dass auch nach den Motiven und Bewältigungsstrategien der Akteur\*innen gefragt wird. Bei allem Verständnis für den Reiz der narrativen Qualitäten mancher Verschwörungserzählungen führen die Beiträge aber letztlich dazu, die Bedeutung der wissenschaftlichen Methodik, eine gewissenhafte Quellenkritik, die Nachvollziehbarkeit der Wissensproduktion, die offene Hinterfragung der Ergebnisse, die Reflexion des eigenen Standpunkts und das Akzeptieren der prinzipiellen Vorläufigkeit von Wissen sichtbar zu machen.

HELMUT GROSCHWITZ

**Jagla, Nicolas: Steckbriefe und Diebeslisten als Quellen der historischen Kleidungsforschung. Ein kritischer Vergleich.**

Bamberg: Veröffentlichungen zur Volkskunde und Kulturgeschichte, 2021 (Veröffentlichungen zur Volkskunde und Kulturgeschichte, 108), 115 S., Ill.

Nicolas Jagla erarbeitet in seiner 2021 an der Universität Bamberg verfassten Masterarbeit die Brauchbarkeit zweier Quellentypen für die historische Kleidungsforschung. Die beiden Quellentypen Steckbriefe und Diebeslisten wurden bis anhin in der Kleidungsforschung kaum beachtet, da dieser Forschungszweig sich weitgehend auf überlieferte und archivierte Nachlassinventare stützt. Solche Inventare beinhalten ein breites Spektrum an verschiedenen Arten von Kleidung für Mann und Frau: Festtagskleidung, Alltagskleidung, Haus- und Schlafgewänder sowie Kleider für verschiedene Altersstufen. Auflistungen von Dekorationen, modischen Accessoires und Wertsachen spielen eine Rolle und erlauben Einblicke vor allem in begüterte Haushalte. Inventare sagen aber nichts über die tatsächliche Anwendung durch Trägerinnen und Träger aus und wirken deshalb leicht museal.

Im Gegenzug sprechen Steckbriefe und Diebeslisten von Menschen, die mit konkreten Straftaten in Zusammenhang stehen, von Menschen auf der Flucht, deren Beschreibung inklusive der Kleidung als Signalement diente. Jagla arbeitet zuerst den Unterschied zwischen den beiden Quellentypen heraus, da sie in der Vergangenheit oft unterschiedslos ausgewertet und beurteilt werden. Er begibt sich damit auf das Terrain der Rechtsprechung im 18. Jahrhundert in Ober- und in Unterfranken. Es besteht ein fundamentaler Unterschied zwischen Steckbriefen und Diebeslisten. Steckbriefe betreffen flüchtige Personen, die einer Straftat bezichtigt wurden. Meist ist die Strafe der Landesverweis.

Das Malefizamt versandte die Steckbriefe an andere Behörden für den Fall, dass die gesuchten Personen sich immer noch im selben Landkreis aufhielten. In den meisten Fällen sind es Personen mit einer sesshaften Lebensweise und einer sozialen Einbindung in ihre Umwelt. Bei den Diebeslisten handelt es sich um die Zusammenstellung der Mitglieder von Banden, die nicht sesshaft sind und sich mehr schlecht als recht über Wasser halten. Zwar werden Diebe mit einer Straftat in Verbindung gebracht, die Listen machen aber in erster Linie Angaben zu weiteren möglichen Tätern. Das heisst, die Listen sind weitgehend Dokumente zu Händen des Inquisitionsgerichts. Dieses versucht, möglichst vieler Bandenmitglieder habhaft zu werden, denn ohne Verhör und ohne Geständnis kann die damalige Gerichtsbarkeit kein Urteil fällen. Erst infolge der Aufklärung kommt es im 19. Jahrhundert zu einem Paradigmenwechsel vom Inquisitionsgericht zum Indizienprozess.

Der Autor untersucht sodann das Archivmaterial zur Männer- beziehungsweise Frauenbekleidung. Von der Kopfbedeckung geht er systematisch bis zur Fussbekleidung vor. Die Ergebnisse werden in 20 Tabellen und 24 Grafiken erfasst. Jede Person erhält eine Zeile. So können Steckbriefe und Diebeslisten quantitativ verglichen werden. Es zeigt sich überraschend deutlich, dass der unterschiedliche Charakter der beiden Quellentypen verschiedene Ergebnisse zur Folge hat. Denn die Steckbriefe liefern ein Bild der Kleidung, das man umgangssprachlich als gut bürgerlich bezeichnen könnte, während die Diebeslisten einfachere, praktischere und buntere Kleidung enthalten. Es zeigt sich aber in beiden Dokumentengruppen, dass der starke Einfluss der französischen Rokoko- mode gegen Ende des 18. Jahrhunderts dem englischen Einfluss weicht. Gelbe Lederhosen bei der Männerbekleidung verschwinden langsam und machen Hosen aus Tuch Platz. Ebenso verschwinden der

Justaucorps, der Dreispitz, die Perücken, das Wams und seine leichtere Variante, das Kamisol. In den Steckbriefen herrschen bei Männern und Frauen die Farben Schwarz und Braun vor, in den Diebeslisten kommen neben diesen Farben auch Rot, Blau, Gelb und Grün vor. Qualitative Vergleiche zieht der Autor bei den Knöpfen («Detail: Knopfmaterialien», S. 51–53) und bei den Schürzen (S. 95 f.). *Nota bene*: Metallknöpfe aus Zinn oder Messing dienten oft als Zahlungsmittel, und Schürzen wurden als dekorative Überbekleidung auch an Sonn- und Feiertagen getragen.

Die Arbeit von Jagla richtet sich an ein wissenschaftliches Publikum. Das zeigt sich nicht nur in der systematischen Vorgehensweise, sondern auch in der Tatsache, dass er zwar mit Tabellen und Grafiken arbeitet, aber keine einzige Abbildung eines Kleidungsstückes präsentiert. Das ist zwar berechtigt, da es ja nicht um Einzelstücke geht, ist aber trotzdem bedauerlich, da hiermit die Aufmerksamkeit und die Neugier der Lesenden nicht nur geweckt, sondern auch gestillt worden wäre. Sehr nützlich sind die Verweise in den Anmerkungen auf Enzyklopädien des 18. Jahrhunderts, die durch längst vergangene Moden genau beschreiben und Materialien und Techniken erklären. Auch weiterführende Literatur ist im Anhang sorgfältig aufgelistet. Es steckt eine Fülle von Informationen in dem A5-formatigen 115 Seiten starken Buch. Es kann für zukünftige Forschungsarbeit dienlich sein. Gerade deshalb wäre eine Glättung der Sprache wünschenswert gewesen.

PAULA KÜNG-HEFTI

**Lauterbach, Burkhart: «Die Ferien sind vorbei». Überlegungen zur Kulturanalyse touristischer Reisefolgen. (Kulturtransfer, 11).**

Würzburg: Königshausen & Neumann, 2021. 301 S.

Burkhart Lauterbach, emeritierter Professor für Volkskunde/Europäische Ethnologie an der Universität München, legt sein neuestes Werk vor. Es handelt von Tourismusforschung und Reisefolgen; es reicht mit dem letzten Kapitel bis ins Jahr 2020, das von der Coronapandemie geprägt war. Der 300 Seiten starke Band hat die Auswertung von dreissig Fragebögen im Fokus, die bei einer Umfrage zurückgesandt wurden. Die Umfrage richtete sich an Reisende, die zwischen 1972 und 2019 Reisen unternommen hatten. Sie sollten die für sie wichtigste Reise bewerten und ausführen, inwiefern die Reise nachhaltig war und sich auf ihr späteres Leben auswirkte.

Der Band beginnt mit einer Einbettung des Themas in eine historische Perspektive. Erste Reisen mit Reisefolgen in Form von Reliquien waren die mittelalterlichen Kreuzzüge. Später folgte in der frühen Neuzeit die Grand Tour der europäischen Adligen, gefolgt von den Bildungsreisen der bürgerlichen Schicht während und nach der Aufklärung. Das 20. Jahrhundert brachte der Arbeiterschaft den vierzehntägigen Urlaub als vorbeugende Massnahme gegen Erkrankungen. Das Ende des Zweiten Weltkriegs veränderte die Reisegewohnheiten, indem grenzübergreifende Reisen zur Normalität wurden. Der Massentourismus aber setzte erst in den 1970er-Jahren richtig ein. Mitbringsel, «Souvenirs», gehörten dazu. Lauterbach widmet dem Eiffelturm, in mannigfacher Ausführung, zum Beispiel als Miniatur, zu erwerben, eine vertiefte Studie, ist er doch das beliebteste Souvenir überhaupt und wurde vom verachteten Unding zum zugkräftigsten Ferienanimatör und zur Symbolfigur moderner Urbanität. Bei diesem

Thema verweist Lauterbach mehrmals auf seinen Berufskollegen Ueli Gyr, emeritierter Professor der Universität Zürich.

Das Forschungsanliegen des Autors ist die ungelöste Frage, ob Reisen unser Leben verändern könne. Unter welchen Bedingungen ist das möglich? Und wäre dies ein Vorteil oder ein Nachteil für die Betroffenen und ihr Umfeld? Tatsache ist, dass nach einer Reise der Alltag uns innert weniger Tage wieder fest im Griff hat. Die Arbeit wartet und verlangt von uns, dass wir funktionieren. Will man aber doch eine Änderung, die man sich in den Ferien vorgenommen hat, durchsetzen, lohnt es sich, nicht im letzten Moment anzukommen, sondern etwas Zeit zu haben, die Änderung vorzunehmen, bevor der berufliche Alltag nur noch Routine zulässt. Die Heimkehr, die Phase danach wollen genauso geplant sein wie die Vorbereitungen zur Reise. Ohne Heimkehr ist die Reise gar keine Reise, sondern etwas anderes: Wegzug, Auswanderung, Migration, Exil. Die Fragebögen gaben keine eindeutige Auskunft. Es besteht die Gefahr, dass zu viele Erwartungen mit einer Reise verknüpft werden. Der Autor ist trotzdem überzeugt, dass das Gefühl, ein anderer zu sein, etwas Wahres ausdrückt. Das Reisen erweitert den Horizont, erlaubt neue Sichtweisen, neue Freundschaften und bildet. Nicht umsonst heisst es: Wenn einer eine Reise tut, kann er was erzählen. Aber ganz offensichtlich handelt es sich bei dieser dritten Phase um ein komplexes Forschungsfeld, wo die Zusammenhänge noch im Dunkeln liegen. Es ist kein Zufall, dass Lauterbach wiederholt auf die Dissertation von Jessica de Bloom hinweist (Universität Nijmegen, 2012). In ihrer Arbeit wirft sie sieben weiterführende Fragen auf, die neue Forschungsgebiete eröffnen. Es braucht mehr Feldarbeit, mehr Interviews, auch teilnehmende Beobachtung, um an die Gründe für Veränderung in dieser dritten Phase heranzukommen. Es geht aber auch um das Phänomen

der Verweigerung. Denn diese kann im Umkehrverfahren Antworten geben auf die Frage, wann Veränderung eintritt und wozu. Schliesslich fragt sich Lauterbach, welche Spuren die Pandemie von 2020 hinterlassen wird. Er gibt aber zu, dass dieses Thema für spätere Forschungen und für spätere Forscher sein wird. Er ist überzeugt, dass Reisen zur Europäisierung beiträgt, und sieht darin eine wichtige positive Entwicklung. Er schliesst mit einem Erich-Kästner-Gedicht: «Es gibt nichts Gutes / Ausser: Man tut es.»

PAULA KÜNG-HEFTI

**Lüthi, Eva: Blicke auf das Dazwischen. Foto-Ethnografien zu Transformationen in Zürich.**

Dissertation, Universität Zürich, 2018. Zürich: Seismo, 2021, 440 S., Ill.

«Frischi Biofrücht für Züri» ist klar und deutlich auf einer kleinen Fahne zu lesen. Gekonnt ist sie um einen Fahrradanhänger samt Ladung – ganze zehn grüne Gemüsekisten – gebunden. Vom Gelb der Fahne wandert das Auge zur gelben Jacke der Person, die auf der Ladung eine auseinandergefaltete Karte ausgebreitet hat und sich zu orientieren scheint, in digitalisierten Zeiten ein ungewohnter Anblick. Den Helm trägt sie noch auf dem Kopf, das Fahrrad lehnt an etwas ausserhalb des Bildrandes. Alles deutet auf einen schnellen Stopp hin, ein kurzes Pausieren, um die Karte hervorzuholen. Im Hintergrund macht ein Tram Tempo. Es zieht an den laubfreien Bäumen vorbei. Die Umgebung lässt niedrige Temperaturen vermuten. Welche frischen Früchte da wohl transportiert werden? Oder handelt es sich vielleicht eher um lagerfähiges Wintergemüse?

Die Szene wurde im Februar 2014 von Eva Lüthi fotografiert und ist in ihrem «Foto- und Lesebuch» *Blicke auf das Dazwi-*

schen. *Foto-Ethnografien zu Transformationen in Zürich* (2021) zu entdecken.

Von der gelben Jacke wandert der Blick weiter zu den gelben Details der Truckbeschriftung in der Fotografie gleich daneben. Mit «Gipfeli, Sandwiches, Süssigkeiten» und anderem verspricht der Aufdruck des fotografierten «Znüni-Mobils» das Gegenprogramm zu den frischen Früchten. Hier ist es also kein Fahrradkurier, sondern ein motorisierter Foodtruck, der Esswaren zu den Menschen bringt. Protagonist der Szene ist ein junger Mann, der in der geöffneten Türe des Mobils steht und im fotografierten Moment seine Anwesenheit im Quartier mit dem Signalhorn des 21. Jahrhunderts, einer knallroten Vuvuzela, verkündet. Kurzweilige Momente, rasche Tätigkeiten und Bewegungen, die abseits der Aufmerksamkeit, aber dennoch mittendrin im treibenden Alltag passieren, sind auch in Lüthi's anderen Fotografien zu entdecken. Es handelt sich um Momentaufnahmen des Treibens und «Formen urbaner Lebendigkeit» (S. 233) an Orten der Transformation in Zürich.

In anderen Fotografien: Schnelle Beine in dunkler Anzugshose und im ausgebeulten Handwerkeretui steigen in Trams ein, überqueren Gleise und Strassen. Sie bahnen sich ihren Weg durch urbane Gebiete, die sich ständig verändern. Für einen kurzen Moment werden sie von der Fotografin eingefroren. Danach sind sie bereits wieder weg und machen Platz für die nächsten schnellen Schritte und Rollkoffer.

In der vorliegenden Publikation werden die Aufnahmen vom geschäftigen Treiben des Tages durch Langzeitbelichtungen in ruhiger Nacht kontrastiert. Dunkle, neblige Szenen sind von langen, hellen und gelben Lichtspuren durchzogen. Nur wenige Fortbewegungsmittel sind noch unterwegs, hinterlassen dafür umso leuchtendere Spuren. Auch die Fensterfronten der Grosskonzerne sind hell erleuchtet, während es draussen dunkle Nacht ist.

Die Kombination von Dunkelheit, Winternebel und Licht kreiert in den fotografischen Aufnahmen eine sicht- und nahezu erlebbare Aura. Der Aussage «die lokale Atmosphäre [wird] nicht einfach erkennbar, sondern spürbar» (S. 233) bleibt nichts hinzuzufügen. Von den riesigen Gebäuden der Versicherungskonzerne, Banken und Co. weggerückt, richtet die Fotografin und Kulturwissenschaftlerin den Blick auf die Neben- und Gleichzeitigkeiten im sich transformierenden Gebiet, wenn sie Waschanlagen, Zulieferdienste und Kleinstunternehmen fotografiert, die alle einen bedeutenden Anteil an urbanen Orten im Wandel einnehmen – gerade auch nachts.

Die beschriebenen Eindrücke gehören zur Fotoethnografie mit dem Titel *Kamerafahrt zu den Werkhöfen der Spätmoderne* und stammen aus einem Korpus von 520 Aufnahmen, die in 18 kürzeren Fotoaufenthalten zwischen Dezember 2013 und März 2014 aufgenommen wurden – stadtauswärts von Zürich, von Oerlikon in Richtung Flughafen entlang der damals neuen Tramlinie Nr. 10.

Orte der Transformationen in Zürich nahm Lüthi in drei weiteren Fotoethnografien in den Blick. Die Publikation vereint diese und thematisiert damit die im Fach untervertretene Methode des ethnografischen Forschens mit der fotografischen Kamera sowie Fotoessays als erkenntnisgenerierende Formate. Die Autorin verbindet Stadtforschung und Fotografie auf ergiebige Art und Weise. So verfolgt sie «erhöhte Transformationen» explorativ auch in anderen Randgebieten der Limmatstadt: im Einkaufszentrum Letzipark (*Fotografische Aneignung einer Shopping Mall*), anlässlich der Verschiebung des Direktionsgebäudes der Maschinenfabrik Oerlikon (*Kamerablicke zur Wahrnehmung einer Hausverschiebung*) sowie beim Rück- und Neubau der Siedlung Altwiesen in Schwamendingen (*Foto-Bilder einer Wohnorttransformation*). In den insgesamt vier Ethnografien werden

unterschiedliche Fokussierungen vorgenommen und verschiedene Bildkonzepte angewandt und auf diese Weise die Aufnahmen auch für die Betrachter\*in des Buches in eine Rahmung gesetzt.

In der Erforschung der Shopping-Mall wird beispielsweise die Figur der Flaneuse respektive des Flaneurs eingeführt, wie sie bereits bei Baudelaire, Benjamin oder auch Kracauer skizziert wird. Mit dem Fokus auf das Situative, das in der fotografischen Begleitung durch kameratechnische Überlegungen reflektiert wird, thematisiert Lüthi den Raum (sowie dessen Erforschung mit visuellen Mitteln) als leiblich-sinnlich erfahrbaren Ort des Sozialen.

Wie Blickfelder sich verändern und Blickverschiebungen durch Orte bedingt werden können, ist Thema der im Buch als zweite Fotoethnografie aufgeführten Arbeit zur Hausverschiebung. Die Autorin begegnet diesem Moment mit dem Konzept der Refotografie, welches sie zugleich kritisch hinterfragt. Spätestens an diesem Punkt fällt auf, wie auf der Rezeptionsebene eine Vielzahl von Anknüpfungspunkten und Momente der assoziativen Erkenntnisgenerierung angeboten werden.

In der dritten Fotoethnografie wird auf das Verhältnis von Licht, Raum und Zeit fokussiert. Damit wird eine grundlegende Reflexion über das Medium der Fotografie angestoßen und Erkenntnisgewinnung anhand visueller Erfahrung hervorgehoben: «Der Fokus auf das Licht in den Fotos verdeutlicht aber, dass die Erkenntnisse nicht einfach an den Objekten und Figuren haften, sondern dass sie über Empfindungen von (reflektierten) Lichtstrahlen, von Formungen der Oberfläche durch Lichter gewonnen werden.» (S. 243)

Zwischen den Zeilen kann dabei das grundlegende Argument für den Einsatz von fotoethnografischer Forschung als Methode herausgelesen werden, die zudem leiblich-sinnlich erfahrbar wird (durchaus mit dem Verständnis einer *sensory ethno-*

*graphy* oder multisensorischen Anthropologie) und mit der Fotografie ein Medium zur Hand nimmt, das es schafft, komplexes Wissen zu zeigen. Sprechend hierfür ist die in der dritten Fotoethnografie wiederholte, persönliche Erzählung der «magischen Anziehung» des Lichts.

Die vierte Fotoethnografie kann als Herzstück der Forschung gesehen werden. Die Erhebungszeit und die Verdichtung der Forschungsmaterialien überschreiten die der anderen drei fotoethnografischen Arbeiten um ein Vielfaches. Das über Jahre andauernde Langzeitprojekt schafft es dadurch, auf andere Sachverhalte einzugehen, beispielsweise auf vorgefundene Aneignungspraktiken im Feld der Wohnortstransformation. Diese werden damit über eine lange Dauer beobachtbar. Die Basis für die Erkenntnisgewinnung wird nicht ausschliesslich durch fotografische Resultate geschaffen, sondern auch durch persönliche Beziehungen der Autorin zu einzelnen Akteuren, die über die Zeit hinweg zu Gefährten wurden und einen vertieften Einblick ins Feld überhaupt erst ermöglichten.

Die vier Fotoethnografien bestehen aus Bild- und Textpassagen. In voran- und dazwischengeschobenen Textteilen werden nebst der Erhebungssituation auch die Bildkonzeptionen und spezifischen Fokussierungen innerhalb der einzelnen Ethnografien beschrieben und reflektiert. Erst im Gemeinsamen produzieren Text und Bild einen Mehrwert. Thematisiert wird auch der Einfluss des Buches als gedrucktes Medium. Lüthi verwendete für einzelne Teile ihrer fotoethnografischen Forschung auch andere Publikationsformen, zum Beispiel Ausstellungen.

Das in der Forschung als Hybrid bezeichnete Fotoessay wird in dieser Publikation zum Paradigma. Mit der Zusammensetzung von Text und Fotos soll es nicht um das Zeigen und Erklären gehen, sondern um das Erfahren, wie Lüthi in

Anknüpfung an Catharina Graf und deren für diese Arbeit wegweisende Diskussion über das Fotoessay erklärt (S. 138; Graf, Catharina: *Der fotografische Essay*, 2013). Wort und Bild, aber auch deren Auswahl, Reihung, Layout, Grösse etc. bilden dabei grundlegende Eigenschaften. Mit der Fotoethnografie und dem Fotoessay setzt sie auf Vorgehen und Repräsentationsformen, die Erkenntnisgewinnung und leiblich-sinnliche Selbstreflexion zusammenführen und bisher nicht zu den etablierten Methoden des Fachs gehören. In dieser Arbeit hat auch der\*die Rezipient\*in Anteil an der Forschung und ist nicht bloss\*r Empfänger\*in einer Botschaft.

Wer sich das «Foto- und Lesebuch» geradlinig von Beginn bis Schluss vornimmt, bewegt sich zunächst lange auf einer abstrakten Ebene, der «mittelbaren Rahmung der Einzelfotos», bis der Bildteil und somit die «visuelle Narration» mit den anschliessenden Schlussbetrachtungen klare Deutungen zulassen. Hier lässt sich die kontextuelle Beziehung von Wort und Bild und deren erkenntnisgenerierende Wirkung demnach gleich auf der Ebene der Anwendung beobachten. In den reich ausformulierten Kapiteln zu Theorie und Methode im vorderen Drittel der Publikation verweist Lüthi oft auf einzelne Fotografien im hinteren, stark visuellen Teil mit den vier fotoethnografischen Arbeiten. Damit entsteht ein Vor- und Zurückspringen, um Deutungsansätze sinnig zu vervollständigen. Dies sowie die unvermeidliche Reflexion über Wort-Bild-Bezüge seitens der Betrachter\*innen wirft die Frage auf, inwiefern ein anderer Aufbau der Publikation einen produktiven Weg zur Wissensgenerierung hätte bieten können. Dass sich die Kulturwissenschaftlerin nicht vor neuen Wegen der Vermittlung scheut, zeigt sich anhand der über das Buch verteilten QR-Codes. Die in unserer Gesellschaft spätestens seit der Covidpandemie breit bekannten und vielfach verwendeten

Zeichensysteme führen zu weiteren Forschungsmaterialien und Vermittlungsangeboten, zum Beispiel Interviewausschnitten, Klangbildern oder Songs. Durch das Einbeziehen des Auditiven und das Verknüpfen von Ton und Bild wird die Art der Erkenntnisgenerierung um eine Ebene erweitert. Das «Foto- und Lesebuch» wandelt sich so zu einem multimedialen Erlebnisraum, der einer Ausstellung gleichkommt.

Allen, die direkten und schnellen Zugriff beziehungsweise das Verfolgen weiterer Narrationsstränge als wünschenswert ansehen, sei die digitale Version des Buches empfohlen. Hyperlinks führen schnell zu Quellen oder angesprochenen Einzelfotos – natürlich mit der damit einhergehenden Auswirkung auf die Materialität der Publikation. Dies ist insbesondere von Interesse, wenn man das Werk als Fotobuch begreifen möchte.

Die *Blicke auf das Dazwischen* reflektieren den Umgang mit visuellen Mitteln im Fach im Generellen wie auch als Form der Erkenntnisgewinnung und zeigen, dass die Vormachtstellung des Schriftlichen in der Wissenschaft einmal mehr hinterfragt werden sollte. Die Publikation richtet sich an die breite Öffentlichkeit und an ein akademisches Publikum gleichermaßen und bietet unzählige Anknüpfungspunkte für neue Überlegungen und Forschungen. Eva Lüthi spricht in diesem Zusammenhang beispielsweise auch vom «Reservoir der Geschichten» (S. 394) und verknüpft dieses mit Fragen zur Präsenz beziehungsweise Absenz von Objekten. Insgesamt zeugt die besprochene Publikation vom Mut zu neuen Formen der Erkenntnisgewinnung und Wissenschaftskommunikation. Auch in diesem methodischen Sinne ist sie also eine Quelle für Inspiration und Anknüpfung.

FABIENNE LÜTHI

**Margry, Peter Jan (Hg.): Cold War Mary. Ideologies, Politics, Marian Devotional Culture.**

Leuven: Leuven University Press, 2020, 399 S.

Die politik-, geschichts- und sozialwissenschaftliche Forschung der letzten Jahrzehnte hat gezeigt, dass der Kalte Krieg vielerorts religiös aufgeladen war und auch als Kampf zwischen «Christentum» (im «kapitalistischen Westen») und «Atheismus» (im «kommunistischen Osten») verstanden wurde. Der anzuzeigende Sammelband, der sich aus fünfzehn Kapiteln – in der Mehrheit überarbeitete Konferenzbeiträge – zusammensetzt, untersucht die religiöse Dimension des Kalten Kriegs anhand der Figur der Gottesmutter Maria, der ihr geltenden Frömmigkeit und der «Welle» von Marienerscheinungen (S. 287), die sich nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs zugetragen haben sollen, so in Amsterdam (NL) 1945, Cuevas de Vinromá (E) 1947, Assisi (I) 1948, Lipa (PH) 1948, Mazury (PL) 1949, Heroldsbach (D) 1949, Necedah (USA) 1949 und an Dutzenden, ja Hunderten weiteren Orten in Europa und anderen Weltgegenden. Wie und weshalb wurde die Gottesmutter in jenen Jahren zur «militant Cold War Mary» (S. 15), zur «Kalten Kriegerin» (S. 376), die nicht nur ihren Erscheinungen in diesen und den darauffolgenden Jahren eine stark antikommunistische Prägung verleihen, sondern auch ihre vorangehenden Erscheinungen nachträglich mit einer solchen Bedeutung ausstatten konnte?

Fokus und besonderes Verdienst des Buches ist es, die überragende Rolle herauszuarbeiten, die in diesem Zusammenhang Fátima zukam. Maria soll den drei Hirtenkindern Lúcia, Jacinta und Francisco in diesem kleinen Ort in Portugal zwar schon 1917 erschienen sein, doch bis in die 1930er-Jahre beschränkte sich die Anziehungskraft des Wallfahrtsorts hauptsächlich auf die Iberische Halbinsel.

Anfang der 1940er-Jahre kam es dann zu einer grundlegenden Neudefinition, einem «refashioning» von Fátima (S. 377): Die marianischen Botschaften und die Pilgerbewegung, die bisher in der Tradition des 19. Jahrhunderts gestanden hatten, erhielten einen deutlich apokalyptischen, antikommunistischen Drall, was sie im Kontext des beginnenden Kalten Kriegs international anschlussfähig machte und ihre Strahlkraft massiv erhöhte.

1941 schrieb die einzige noch lebende Seherin Lúcia Details ihrer Visionen von 1917 nieder, insbesondere die ersten zwei von insgesamt drei «Geheimnissen», die 1942 veröffentlicht wurden. Darin kündigt die Gottesmutter für den Fall, dass Gott weiterhin beleidigt werde, ein «grosstes Flammenmeer», einen noch «schlimmeren Krieg» an und verlangt, dass «Russland» ihrem unbefleckten Herzen geweiht werde; nur unter dieser Bedingung werde sich «Russland» bekehren und Friede einkehren. Damit wurde der Bekämpfung des Atheismus und dem Sieg über den Sowjetkommunismus eine heilsgeschichtliche Bedeutung zugeschrieben. Anlässlich des 25-Jahr-Jubiläums von Fátima 1942 kam Papst Pius XII., der am Tag der ersten dortigen Marienerscheinung zum Bischof geweiht worden war, der Aufforderung nach und weihte gleich die ganze Menschheit dem unbefleckten Herzen der Gottesmutter – wobei in der einschlägigen Literatur umstritten ist, ob dieser und weitere Weiheakte «gültig» waren und die Bekehrung «Russlands» wirklich herbeizuführen vermochten. Explizit antikommunistisch, eine eigentliche vaterkanische «Atombombe» (Dennis J. Dunn, zitiert S. 23), war das päpstliche Dekret *Responsa ad dubia de communismo* von 1949, das allen Unterstützern des Kommunismus mit der Exkommunikation drohte. 1950 verkündete Pius XII. das Dogma von der leiblichen Aufnahme Mariens in den Himmel; 1953 rief er aus Anlass des Hun-

dert-Jahr-Jubiläums der Verkündigung des Dogmas von der unbefleckten Empfängnis Mariens (1854) ein marianisches Jahr aus. Antikommunismus, apokalyptische Marienverehrung und kirchlicher Antimodernismus wurden auf diese Weise miteinander verknüpft.

Im Folgenden werden einige zentrale Erkenntnisse des Sammelbands aus Sicht des Rezensenten resümiert: Erstens wurden neue wie auch bestehende Marienwallfahrtsorte und -bewegungen häufig mittels handfester Aktionen und spitzfindiger Apologetik mit symbolischen Bezügen zu Fátima versehen, sodass diesbezüglich von einer «Fátimaisierung» (S. 34) gesprochen werden kann: «The Fátima apparitions served as the template and anchoring framework for the Marian visitations during the Cold War.» (Daniel Wojcik, S. 233) Und zwar sowohl mit prospektiver als auch mit retrospektiver Wirkung, wie sich am Beispiel von Necedah, Wisconsin (ab 1949), und den «Bayside apparitions» in New York (ab 1970) einerseits, von Beauraing und Banneux in Belgien (1932/33) andererseits zeigen lässt. Resultat war nicht zuletzt eine entsprechende antikommunistische «Imprägnierung». Eine genealogische Verbindung zu anderen Erscheinungsorten – insbesondere Fátima – und deren marianischen Botschaften herzustellen, diente zudem der Beglaubigung, der Rechtfertigung, oft auch der Hierarchisierung der jeweils spezifischen, «proprietären» Inhalte gegenüber denjenigen anderer Pilgerbewegungen. Gleichzeitig offenbarten Promotoren marianischer Bewegungen immer wieder eine erstaunliche Fähigkeit zu «interpretativer Akrobatik» (S. 254), wenn es darum ging, solche Inhalte an sich verändernde zeithistorische Kontexte anzupassen, umzuinterpretieren und neu zu bewerten, wie unter anderem Michael Agnew in seinem Beitrag über das «Fatima Center» und dessen Gründer Nicholas Gruner nachzeichnet (Kap. 14).

Zweitens entfalteten Marienerscheinungen und damit verbundene Bewegungen im Kontext des Kalten Kriegs ein enormes Mobilisierungspotenzial. Beispielsweise versammelten sich, wie William A. Christian Jr. und Marina Sanahuja Beltran auf der Grundlage von Archiv- und Oral-History-Forschung minutiös rekonstruieren (Kap. 6), am 1. Dezember 1947 in der Nähe des kleinen spanischen Städtchens Cuevas de Vinromá mehrere Hunderttausend (!) Menschen, um einem himmlischen Wunder beizuwohnen, das die Gottesmutter zuvor einem zehnjährigen Mädchen angekündigt hatte. Andere Beiträge im Buch verdeutlichen, dass diese Mobilisierung häufig auch politisch wirksam wurde, namentlich vor den ersten Parlamentswahlen im Nachkriegsitalien (Robert Ventresca, Kap. 2), bei den Bemühungen um ein Verbot der Kommunistischen Partei in Australien Ende der 1940er-, Anfang der 1950er-Jahre (Katharine Massam, Kap. 10) oder im innerkatholischen «Kulturkampf» während des Kalten Kriegs in den USA (David Morgan, Kap. 4; Thomas Kselman, Kap. 8). Eine wichtige Rolle spielten die Massenmedien und die Populärkultur mit weltweit erfolgreichen Hollywood-Filmen wie *The Song of Bernadette* (1943) und *The Miracle of Our Lady of Fatima* (1952).

Drittens entstanden etliche der untersuchten Phänomene als Grassroots-Bewegungen, was ihre Kontrolle erschwerte und in mehreren Fällen zu Konflikten mit der kirchlichen und/oder weltlichen Hierarchie führte. In ihrer wegweisenden Studie *Image and Pilgrimage in Christian Culture* (1978) haben die Kulturanthropologen Victor und Edith Turner bereits auf den potenziell subversiven Charakter, auf die populistische, anarchische, manchmal offenkundig antiklerikale Stossrichtung vieler Pilgerbewegungen hingewiesen. Ohne sich explizit darauf zu beziehen, arbeiten mehrere Autorinnen und Autoren des Sammelbands solche Konfliktlinien heraus, etwa

Agnieszka Halemba und Konrad Siekierski in ihrer differenzierten Analyse verschiedener Marienerscheinungen im sozialistischen Polen (Kap. 7), Daniel Wojcik am Beispiel der bereits erwähnten, anfänglich heterodoxen, später offen schismatischen «Bayside apparitions» (Kap. 9) oder Monique Scheer in ihrer Darstellung des missionarischen Eifers der Fátima-Bewegung bei der Neuevangelisierung Westdeutschlands (Kap. 11). Dass mitunter selbst zentral organisierte religiöse Bewegungen bis zu einem gewissen Grad der Kontrolle ihrer Promotoren zu entgleiten drohten, macht Deirdre de la Cruz' Beitrag über die «Family Rosary Crusades» auf den Philippinen klar (Kap. 13).

Viertens sind Marienerscheinungen aus sozialwissenschaftlicher Perspektive in erster Linie dann ein lohnenswerter Untersuchungsgegenstand, wenn nicht die Frage nach der Authentizität oder möglicher Manipulation im Zentrum steht, sondern wenn die darum herum entstehenden Pilgerbewegungen als soziale Tatsachen, als Phänomene, die bestimmte Funktionen erfüllen, verstanden werden. Der vorliegende Sammelband beschreibt diese Phänomene, wie Herausgeber Peter Jan Margry in seiner instruktiven Einleitung (Kap. 1) erläutert, vor allem als Ausdruck sozioreligiöser, politischer und kultureller Umstände und Spannungen, «and not as delusions, or fraudulent or deceitful behavior» (S. 38), was eine besondere Qualität des Buches und zugleich eine stete Gratwanderung darstellt. Mehrere Autorinnen und Autoren streichen heraus, dass die kollektive Partizipation an Erscheinungsphänomenen spezifische gesellschaftliche Bruchlinien, die im Kalten Krieg entstanden waren, zumindest vorübergehend zu überbrücken vermochte. Zudem wurden die Teilnehmenden in eine aktive Rolle versetzt, die sich vom sonst vorherrschenden Gefühl der Machtlosigkeit und des Ausgeliefertseins an weltpolitische und gesellschaftliche Entwicklungen, das oft zu Resignation und Fatalismus führte,

abhob. Insofern erlaubt die Analyse derartiger Phänomene «the comprehension of a deeper, otherwise unattainable reality», wie der Historiker Carlo Ginzburg zitiert wird (S. 61).

Abschliessend lässt sich festhalten, dass *Cold War Mary* eine Vielzahl von qualitativ hochstehenden Beiträgen, relevanten Forschungsergebnissen und neuen Einsichten bereithält – zumindest für Leserinnen und Leser, die sich für die Thematik dieses «Special-Interest-Buchs» interessieren. Zu bedauern, angesichts des thematischen Fokus aber auch verständlich ist, dass sich die meisten Kapitel auf die Phase des Kalten Kriegs im engeren Sinne beschränken, mithin ihre Analyse nur in seltenen Fällen bis in die Gegenwart hinein fortführen. Letzteres hätte es erlaubt, Kontinuitäten und Diskontinuitäten zur zeitgenössischen Fátima-Frömmigkeit, wie sie etwa in Medjugorje, dem «jugoslawischen Fátima», und anderen charismatischen Bewegungen zum Ausdruck kommt, aufzuzeigen.

DAVID ZIMMER

**Raile, Paolo und Bernd Rieken: Eco Anxiety – die Angst vor dem Klimawandel. Psychotherapiewissenschaftliche und ethnologische Zugänge.**

Münster: Waxmann, 2021

(Psychotherapiewissenschaft in Forschung, Profession und Kultur, 32; Schriftenreihe der Sigmund-Freud-Privatuniversität Wien), 228 S.

«Eco Anxiety» bezeichnet die Angst vor dem anthropogenen Klimawandel und dessen direkten und indirekten Folgen – ein Phänomen, das aufgrund der derzeitigen klimatischen Veränderungen weltweit an Aktualität gewinnt, dem sich jedoch bisher, vor allem im deutschsprachigen Raum, noch sehr wenige Publikationen widmen. Diesem Umstand tragen Paolo Raile (Psychotherapiewissenschaft) und Bernd Rieken (europäische Ethnologie) mit der ers-

ten deutschsprachigen Monografie zum Thema Klimaangst Rechnung. Der Band erscheint in der von Rieken herausgegebenen Schriftenreihe der Sigmund-Freud-Privatuniversität Wien, welche die Psychotherapiewissenschaft als Disziplin stärken will. Mit psychotherapiewissenschaftlichen und ethnologischen Zugängen nähern sich Raile und Rieken darin dem vielschichtigen Begriff der Eco Anxiety (die terminologische und konzeptuelle Vielfalt reicht von «ecological grief» oder «climate grief» über «climate anxiety» und «solastalgia» bis Klimaangst oder deren Umschreibung). Sie tun dies auf historischer (Kap. 2), theoretischer (Kap. 3) und empirischer (Kap. 4) Ebene.

Aufgrund naturgeschichtlicher Schwankungen der Lufttemperatur und der Meeresspiegel sei es, so Raile und Rieken in Kapitel 2, vor allem in Küsten- und Gebirgsregionen immer wieder zu extremen Naturereignissen gekommen. Damit erklären sich die Autoren die zu verschiedenen Zeiten und weltweit in verschiedenen Kulturen vorkommenden Flutmythen und Erzählungen von früheren goldenen Zeitaltern und deren Niedergang. Diese wiesen erstaunliche Parallelen auf, woraus deutlich werde, «dass aus dem Blickwinkel einer Mensch und Natur umfassenden Erdgeschichte ein Gefühl des Bedroht-Seins, dessen der Mensch nicht Herr zu werden vermag, eine Grunderfahrung darstellt» (S. 23).

Um mit dem Gefühl der Bedrohung umzugehen, versuchten Menschen, so argumentieren Raile und Rieken mit Bezug auf die aristotelische Ursachenlehre, Naturkatastrophen Ursache und Sinn zu geben. Während sich die Deutungen im Laufe der Aufklärung (scheinbar) immer stärker von religiösen weg hin zu rational-naturwissenschaftlichen Erklärungsansätzen entwickelten, welche eine klare Trennlinie zwischen Mensch und Natur, Ursache und Sinn zogen, blieben gewisse Interpretationslogiken

konstant bestehen. Die Autoren verweisen beispielsweise auf den Volkskundler Max Lüthi, welcher in seiner Abhandlung über die Blüemlisalpsagen 1980 den «Mechanismus Frevel/Strafe» als massgebliches «Sinn-Modell» (S. 46) identifizierte. Demzufolge erscheine die in den Sagen dargestellte Verwüstung von Alpentälern und ihrer Bewohner ursprünglich als Strafe Gottes. Die Sage warne davor, was geschehe, wenn der Mensch sich selbst, seine Mitmenschen und seine natürliche Umwelt schlecht behandle. Dieses Deutungsmuster sei in seinen Grundzügen auch im heutigen Kontext des Klimawandels wieder zu beobachten, so die Autoren: «Demnach ist der Zusammenhang zwischen Umwelt-«Sünden» und «Bestrafung» oder «Rache» der Natur kein neuer, sondern einer, der tief in der Kulturgeschichte wurzelt.» (S. 55) Durch eine solche Lesart erhält der aktuelle Klimawandeldiskurs in unserer stark vom Christentum geprägten «Schuldkultur» (S. 55) «auch eine moralische Dimension» (S. 55). Neben dem belastenden Aspekt der Umweltsünden gebe es aber auch die befreiende und zum Handeln motivierende Vorstellung eines ökologischen Lebensstils, durch den die Umwelt entlastet werden könne.

Raile und Rieken betonen, populäre Überlieferungen seien wichtige historische Quellen, stellenweise präziser als zeitgleiche elitäre Quellen und lieferten wichtige Hinweise für eine historische Klimatologie. Darüber hinaus würden sie auch viel über die «mentalen Einstellungen, Befindlichkeiten, Erklärungsbedürfnisse und Wünsche nach Sinnfindung» (S. 30) seitens der Mehrheitsbevölkerung verraten. So zeigten sie, dass religiöses und mythologisches Denken in Bezug auf Naturkatastrophen auch in Zeiten der Aufklärung und bis ins 20. Jahrhundert bei breiten Bevölkerungsschichten vorhanden gewesen sei.

In Kapitel 3 beleuchten die Autoren das «Phänomen des Bezweifeln oder

Leugnens des anthropogenen Klimawandels» (S. 69). Sie zeigen auf, mit welchen Handlungs- und Diskursstrategien sich meist männliche, oft ideologische und/oder finanzielle Interessen verfolgende und von wirtschaftlichen Unternehmen unterstützte Personen gegen den wissenschaftlichen Konsens in Bezug auf den Klimawandel stellen. So argumentierten Klimaleugner:innen mit einzelnen, aus dem Kontext gerissenen und oft falschen oder veralteten wissenschaftlichen Fakten und entwickelten Verschwörungstheorien, denen zufolge Politiker:innen und Wissenschaftler:innen den Klimawandel erfinden würden, weil sie dadurch profitierten. Gestreut würden diese Botschaften hauptsächlich mittels «Fake-News-Kampagnen» (S. 69) auf den sozialen Medien. Klimawandelskepsis oder -leugnung sei also immer auch Wissenschaftsleugnung, zudem oft rechtspopulistisch gefärbt.

Im Anschluss behandeln Raile und Rieken die Frage nach «der moralischen Verantwortung der Menschheit sowie der einzelnen Person, das Klima aktiv zu schützen» (S. 69). Mit Bezug auf verschiedene Ethiker:innen stellen die Autoren anthropozentrische, also auf das Wohl des Menschen fokussierte, und biozentrische, auf das Wohl aller Lebensformen gerichtete Formen der Umweltethik vor. Im Spannungsfeld zwischen handlungsutilitaristischen Ansätzen, dem Konzept des kollektiven Handelns und der Klimagerechtigkeitsdebatte kommen sie zum klimaethischen Schluss, dass Menschen sowohl auf der individuellen als auch auf der kollektiven Ebene dazu verpflichtet sind, das Klima zu schützen und den Klimawandel und seine negativen Effekte zu minimieren. Am Ende des Kapitels lesen Raile und Rieken die Angst vor dem Klimawandel im Sinne einer Angst vor der generellen Ungewissheit der Zukunft und interpretieren die stark verbreitete Hoffnung, dass die Naturwissenschaften imstande seien, den Klimawandel aufzuhal-

ten, sowie den «Glauben an die Allmacht der Technik» (S. 75) als psychologisch nachvollziehbares Streben nach Sicherheit.

Das Kapitel 4 stellt mit seiner empirischen Ausrichtung den Hauptteil des Buches dar und stellt drei unterschiedliche Forschungsprojekte vor: ein auf einem eigen entwickelten Fragebogen basierendes quantitatives, ein auf ausführlichen Interviews aufbauendes qualitatives und ein auf der Analyse von Social-Media-Beiträgen beruhendes diskursanalytisches. Insgesamt werden in diesem Teil viele der zuvor theoretisch angesprochenen Punkte anhand von empirischem Material veranschaulicht. Immer wieder aufgegriffen wird die These, dass die im Kontext des Klimawandeldiskurses auftauchende «Schuldkultur» und die damit verbundene Vorstellung von Umweltsünden und einer sich rächenden Natur kulturgeschichtlich tief verankert seien. Ein weiteres Hauptmotiv stellt die Angst dar, Naturgewalten ausgeliefert zu sein. Das zentrale Augenmerk in den Analysen des empirischen Materials richtet sich denn auch darauf, verschiedene Reaktionen und Strategien zu identifizieren, welche zum Einsatz kommen, um mit klimawandelbezogenen Ängsten umzugehen. Diese diversen «Coping-Mechanismen» (S. 153) werden von den Autoren in einem Spektrum zwischen dem Gefühl der Ohnmacht und entsprechendem Negierungs- und Abwehrverhalten einerseits und dem Wunsch nach angstbewältigender Aktivität, Eigenverantwortung und Hoffnung andererseits verortet. Wichtige Aspekte seien zudem die Suche nach Unterstützung in der Gemeinschaft und das Teilen der Ängste. Auch der alltägliche Kontakt mit Natur in ländlichen Regionen könne als Möglichkeit des Angstabbaus fungieren.

Gewisse klimawandelbezogene Ängste werden von Raile und Rieken mit allgemeinen Ängsten verknüpft, so etwa wenn sie das sogenannte Preppen (sich auf das Ende der Welt und einen Status der Anarchie und

Autarkie vorbereiten) als Strategie interpretieren, durch eigene Handlungen und den Versuch der Kontrolle die Angst vor dem Tod zu kanalisieren. Am immer wieder aufgegriffenen Beispiel von Greta Thunberg und der Klimastreikbewegung zeigen sie zudem auf, wie eine aus der Angst vor dem Klimawandel resultierende Depression durch Klimaaktivismus verarbeitet werden kann. Eine kulturwissenschaftlich interessante Beobachtung ist diejenige, dass die mediale Repräsentation des Klimawandels die empfundenen Ängste entscheidend mitprägen kann.

Kapitel 5 formuliert zum Schluss praxisorientierte Empfehlungen für den Umgang mit Eco-Anxiety mit dem Ziel, einerseits Betroffenen Handlungsmöglichkeiten zur Verfügung zu stellen, andererseits die Fachwelt zu einer intensiveren Auseinandersetzung mit dem Thema zu bewegen.

Der Band ist in erster Linie für eine psychotherapiewissenschaftliche Perspektive interessant. Die kulturgeschichtliche Einordnung des populären Klimawandeldiskurses in weltweit verbreitete Flut- und Katastrophenerzählungen bietet jedoch einige vielversprechende Anknüpfungspunkte für eine historisch forschende Kulturanthropologie. Das Kapitel über gegenwärtige Phänomene wie die Klimawandelleugnung und vor allem der empirische Teil des Buches bleiben sehr deskriptiv und weisen einige Redundanzen auf. Die Analyse konzentriert sich hier auf psychologische und psychotherapiewissenschaftliche Aspekte, tiefer gehende empirisch-kulturwissenschaftliche analytische Befunde kommen etwas zu kurz. Insgesamt bietet das Buch einen anschaulichen Einblick in die psychotherapiewissenschaftliche und kulturgeschichtliche Auseinandersetzung mit dem höchst aktuellen und wichtigen Thema der Klimaangst.

NIKOLAUS HEINZER

### Sanyal, Mithu: Identitti.

München: Carl Hanser, 2021, 430 S.

Die Bundesrepublik kurz vor dem ersten Lockdown: An der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf lehrt Saraswati, hochdekorierte Professorin, im MA-Studiengang «Intercultural Studies/Postkoloniale Theorie» – oder besser: Saraswati *ist* dieser Studiengang. Sie *lebt* für ihn und seine Inhalte, ja sie, deren Name auch die hinduistische Göttin der Gelehrsamkeit bezeichnet, *verkörpert* diese Inhalte idealtypisch. Saraswatis Studierende – darunter auffällig viele sexuell emanzipierte weibliche «BIPoC»<sup>8</sup> – hängen an ihren Lippen. Mit dem inneren Zirkel ihrer Studierenden, der Merkmale von Fandom aufweist, kommuniziert Saraswati beinahe freundschaftlich und per Du. Die Professorin schreibt Bestseller wie *Decolonize Your Soul* und Essays wie *White Guilt. Warum niemand weiß sein will*. Saraswati wird in Talkshows reichweitenstarker Sender und auf Podien eingeladen und spricht dort fundiert über die Konstruiertheit von «Race» und Gender und somit über das Thema, das als ihr Thema schlechthin gilt: über Identität.

Aus der Perspektive der kosmopolitischen Intelligenzija lässt sich Saraswatis Geschichte nur als Erfolgsgeschichte erzählen, hat es doch hier eine (von Haus aus) Unterprivilegierte zu Amt und Würden gebracht, eine, die weiss, wovon sie spricht, wenn sie «Rassismus» sagt. Mit dem, was sie tut, ist Saraswati Heldin im postheroischen Zeitalter obwohl (oder gerade weil) sie in der ersten Sitzung einer ihrer Lehrveranstaltungen auch schon einmal alle weissen Studierenden des Saals verwiesen hat – um eine Lernerfahrung zu vermitteln, versteht sich. Für die Universität ist Saraswati ein Glücksfall, über den sich Rektorat,

8 Das im beschriebenen Milieu häufig verwendete Akronym steht für «Black, Indigenous, People of Color».

Stabsstelle Presse und Kommunikation und Koordinierungsstelle Diversity nur freuen können, auch wenn einige der des Hörsaals verwiesenen weissen Studierenden wegen des Rauswurfs Rechtsmittel ergriffen haben ...

Doch jetzt das: Saraswati ist *weiss!* Das ist der grösste anzunehmende Skandal, für den Studiengang, seine Studierenden und für alle, die um Reputation und Repräsentation der Universität bemüht sind. Denn Saraswatis Weisssein bedeutet, dass sie *nicht* die «PoC»<sup>9</sup> ist, als die sie bisher von allen wahrgenommen wurde. Und schlimmer noch: Es bedeutet, dass sie selbst mehr getan haben muss, als sich eine Dupatta überzuwerfen, um ihre soziale Umwelt über ihr «eigentliches» Ich zu täuschen. Es bedeutet, dass sie (in der ganz «realen» Offlinewelt) eine Fakeidentität gelebt und erfolgreich kaschiert hat, dass sie als Tochter weisser Eltern in Karlsruhe aufgewachsen ist und eigentlich Sarah Vera Thielmann heisst, jahrelang, bis zu ihrem unfreiwilligen Outing, das sofort über alle Kanäle viral gehen, multiple Empörung provozieren und Verstörung auslösen sollte. Eine Person, die auf Twitter unter «DieAfDEchteWerte» auftritt, wird später unter «#KündigtSaraswati» schreiben: «So weit ist es bereits gekommen: Deutsche Professorin verkleidet sich als N [sic] um Gendergaga unterrichten zu dürfen.» (S. 63)

Besonders ge- und betroffen von der Entlarvung des Superstars postkolonialer Theorie ist Nivedita Anand, die – Mitte zwanzig, indischer Vater, aus Polen «stammende» Mutter, BA-Abschluss in Gender-Studies – als Vorzeige- und Lieblingsstudentin von Saraswati gelten kann und in der Professorin mehr gefunden hat als eine inspirierende Hochschullehrerin. Getroffen deshalb, weil zwischen Lehrperson und Studentin so etwas wie pädagogischer Eros wirkt, weil die Professorin eben noch

Rollenmodell für die Studentin war – als Intellektuelle, als Frau und als indische Frau –, nicht zuletzt aber weil Nivedita keine 24 Stunden vor der öffentlichen Demaskierung ihrer Professorin in einem Rundfunkinterview für deren Denkstil warb, Kritik am Ausschluss weisser Studierender aus Seminaren ihrer Lehrerin zurückwies und Kritiker\*innen vorwarf, sie verstünden nicht «was *Weißsein* bei Saraswati bedeutet» (S. 20, Hervorhebung im Original). Betroffen hingegen, weil sie mit Saraswati eine Problemstellung teilt: Beide nämlich sind nicht indisch. Die eine, Saraswati, ist es gar nicht. Die andere, Nivedita – wiewohl sie ihrer Erscheinung wegen überall gefragt wird, wo sie denn eigentlich herkomme – nur «zur Hälfte». Als «Kokosnuss» war sie von anderen Kindern gehänselt worden, als sie Jahre zuvor die aus Indien nach England migrierte Verwandtschaft ihres Vaters in Birmingham besucht hatte: aussen braun, innen weiss. Eine kritische Zuschreibung, die Folgen hatte. Eine unmittelbare Folge bestand darin, dass Nivedita mit einer Glasscherbe den Beweis erbrachte, dass ihr Blut so rot sei wie das der anderen. Aber auch mittelbare Folgen, denn an ihrer inneren Indisierung arbeitet Nivedita seit Jahr und Tag, angetrieben auch von ihrer in England aufgewachsenen und nunmehr ebenfalls bei Saraswati studierenden Cousine Priti. Diese hat zwei indische Elternteile und spielt diesen Vorsprung an Authentizität, ungeachtet des guten Verhältnisses zwischen beiden Frauen, immer wieder aus. Deshalb, so darf geschlossen werden, plaudert Nivedita regelmässig mit Kali, der furchterregenden hinduistischen Göttin der Destruktion, des Todes und der Erneuerung, einer weiblich stilisierten Figur, die sich mit den abgetrennten Köpfen und Gliedmassen ihrer Feinde schmückt, und zwar meistens über «race» und «sex». Deshalb unterhält sie einen Blog, in welchem sie auch ihre Gespräche mit Kali öffentlich macht; Niveditas

9 «Person of Color», im Plural «People of Color».

Pseudonyme, «Mixed-Race wonder woman» und «Identitti», signalisieren dabei, worum es hauptsächlich geht. Deshalb konnte Saraswati, (vermeintlich) indischer Herkunft und postkoloniale Wegweiserin, für Nivedita in Personalunion Zweitmutter und Erlöserin werden. Vermutlich deshalb kann Nivedita auch nicht in den lautstarken Chor wütender Saraswati-Kritiker\*innen einstimmen, die die Professorin nach dem Bekanntwerden ihrer «wahren» Identität der «kulturellen Aneignung» bezichtigen und Saraswatis Rückzug fordern. Vielmehr lässt sich Nivedita, wiewohl enttäuscht und von Zweifeln geplagt, auf Gespräche mit Saraswati ein, zieht sogar vorübergehend ins Gästezimmer in deren Penthousewohnung und führt fortan Dialoge mit ihr und Polyloge mit wechselnden Akteur\*innen – auch mit solchen aus Saraswatis persönlichem Umfeld. Zugleich behält Nivedita stets die sozialen Netzwerke im Auge, denn zu Saraswatis Hautfarben- und Kulturwechsel hat jede\*r etwas zu sagen, gleich ob links, mittig oder rechts verortet, gleich ob feministisch, misogyn, essenzialistisch oder mehr oder minder poststrukturalistisch grundiert.

Auch wohlbekannte Persönlichkeiten melden sich zu Wort: Die Schriftstellerin Fatma Aydemir, die «Süddeutsche»-Redakteurin Meredith Haaf, der Literaturkritiker Ijoma Mangold, der ZHdK-Dozent Jörg Scheller, die schreibende Person Hengameh Yaghoobifarah (ja, jene, die öffentliche Kontroversen lostrat, als sie in der *taz* wissen liess, dass ihrer Meinung nach alle Polizist\*innen auf die Müllhalde gehörten), Madita Oeming (die seit ihren Pornografie-forschungen medial omnipräsente Kulturwissenschaftlerin) und der CDU-Politiker Ruprecht Polenz. Alle diese «wirklichen» Personen des öffentlichen Lebens und noch einige mehr haben ihre Kommentare zu den Enthüllungen über Saraswati selbst formuliert, und zwar so, als wäre Fake-Saraswati keine Fiktion der Journalistin

und promovierten Kulturwissenschaftlerin Mithu Sanyal, sondern eine wirklich wirkliche Person.

Was aber ist «Wirklichkeit» in diesem Buch, in dem «reale» Prominente aus den Kommunikationsnetzwerken der Autorin einen fiktiven und doch nicht nur ausgedachten Fall von Identitätswechsel im Twitter-Stil kommentieren? Was «bringt» dieses Buch, das als Roman erschienen und doch voller Realitäten ist? Und: Haben wir es hier nicht mit Klamauk statt mit Wissenschaft zu tun?

Zunächst ist da eine mit Sorgfalt konstruierte soziale Figuration von Akteur\*innen. Dies gilt für die beiden Hauptfiguren, aber auch für deren Entourage, mit deren Hilfe eine Gemengelage von Charakteren und Einstellungsmustern erzeugt wird, welche der Enthüllung über Saraswati erst die Sprengkraft geben, die erforderlich ist, wenn man die Vorder-, Hinter- und Abgründe von deren Identitätswechsel über mehr als 400 Seiten hinweg in Romanform diskutieren möchte. Dabei hat die Autorin Nivedita autobiografisch angelegt, denn auch Sanyal hat einen indischen Elternteil und einen mit polnischem Hintergrund. Und stellt man in Rechnung, dass die Autorin vor *Identitti* unter anderem mit ihrer Dissertation *Vulva. Die Enthüllung des unsichtbaren Geschlechts* (2009) aufgefallen ist, so liesse sich auch für Niveditas Interesse an weiblichen Körpern, die sie zuweilen in langweiligen Vorlesungen (nein, keine von Saraswati!) zeichnet und über die sie auch bloggt, ein autobiografischer Bezug ausmachen.

Der Verbindungslinien in die «reale Welt» sind aber durchaus mehr. Denn wenn gleich Sanyal mit ihren Figuren Phänomene des Alltagshandelns, wie es an sozial- oder kulturwissenschaftlichen Studiengängen verortet ist, ebenso komprimiert beschreibt, wie sie markante Charaktere in grosser Dichte aufbietet, so dürften doch viele Hochschullehrende lebensstilistische Merk-

male und Kommunikationsweisen ihrer Studierenden in diesem Buch wiederfinden. Und vermutlich hat jeder Studiengang, jedes Institut, zumindest eine\*n Studierende\*n (gleich welcher Identität) wie die ebenso strenge wie verletzte und verletzte Oluchi, deren Merkmale ein senfgelbes Brillengestell, ein Wachsdruckturban und «Blackness» sind. Wie Sanyals Figuren sprechen, woran sie leiden, wofür sie sich einsetzen, was sie essen, trinken, denken, begehren – all dies ist aus dem Leben gegriffen. All dies könnte als nur unwesentlich literarisch zugespitzte Ethnografie eines spezifischen Intellektuellenmilieus verstanden werden, zumal wenn richtig ist, dass «[d]er Ethnograph [...] darauf bedacht sein [muss], genau und vollständig zu arbeiten», «einen Sinn für Fakten und ihre inneren Zusammenhänge haben [sollte] sowie einen Sinn für Proportionen und Verknüpfungen». <sup>10</sup> So gesehen «stimmt» bei *Identitti* alles. Fast alles, denn der geforderte «Sinn für Fakten» legt Zweifel nahe, dass Mauss die literarische Kreation von Figuren in ethnografischen Kontexten gutheissen würde. Allerdings öffnet Marc Augé, der sich auf Mauss bezieht, in der Vorrede zu *Tagebuch eines Obdachlosen* die Tür zum Fiktionalen immerhin so weit, dass er «Ethnofiktion» als «Erzählung» versteht, «die eine soziale Tatsache aus der Perspektive einer einzelnen Person darstellt». <sup>11</sup> Wenn wir aber einmal so weit sind, dass wir dies akzeptieren, stellt sich nur noch die Frage, weshalb diese Person nicht als Identifikationsfigur für die Lesenden erscheinen dürfe <sup>12</sup> und weshalb «soziale Tatsachen», vermittelt über Aussagen, Handlungen und Emotionen, nicht auf

mehrere fiktive Charaktere verteilt werden können. Exakt dies geschieht in *Identitti*, und ganz als wollte die Autorin auch beim Schreiben eines Romans Prinzipien wissenschaftlicher Redlichkeit nicht beiseiteschieben, legt sie in ihrem Nachwort ihre Arbeitsweise offen (S. 419–424). Und nicht nur das: Zwar enthält *Identitti* keine in den Fliesstext oder in Fussnoten eingefügten Literaturangaben, wohl aber nach Seitenzahlen geordnete Verweise auf Zitate und Inspirationen sowie weiterführende Literaturempfehlungen (S. 425–431).

In ihrem Nachwort macht Sanyal deutlich, dass es sich bei Saraswati um eine fiktive Figur handelt, aber um eine, die Ähnlichkeiten mit der lebenden Person Rachel Dolezal hat. Dolezal (\* 1977) hatte es zur Lektorin für afroamerikanische Studien an der Eastern Washington University gebracht, zur Funktionärin der National Association for the Advancement of Colored People sowie zur Vorsitzenden der Ombudsleute der Polizei von Spokane (WA) und sich in diesen Kontexten stets als Afroamerikanerin ausgegeben, bis ihre Eltern (beider Vorfahren lebten in Europa) Rachels «eigentlichen» Hintergrund 2015 öffentlich machten, <sup>13</sup> womit eine öffentliche Kontroverse über ihr Verhalten losgetreten wurde, die zwischen zwei Positionen oszillierte: Einerseits wurde Dolezal vorgeworfen, «Blackfacing» betrieben und sich somit einer rassistischen Praxis bedient zu haben. <sup>14</sup> Andererseits wurde, insbesondere in sozialen Netzwerken, argumentiert, dass es analog zu Transidentität auf dem Feld des Geschlechts eine «transracial»-Identität

10 Mauss, Marcel: *Handbuch der Ethnographie*. München, Paderborn 2013, S. 47.

11 Augé, Marc: *Tagebuch eines Obdachlosen*. Ethnofiktion. München 2012, S. 6.

12 Dies fordert Augé zwar ein (ebd., S. 7), hält sich aber selbst nur bedingt daran: der «Held» in *Tagebuch* ist durchaus sympathisch.

13 Reme, Michael: Das Geheimnis hinter der Hautfarbe von Rachel Dolezal. In: *Welt*, 12. 6. 2015, [www.welt.de/vermishtes/article142414652/Das-Geheimnis-hinter-der-Hautfarbe-von-Rachel-Dolezal.html](http://www.welt.de/vermishtes/article142414652/Das-Geheimnis-hinter-der-Hautfarbe-von-Rachel-Dolezal.html), 11. 2. 2022.

14 Capehart, Jonathan: The damage Rachel Dolezal has done. In: *The Washington Post*, 12. 6. 2015.

geben könne, die man Dolezal zuerkennen müsse. Eine Position, die von Politikprofessorin und TV-Show-Host Melissa Harris-Perry (‹weisse Mutter, ‹schwarzer Vater›) affirmativ aufgegriffen wurde, indem sie im Talk mit der Historikerin Allyson Hobbs die Frage aufwarf, ob es, analog zu Cisgender und Transgender, ein ‹cis black› und ‹trans black› gebe, was Hobbs – Autorin von *A Chosen Exile. A History of Racial Passing in American Life* (2014) und als solche mit Autorität ausgestattet – bejahte.<sup>15</sup> Im Kern geht es in *Identitti* genau um diese durch essenzialistische und poststrukturalistische Verständnisse von ‹race› bedingte Kontroverse, wie sie im Anschluss an die Enthüllungen über Dolezal leidenschaftlich ausgetragen wurde, nur dass wir uns im Deutschland der Jahre 2019/20 befinden und sich das ‹racial passing› nicht auf ‹blackness›, sondern auf ein nicht weniger durch Hautfarbe, aber auch durch Augenformen bestimmtes Indischsein geht (an beidem hat Saraswati medizinisch nachhelfen lassen).

Dieses Kernthema als solches recherchiert zu haben und es mithilfe bekannter und weniger bekannter spätmoderner Theoretiker\*innen einzuordnen, ist eine Leistung. Die Ergebnisse dieser Arbeit in eine ansprechende Geschichte, in Spiele aus Fragen und Antworten, in im intimen Rahmen geführte Gespräche oder in auf einer Anti-Saraswati-Demo auf offener Strasse ausgetragene Wortgefechte zu überführen und Charaktere zu schaffen, bei welchen intellektuelle Positionierungen, biografische Erfahrungen, Lebensstile und Emotionen stimmig miteinander in Verbindung stehen, ist eine zweite. Eine dritte Leistung besteht darin, mit diesem Thema

nicht nur Spannung zu erzeugen, sondern über mehr als 400 Seiten hinweg fast ununterbrochen schmunzeln zu machen. Schliesslich gibt es sonst in Debatten über Identität(spolitik), ‹race› und Gender selten Anlass für Heiterkeit.

Im Ergebnis hat Sanyal ein Buch vorgelegt, das ein komplexes Thema mit beeindruckender Leichtigkeit verhandelt, ein Buch, dessen Lektüre der Rezensent nur ungern unterbrochen hat. Ein Buch, das sich auch dadurch auszeichnet, dass Sanyal Aspekte poststrukturalistischen Denkens, ohne sich allzu eindeutig zu dessen Advokatin zu machen, wohlwollend und ‹niederschwellig› verhandelt. Angesichts der Konjunktur essenzialistischer Positionen, an denen Europas Rechtsausenparteien ebenso arbeiten wie Sahara Wagenknecht<sup>16</sup> oder der TERF,<sup>17</sup> ist das gewiss nicht falsch. Zugleich ein Buch, dem die Eignung als einführendes Lehrbuch zugesprochen werden kann, weil es Lust auf eine weitergehende Beschäftigung mit der Thematik und ihrer theoretischen Einbettung macht – Literaturhinweise stehen ja im Anhang.

PETER F. N. HÖRZ

15 Arter, Melanie: Melissa Harris-Perry: Can Someone Be Cis-Black or Trans-Black?, *scnsnews*, 15. 6. 2015, [www.cnsnews.com/news/article/melanie-hunter/melissa-harris-perry-can-someone-be-cis-black-or-trans-black](http://www.cnsnews.com/news/article/melanie-hunter/melissa-harris-perry-can-someone-be-cis-black-or-trans-black), 11. 2. 2022.

16 Beinahe zeitgleich mit Sanyals Buch erschien das aktuelle Werk der deutschen Linken-Politikerin, in welchem sie unter anderem Stimmung gegen Poststrukturalismus und Gender-Studies macht und sich gegen eine aus Marotten gespeiste Identitätspolitik wendet. Sahara Wagenknecht: *Die Selbstgerechten*. Frankfurt am Main, New York 2021.

17 Das Akronym steht für ‹Trans-Exclusionary Radical Feminism› und somit für einen Feminismus, der die Idee von Transgeschlechtlichkeit, vor allem im Hinblick auf Transfrauen, bestreitet.

**Martin Scharfe: Das Herz der Höhe.  
Eine Kultur- und Seelengeschichte des  
Bergsteigens.**

Berlin: Schwabe, 2021, 429 S., Ill.

Martin Scharfe hat sich nach seinem grossen Buch *Berg-Sucht. Eine Kulturgeschichte des frühen Alpinismus 1750–1850* (2007) und nach seinem entlang von 66 Bildzeugnissen erzählten Band *Bilder aus den Alpen. Eine andere Geschichte des Bergsteigens* (2013) nochmals der Geschichte des Alpinismus und des Bergsteigens angenommen. Er rückt dabei sein, wenn man so will, von persönlichen Neigungen angetriebenes wissenschaftliches Lebensthema in den Horizont einer Geschichte des Leibes, der Wahrnehmungen und Empfindungen. Das Buch führt dazu 19 seit 1993 entstandene Texte zusammen. Die meisten davon wurden in den Jahren nach 2000 bereits an verschiedenen Orten erstmals publiziert, einige wenige greifen auf unveröffentlichte Vorträge und Manuskripte zurück.

Durch die sorgsame Anordnung der Texte und die spürbar grosse Mühe, die in die Edition investiert worden ist, ist ein überzeugender Erzählbogen gelungen, was zu den zuerst zu nennenden, weil für diese Art von Veröffentlichung nicht immer selbstverständlichen Qualitäten dieses Bandes gehört. Man folgt, trefflich angeleitet durch eine kurze Einführung *Seelenarbeit*, mit echtem Lesevergnügen den in Umfang und Duktus recht inhomogenen Kapiteln, die Martin Scharfe zu sieben (er selbst würde sagen: als Wegweiser dienenden Abschnitten) zusammengestellt hat. Sie heissen nach dem *Zu Beginn* der erwähnten Einführung *Voraussetzungen, Anfänge, Prozesse, Die neue Frechheit, Neue Blicke, Pathosformeln, Unterwerfungen, Oben drüber und Statt eines Rückblicks*. Die andere Qualität, die gleich eingangs hervorzuheben ist, hat mit dem zweiten grossen Thema zu tun, das Martin Scharfes Œuvre seit seinen

frühesten Arbeiten durchzieht und dem er unter anderem die ebenfalls nach seiner Emeritierung erschienene Monografie *Über die Religion. Glaube und Zweifel in der Volkskultur* (2004) gewidmet hat. Die Frage nach dem Bergsteigen als einer die Grenzen des Säkularen auslotenden Praxis mit all ihren widersprüchlichen Selbstausslegungen und Legitimierungen, ihren Ängsten und Überwindungen, ihren Formen des Glaubens und Nichtglaubens verleiht dem Band nämlich seine Kohärenz gebende Perspektive, ja sie ist – auf vielerlei Art produktiv variiert und an unterschiedlichstem Material entwickelt – so etwas wie der rote Faden, der Höhenmessungen, Ausrüstungsfragen und Sinnesgeschichten, Bergfotografie, Passfahrt und Gipfelzeichen miteinander verknüpft. Diese Perspektive zeichnete Scharfes Beiträge schon zur Zeit ihres erstmaligen Erscheinens aus und verlieh ihnen einen Standort, der weder einfach dem älteren und mitunter recht banalen kulturgeschichtlichen Narrativ folgt, noch sich in der Fixierung auf Diskurs und Repräsentation verliert, wie das für einen Teil der jüngeren wissens- und medienhistorisch orientierten Beschäftigungen mit dem Thema zu konstatieren ist.

Hier ist nicht der Platz, um im Detail auf die Gegenstände und Argumente der einzelnen Kapitel einzugehen. Einige Glanzlichter seien jedoch in aller Kürze skizziert, weil sie zumeist auch für mehrere Texte stehen, die für die Veröffentlichung neu arrangiert worden sind, und einen guten Einblick in Scharfes Arbeitsweise wie auch die kulturtheoretische Ausrichtung seines Versuchs einer Neuerzählung der «Geschichte der kulturellen Aneignung der Alpen» (Kap. 3) erlauben. Dass Scharfe die Verbindung von mikro- und makroperspektivischem Arbeiten meisterhaft beherrscht, wissen alle, die seine jüngeren und älteren Schriften kennen. Dies ist bei ihm nicht nur ein methodisches Prinzip, sondern verleiht seinen Texten, ohne dass sie sich

im Detail verlieren, auch ein hohes Mass an Anschaulichkeit und historischer Plausibilität. In den Fallstudien dieses Buches ist es unter anderem die wiederkehrende Aufmerksamkeit für «kulturelle Szenen», mit der dieser Anspruch eingelöst wird. Sie sind ihm primär Schlüssel zu einer Anthropologie des Wandels der Begegnungen mit der inneren und äusseren Natur in den vergangenen gut zweihundert Jahren, sie erlauben ihm aber zudem die Verortung der dabei beobachteten Denk- und Handlungsweisen in den Machtverhältnissen und Widersprüchen der sich entwickelnden modernen Gesellschaft. Genaues Hinsehen, und zwar nicht nur auf Texte, sondern auch auf Bilder und die Beziehungen zwischen Text und Bild, zeichnen seine im besten Wortsinn hermeneutische Kulturanalyse aus – diese in hohem Masse eigenständige, zuweilen auch etwas eigensinnig anmutende Fortentwicklung einer volkskundlichen Kulturwissenschaft, in der das allgemein am Menschen und seinen kollektiven Denkstilen und Handlungsmöglichkeiten orientierte Interesse von der volkskundlich geschulten Aufmerksamkeit für das Alltägliche, das banal Anmutende profitiert.

Zu den «kulturellen Szenen» hält Scharfe in seinen knappen methodologischen Überlegungen fest, «sie werden nicht erdacht oder geplant, sondern sie werden *getan*». Er versteht sie als «kulturelle Handlungen; sie sind Ensembles oder Tableaus von kulturellen Handlungen, die allein das Ziel haben, Ausdruck zu sein» (S. 83, Hervorhebung im Original). Mit besonderem Ertrag in den Blick nimmt er etwa die der Besteigung des Watzmann durch Valentin Stanig im Jahr 1800 und das sich durch seinen Bericht ziehende vorsichtige Abrücken von alten Glaubenspraktiken und Denkbildern, das in den ritualisierten Vermessungsarbeiten, aber auch in Gesten des schlechten Gewissens seinen Ausdruck findet. Hier wie in zahlreichen anderen Szenen werden diese Gegensätze alten und

neuen Denkens auch personifiziert, indem die Handlungen der bürgerlich gebildeten frühen Bergsteiger mit denen der einheimischen Führer kontrastiert werden, beispielhaft etwa in der Auseinandersetzung mit der Ersteigung des Monte Rosa 1820 und der «theoretischen Neugier», durch die sich die «Bergreisenden» von den «Berglern» auch in ihrem Tun zu unterscheiden trachteten (vgl. Kap. 5).

Nicht weniger eindrücklich sind Scharfes Überlegungen über die Jahre, ja Jahrzehnte geschärfte Einsichten in die Geschichte der Gipfelzeichen und Kreuzsetzungen, die prominent platziert am Ende des Buches *Statt eines Rückblicks* (Kap. 20), schwerpunktmässig aber unter dem warburgschen Begriff der «Pathosformel» subsumiert und mithin als «Aussagen über das Unsagbare» rekonstruiert werden. Seine Beschäftigung mit dem im Titel des längst klassisch gewordenen Textes *Kruzifix mit Blitzableiter* (Kap. 13) aufgehobenen Widerspruch ist auch beim Wiederlesen noch voll der überraschenden Anregungen, führt sie doch mit sensiblem Blick für die Töne und Zwischentöne, Schauseiten wie verborgenen Details der Text- und Bildquellen zu den Gipfelzeichen etwa am Großglockner, Ortler und Erzberg die zeitgenössische «Ahnung der (Abgründe) [...] des Fortschrittsprozesses der Moderne» vor Augen (S. 196). So werden die frühen Kreuze lesbar als Zeichen des Abtragens einer Schuld, die der der Neugier sich hingebende aufgeklärte Mensch auf sich geladen hat (vgl. S. 334).

Bei einem auf frühere Veröffentlichungen zurückgreifenden Band dieser Art sind naturgemäss gewisse Redundanzen unvermeidlich. Man mag sich vielleicht daran stören, wenn man manchem Zitat und mancher Formulierung mehrfach begegnet. Aber so können einerseits die einzelnen Abschnitte und Kapitel weiterhin für sich bestehen, andererseits geben sie nicht zuletzt auch einen Einblick in Scharfes Arbeitsweise, der seine früheren Materia-

lien und Exzerpte offensichtlich wiederholt mit neuen, auf älteren aufbauenden Fragen konfrontiert und somit in nuanciert andere Perspektiven gerückt hat. Diesen Gedankengängen im Kontinuum der aus drei Jahrzehnten stammenden Texte zu folgen, ist ein zusätzliches Lesevergnügen. Schade nur, dass nach den einführenden *Ideen zur Seelen- und Geschlechtergeschichte des Alpinismus* (Kap. 2) neben der generellen Aufmerksamkeit für die leibliche Dimension jene für Geschlecht (und hier insbesondere von Männlichkeit) wieder weitgehend aus dem Blick gerät.

Der gelungenen, sorgfältig bebilderten und gut ausgestatteten Edition sind viele Leserinnen und Leser zu wünschen – nicht zuletzt und ganz besonders aus dem Kreis jüngerer Forschender, die oftmals mit dieser Art von Kulturwissenschaft und vor allem mit den darin präsenten Wissensbeständen nicht mehr vertraut sind. Die Lektüre von Martin Scharfes immer scharfsinnigen und auf ihrem Gebiet bahnbrechenden Beiträgen kann so vielleicht eine neue Brücke von der aktuellen Begeisterung für Ansätze etwa der Phänomenologie und der materiellen Hermeneutik in der Kulturanthropologie zu den für unser Fach nach wie vor relevanten historischen Lebenswelten Europas und insbesondere des Alpenraums seit der Aufklärung schlagen.

BERNHARD TSCHOFEN

**Lena Westhoff: Das historische Kartonmodell als Bildungsmedium. Beispiele ausgewählter Kartonmodellbögen, erschienen im J. F. Schreiber Verlag (Kontext Kunst – Vermittlung – Kulturelle Bildung 28).**

Baden-Baden: Tectum, 2021, 242 S., Ill.

Der vorliegende Band ist die Publikation einer 2018 an der Fakultät für Kulturwissenschaften der Universität Paderborn, Institut für Kunst, eingereichten

Dissertation. Lena Westhoff bearbeitet die Frage nach der pädagogischen und didaktischen Bedeutung von Kartonmodellbögen im historischen Kontext. «Ziel soll es sein, historische Kartonmodellbögen des J. F. Schreiber Verlags auf ihren Bildungsgehalt hin zu überprüfen.» (S. 2)

Die Arbeit ist klassisch aufgebaut. Nach Abstract und Danksagung folgt eine Einleitung, in der definiert wird, was ein Kartonmodell ausmacht (Kap. 1.1), welche interdisziplinären Modellbegriffe diskutiert werden (Kap. 1.2) und wie der Forschungsstand und die Archivsituation aussehen (Kap. 1.3). Einzelne Vorstellungen von Modell werden nebeneinandergestellt und zusammengedacht. Hierauf bezieht sich Westhoff in den folgenden Kapiteln immer wieder, unter anderem auf die Arbeit von Bernd Mahr (Mahr, Bernd: Visuelle Aspekte von Modellen. In: Reichle, Ingeborg et al. [Hg.]: Visuelle Modelle. Paderborn: Wilhelm Fink, 2008, 41-55.): «Zweitens postuliert das Modell des Modellseins, dass das aufgefasste Modell und der entsprechende Gegenstand immer in einem Zusammenhang stehen, indem das Modell sowohl das Modell *von* etwas und das Modell *für* etwas ist.» (S. 10)

In *Die Didaktik der Modelle – das Analysemodell für historische Kartonmodellbögen* (Kap. 2) unterscheidet Westhoff materielle Modelle von Denkmodellen. Sie zeigt, warum «diese Arbeit sich vornehmlich mit der Auffassung von Kartonmodellen als materiellen Modellen beschäftigt» (S. 19), geht auf ihr methodisches Vorgehen ein, auf ihre «für die Arbeit entwickelte Analyse» (S. 22) und stellt die einzelnen Schritte vor (S. 23).

Daran schliessen *Die Geschichte des J. F. Schreiber Verlags* (Kap. 3) und *Das Kartonmodell als historisches Bildungsmedium* (Kap. 4) an. Kapitel 4 zeigt die historische Entwicklung der Kartonmodellbogenproduktion, ihrer Vorläufer und Voraussetzungen auf. Es folgen zwei Kapi-

tel (Kap. 5 und 6) zu Bildungs-, Lern- und Pädagogikaspekten.

In *Einflüsse der Reformpädagogik als Bestandteil der Lebensreform* (Kap. 5) wird nach dem Einfluss pädagogischer Strömungen auf die inhaltliche Gestaltung der Kartonmodellbögen gefragt (S. 51). Es geht vor allem um den Einsatz in Schulen, aber auch in der Freizeit. Dabei werden die Kartonmodellbögen (auch Aufstellbögen) in ihrem Einsatz unter unterschiedlichen pädagogischen Aspekten im Zeichenunterricht besprochen (Kap. 5.1). In *Der Handarbeits- und Handfertigkeitsunterricht* (Kap. 5.2) geht es um die historische Diskussion um den erzieherischen Wert der Übung und Ausübung von Handfertigkeiten für Gesellschaft und Individuum. Es folgt ein kurzer Teil zum Einsatz von Wandbildern im Unterricht (Kap. 5.3). In *Die Arbeitsschule und der Arbeitsunterricht* (5.4) wird das Konzept der Arbeitsschulen beziehungsweise des Arbeitsunterrichts in seiner historischen Aushandlung und Umsetzung diskutiert und die Kartonmodellbögen im jeweiligen Einsatzbereich und auf den didaktischen Nutzen hin besprochen. In Kapitel 5.5 geht Westhoff auf die künstlerische und ästhetische Bildung der Kunsterziehungsbewegung ein und stellt Verbindungen zur Arbeitsschulbewegung her. Die Münchner Künstlermodellierbögen des Verlags J. F. Schreiber (10 Abbildungen) werden vorgestellt, auf ihre Nutzungsmöglichkeiten (Limitierung, Öffnung kreativen Raums) befragt und beschrieben und ihre Darstellungsweise wird besprochen. Die Rolle des Kunstschaffenden, der die Modellbögen gestaltet hat, wird eingeordnet. In *Heimatkunde* (Kap. 5.6) liegt das Interesse vorwiegend auf «ländliche[r] Idylle» (S. 96), zwei Abbildungen zeigen Beispiele «volks- und heimatkundlicher Bögen» (S. 97).

In *Das Potenzial der Modelle im Bereich des informellen Lernens* (Kap. 6) wird der Umgang mit Kartonmodellen im Freizeitbereich in den Blick genommen

und festgestellt, «dass beim Umgang mit Kartonmodellen zu Hause die gleichen Lernprozesse wie in der Schule stattgefunden haben können» (S. 101). Auch das Spielen von Erwachsenen auf dem Boden in selbstgebauten Modelllandschaften wird kurz vorgestellt. «Die Modelle lieferten die Welt im Kleinformat.» (S. 114)

Die methodische Grundlage von *Die Analyse ausgewählter Kartonmodelle* (Kap. 7) bildet Westhoffs eigens entwickeltes Analysemodell. Eingangs nennt sie unter anderem «äußere Quellenkritik», «Nennung des Motivs sowie Einordnung der Modellhaftigkeit nach Mahr», «Bildanalyse», «relevante Punkte des historischen Kontextes der Entstehungszeit» und «didaktische Analyse» als handlungsleitend. Es geht ihr um «Rezeption und Wirkung der syntaktischen Form» und «um die Frage nach möglichen Lerninhalten und Adressaten» (S. 115). Die Analysen folgen den Themenbereichen *Volks- und heimatkundliche Bau- und Aufstellbögen* (Kap. 7.1.1), *Schreibers volks- und heimatkundliche Bauhefte* (Kap. 7.1.2) und *Die kulturgeschichtlichen Baubögen* (Kap. 7.1.3). An Beispielen mit vielen Abbildungen werden Modellbögen besprochen und – mit anderem Quellenmaterial, historischer Kontextualisierung und dem in den vorhergehenden Kapiteln erarbeiteten Wissen – gefasst. Die Bögen verweisen auf Wissensproduktionen und Vorstellungen und deren Einsatz in pädagogischen Zusammenhängen. Die Bedeutung von Volks- und Heimatkunde in bestimmten Zeiten, der Wandel von Geschichtsauffassungen und Darstellungen im Zusammenhang mit Kolonialismus und Rassismus werden zur Sprache gebracht.

In *Kartonmodelle als Spielzeug* (Kap. 8) wird auf die lebensweltliche Nutzung im historischen Kontext eingegangen. In Kapitel 8.1 geht es um Modellbaubögen, die sich mit vergangenen und gegenwärtigen kriegerischen Auseinandersetzungen befassen beziehungsweise solche nachbil-

den, sich häufig zum Kriegsspiel eignen und unter anderem mit Zinnsoldaten beispielbar waren. Zudem gab es nicht beispielbare Aufstellbilder und Ofenmodelle. Insbesondere in der Zeit vor und während des Ersten Weltkriegs spielt der Krieg eine grosse Rolle. Lazarette werden genauso ins Programm aufgenommen wie Schützengräben (Kap. 8.2). Für die Zeit der Weimarer Republik und die Jahre der nationalsozialistischen Herrschaft bis zum Zweiten Weltkrieg werden die Themen der Modellbögen aufgezeigt und historisch verknüpft (Kap. 8.3). Es wird auf die Vermarktung als günstiges Spielzeug und auf Veränderungen im Alltag – etwa mehr Freizeit – hingewiesen und die Reaktion des Verlags J. F. Schreiber auf den Nationalsozialismus besprochen. 1933 nahm er unter anderem das Kartonmodell «Das Braune Haus in München» ins Programm auf.

Der Band endet mit einem kurzen Resümee (Kap. 9) – die «vorliegende Arbeit zeigt, dass historische Kartonmodellbögen ihren pädagogischen Bildungsgehalt aus heutiger Sicht sehr prägnant offenbaren» (S. 206) – und einem Ausblick auf weitere Forschungsfragen. Der Anhang (Kap. 10) enthält eine Quellenauswahl.

Der Band ist geeignet für alle, die sich für Kartonmodellbögen in ihrer historischen Bedeutung und ihrer Entwicklung als Bildungsmedium interessieren. Die Abbildungen und Beispiele beleben den Band und geben Einblicke in die Vielfalt der Kartonmodelle. Auch wenn die Arbeit an einigen Stellen etwas mehr in die Tiefe gehen könnte, ist sie sicher hilfreich für alle, die sich für Kartonmodellbögen – gerade auch als Bildungsmedium – interessieren.

SIMONE STIEFBOLD

**Wilke, Inga, Gregor Dobler, Markus Tauschek und Michael Vollstädt (Hg.): Produktive Unproduktivität. Zum Verhältnis von Arbeit und Muße (Otium. Studien zur Theorie und Kulturgeschichte der Muße, 14).**

Tübingen: Mohr Siebeck, 2020. 315 S.

Die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit Grenzziehungen zwischen Arbeit und Freizeit reicht weit zurück. Auch der Begriff der Musse ist inzwischen, besonders seit der Bearbeitung durch den Freiburger SFB 1015, gut erforscht und einer zunehmenden Differenzierung zugeführt worden. Dieser Sonderforschungsbereich ist es auch, auf den der Tagungsband *Produktive Unproduktivität* zurückgeht. Der Band ist interdisziplinär zusammengestellt: Historisch, wirtschaftswissenschaftlich, soziologisch, ethnologisch, kulturwissenschaftlich, philosophisch und (organisations)psychologisch argumentierende Beiträge werden darin zueinandergestellt (leider gibt es kein Autor:innenverzeichnis) und es wird deutlich, dass der Forschungszusammenhang bereits auf vertieften interfachlichen Debatten fusst.

Ähnlich wie der Begriff der Freizeit wurde auch «Musse» lange als Gegenpol zur Arbeit gedacht. Aber anders als Freizeit sollte Musse keinerlei Produktivitätserwartung mit sich bringen. Der SFB definiert Musse als «abgegrenzte Perioden von Freiheit von temporalen Zwängen, die mit der Abwesenheit einer unmittelbaren, die Zeit beschränkenden Leistungserwartung verbunden sind», und verbindet diesen subjektiven Eindruck von Freiheit mit der Option, dass daraus «Produktivität neuen Tuns erwachsen» könne (vgl. Dobler, Gregor; Riedl, Peter Philipp [Hg.]: *Musse und Gesellschaft [Otium. Studien zur Theorie und Kulturgeschichte der Muße 5]*. Tübingen 2017, S. 1). Musse wird also nicht als Antipode der Arbeit, sondern der entfremdeten Arbeit gedeutet. Zugleich

wird definiert, dass Musse, anders als Langeweile, mit positiven Emotionen verbunden wird (S. 161) und dass sich aus ihr ein ethischer Wert ergibt, der, ähnlich der Freizeit, die Produktivität zu einem späteren Zeitpunkt begünstigt, der Ideen freisetzt, Kreativität fördert.

Musse war konzeptionell zwar schon lange mit Produktivität verbunden, doch war die Vorstellung verbreitet, dass Musse nur indirekt, nicht zum Zeitpunkt ihrer Erfahrung mit Arbeit in Zusammenhang stehe. Diese Prämisse stellt *Produktive Unproduktivität* grundsätzlich infrage und lässt Mussepraktiken, die mit Arbeit zusammenfallen, und deren Grenzen verschieben sowie damit zusammenhängende Sinnzusammenhänge (S. 201) ausser Betracht.

Die Einleitung führt informativ in die Prämissen des Mussebegriffs ein und verweist auf Vorarbeiten insbesondere aus dem eigenen Sonderforschungsbereich, der Philosophie und der Geschichtswissenschaft. Der Sammelband bündelt dann drei die historische Dimension von Musse vertiefende Beiträge: zu Musse als Adelsarbeit, also als Arbeit am sozialen Kapital (Karen Lambrecht), zu Musse als Verhandlungsobjekt zwischen Religiosität und Tüchtigkeit in der frühen Neuzeit am Beispiel der Debatte um die Reduktion und moralisch integre Ausgestaltung von Feiertagen (Albert Schirrmeister) sowie zu «Muße-in-Arbeit» und «Muße-als-Arbeit» im industriellen Zeitalter unter Fabrikarbeiter:innen (Marco Swiniartzki). Diese Beiträge verhandeln die Begriffs- und Diskursgeschichte von Musse, machen darauf aufmerksam, dass das Otium nicht allein deshalb auf Macht verweist, weil die Chancen, sich ihm hinzugeben, ungleich verteilt sind und sich Mussepraktiken als Distinktionspraktiken erweisen, sondern auch, weil Musse als Eigensinn Kontrollvorgänge durchbrechen kann, weil Musseräume eingenommen und erkämpft werden, wodurch der Bereich der entfremdeten Arbeit begrenzt wird.

Welche Praktiken sind es aber, die Musse bringen? Ist es der Gang in die Wirtschaft am kirchlichen Feiertag, das Faulenzen während vorgetäuschter Arbeit, das Ausüben einer Gastgeberrolle beim Trinkgelage oder der sexuelle Übergriff in der Arbeitspause? Die Problematik der Begrenzung des Phänomens und ihre Reflexion ziehen sich durch den gesamten Band, ist Musse doch – anders als Freizeit – nicht Gegenstand politisch-sozialer Verhandlungen, sondern eine höchst individuelle Erlebnis- und Sinnkategorie, die einer Praxis oftmals erst im Nachhinein zugeschrieben wird, was das Deuten der Quellen zur Spekulation macht (Swiniartzki und Dobler machen darauf aufmerksam). Problematisch an dieser Erkenntnis, dass Musse nur schwer zu fassen ist, ist allerdings, dass damit in einzelnen Beiträgen der Eindruck entsteht, «Freizeit» liesse sich leicht von «Arbeit» abgrenzen.

Fragen nach dem Erleben und Bewerten von Tätigkeiten bei oder während der Arbeit stellen sich als Fragen nach der «Entgrenzung von Arbeit und Leben» heraus. Daher gehen gleich mehrere Beitragende der Frage nach, wie sich Arbeit und Leben in ihrem Forschungsbereich zueinander verhalten, machen also Entgrenzung in der Adelsarbeit, im Unternehmertum, in der Kreativindustrie, unter Industriearbeiter:innen oder in Selbstoptimierungsangeboten zum Thema und reflektieren theoretische Zugänge zur Erfahrung, nicht produktions- oder zweckgebunden Zeit zu verbringen (Strategien versus Taktiken, Heterotopien, Möglichkeitsräume).

In der Auseinandersetzung mit Grenzbeziehungen, die sich historisch sowie aus technologischen Entwicklungen ergeben, kommen die Beitragenden immer wieder darauf zu sprechen, wie das Verhältnis von Musse zum Ökonomischen und zu Anforderungen der Zeit (Feudalismus, Industrialisierung, Fordismus, Neoliberalismus etc.) gestaltet ist. Diesem Interesse folgend

sind sehr viele Beiträge der Überschrift «Muße, Arbeit, Ökonomien» untergeordnet – eine etwas engere Einteilung hätte gutgetan, liessen sich doch prinzipiell alle Beiträge darunter subsumieren. Michael Vollstädt untersucht Unternehmertum als mussevolle Tätigkeit in der ökonomisierten Spätmoderne. Der Beitrag von Stephanie Sommer verdeutlicht, angestossen durch eine fiktionale Erzählung, wie Arbeit in einer technisierten und digitalisierten Welt zum Menschsein steht. Jürgen P. Rinderspacher untersucht das freie Wochenende als kollektive Ruhezeit mit erhöhtem Mussepotenzial im Hinblick auf seine Zukunftsfähigkeit zwischen wirtschaftlichen und kulturellen Interessen. Erika Spieß und Julia A. M. Reif verdeutlichen aus arbeits- und organisationspsychologischer Sicht Bezüge zwischen Stress und Musse und die Bedeutung einer gelassenen Haltung in Arbeitskontexten. Musseangebote und ihr transformativer Charakter werden von Markus Tauschek und Inga Wilke untersucht, die dafür plädieren, Musse immer im Lichte gesellschaftlicher Transformationen zu untersuchen. Und Jochen Gimmel betont die Bedeutung eines Sinnzusammenhangs als Bindeglied zwischen Musse und Arbeit. Er verfolgt und kritisiert entlang philosophischer Denkschulen das Primat der Arbeit.

Unter der Überschrift «Orte der Muße – Orte der Arbeit» sind Beiträge versammelt, die entweder räumlich-architektonischen Fragen zu Musse nachgehen. So untersucht Christian Timo Zenke historische Schularchitekturen und pädagogische Mussekonzepte als Hinweise auf ein im Wandel befindliches Verständnis von Schule. Oder die «Orte» der Musse stellen sich als imaginierte Landschaften dar, wie in Melina Munz' Analyse kontemporärer indischer Literatur. Interviews mit drei Männern, die ihren Ruhestand in Thailand verbringen und ihre freie Zeit mit Tätigkeiten füllen, die andernorts als Musse gefasst würden,

von ihnen aber als Arbeit definiert werden, werden im Beitrag von Raphael Reichel vorgestellt, womit zugleich verdeutlicht wird, dass Musse eine Kategorie ist, die auf Zuschreibung angewiesen ist. Der «Ort» ist hier lediglich in der Abwendung vom Heimatort relevant. In Ute Sonnleitners Beitrag über Musseräume von Künstler:innen im deutschsprachigen Theaterwesen um 1900 werden hingegen erneut Fragen nach der Raumzeitlichkeit aufgegriffen und auf das der Musse zugeschriebene Kreativitätspotenzial bezogen.

Einen zusammenführenden Beitrag liefert der über den Sammelband hinweg sehr viel zitierte Gregor Dobler dankenswerterweise selbst. Er reflektiert über Herausforderungen in Methoden und Zugängen, die unterschiedlichen Subjektverständnisse in den Beiträgen und gibt vier Perspektiven auf das Verhältnis von Musse und Arbeit vor, die in den Beiträgen gelegentlich aufscheinen: 1. Musse gegen Arbeit, 2. Musse in Arbeit, 3. Arbeit als Musse und 4. Musse als Arbeit.

Manche Zugänge zur Musse in *Produktive Unproduktivität* vermitteln den Eindruck einer Bewertung. So scheint es, dass eine Tätigkeit automatisch dann besser sei, wenn sie *nicht* verwertet wird. Auch die Suche nach Eigensinn, Selbsta Ausdruck, Selbstentfaltung, Selbstsorge, Utopie und Loslassen in Musse und überhaupt nach Möglichkeiten zu Musse folgt teils moralischen Einordnungen, die gelegentlich aber auch expliziert oder hinterfragt werden (insbesondere in Einleitung und Schluss).

Auch wenn der SFB 1015 abgeschlossen ist, zeigen sich im vorliegenden Sammelband noch Anknüpfungspunkte für künftige Forschungen. Weiter zu studieren wären etwa Zugänge, die Vorannahmen hinterfragen helfen zum Müsiggang des Adels (S. 15 ff.), zu klaren Abgrenzungen zwischen Musse und Arbeit im industriellen Zeitalter (S. 70), zur Idealisierung von Arbeitsamkeit (S. 199 ff.) oder Zugänge,

die Hinweise auf Gewalt in Musse geben (S. 80), auf die Abwesenheit von Stress als Grundbedingung von Musse deuten (S. 170) und die zunehmende Individualisierung von Ruhezeiten aufzeigen (S. 150). Die Begriffe Potenzialität, Chance und Möglichkeit erweisen sich über alle Beiträge hinweg als Vokabeln, von denen Musse wesentlich abhängt. Mussepoteziale sollen gefördert werden, Musseräume bei der Selbstsorge helfen, Chancen auf Musse durch mehr freie Zeit gesichert oder Entfaltungsmöglichkeiten in freier Zeit verortet werden, um Arbeit einzugrenzen oder Produktivität zu steigern. Auch diese «Mussestochastik» könnte weiter vertieft werden.

CHRISTINE HÄMMERLING

## Eingesandte Bücher

- BÄTZING, Werner: Alm- und Alpwirtschaft im Alpenraum. Eine interdisziplinäre und internationale Bibliographie. Bad Hindelang: Marktgemeinde Bad Hindelang, 2021, 348 S., III.
- BLANC, Jean-Daniel: Die wilde und die zahme Sihl. Zürich: hier + jetzt, 2021, 259 S., III.
- FISCHER, Norbert (Hg.): Zwischen Wattenmeer und Marschenland. Deiche und Deichforschung an der Nordseeküste. Stade: Landschaftsverband der ehemaligen Herzogtümer Bremen und Verden, 2021 (Schriftenreihe des Landschaftsverbandes der ehemaligen Herzogtümer Bremen und Verden, 57), 213 S., III.
- FUCHS, Karin, Paul Eugen GRIMM und Martin STUBER (Hg.): Nutzen und schützen. Johann Coaz (1822–1918), der Wald und die Anfänge der schweizerischen Umweltpolitik. Zürich: hier + jetzt, 2021, 275 S., III.
- HEINZER, Nikolaus: Wolfsmanagement in der Schweiz. Mensch-Umwelt-Relationen in Bewegung. Diss. Universität Zürich 2020 (Zürcher Beiträge zur Alltagskultur, 29), Zürich: Chronos, 2022, 512 S., III.
- JORIS, Elisabeth und Martin WIDMER: Mutters Museum. Das Oberhaus und die ländliche Oberschicht am Zürichsee. Zürich: hier + jetzt, 2021, 319 S., III.
- KESSLER, Rico: Stolze Kühe, krumme Rüebli. Unser Leben als Kleinbauern. Zürich: hier + jetzt, 2022, 208 S., III.
- KRAHN, Yonca: Triathlon – auf der Strecke und darüber hinaus. Eine Ethnografie zur Erfahrung von Körper, Bewegung und Raum. Diss. Universität Zürich 2019 (Zürcher Beiträge zur Alltagskultur, 27), Zürich: Chronos, 2022, 400 S., III.
- KRANKENHAGEN, Stefan: All these things. Eine andere Geschichte der Popkultur. Metzler: Stuttgart, 2021, 385 S.
- MARCHAND, Trevor J. H.: The Pursuit of Pleasurable Work. Craftwork in Twenty-First Century England. Oxford: Bergahn Books, 2021, 482 S., III.
- SACHERER, Maren (Hg.): Überfällig – Überflüssig. Beiträge der Studierendtagung 2019. Wien: Verlag des Instituts für Europäische Ethnologie, 2021 (Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Ethnologie der Universität Wien, 50), 103 S., III.
- SAGIR, Fatma (Hg.): Rocking Islam. Music and the Making of New Muslim Identities. Münster: Waxmann, 2021 (Freiburger Studien zur Kulturanthropologie, 4), 190 S.
- SAMIDA, Stefanie (Hg.): Der Gürtel. Mehr als nur ein modisches Accessoire. Berlin: Vergangenheitsverlag, 2022, 81 S., III.
- SCHÜPPEL, Latjaroma Christa: Fasten, Lehren, Heilen. Die Indienreise des Apostels Thomas in mittelalterlichen Manuskripten. Berlin: Reimer, 2021, 360 S., III.
- SCHUMACHER, Beatrice: Uetikon und seine Chemie. Eine Beziehungsgeschichte. Zürich: hier + jetzt, 2022, 160 S., III.
- SYMANCZYK, Anna: Der perfekte Klang der Dinge. Produkt-Sound-Design im emotionalen Kapitalismus. Berlin: Panama, 2021, 271 S.
- TORZEWSKI, Christiane: Heimat sammeln. Milieus, Politik und Praktiken im Archiv für westfälische Volkskunde (1951–1955). Münster: Waxmann, 2021 (Münsteraner Schriften zur Kulturanthropologie/Europäischen Ethnologie, 22), 190 S.
- TREICHLER, Hans Peter: Zürich. Ein historisches Porträt. Zürich: hier + jetzt, 2021, 304 S., III.

VELTEN SCHÄFER, Eckehart: Dogtown und X-Games – die wirkliche Geschichte des Skateboardfahrens. Körper, Räume und Zeichen einer Bewegungspraktik zwischen Pop- und Sportkultur. Bielefeld: transcript, 2020, 348 S.

VEREINIGUNG DER WALLISER MUSEEN (Hg.): Voyage à travers le paysage muséal valaisan / Reise durch die Walliser Museumslandschaft. Zürich: hier + jetzt, 2021. 149. S., Ill.

Stand, 28. Februar 2022

## AutorInnen

Tabea Buri, MA, Museum der Kulturen Basel, Münsterplatz 20, 4001 Basel  
tabea.buri@bs.ch

Julian Genner, Dr. phil., Institut für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie, Albert-Ludwigs-Universität Freiburg, Maximilianstr. 15, D-79100 Freiburg i. Br.  
julian.genner@kaee.uni-freiburg.de

Laila Gutknecht, MA, ISEK - Institut für Sozialanthropologie und Empirische Kulturwissenschaft, Universität Zürich, Affolternstrasse 56, 8050 Zürich  
Laila.gutknecht@uzh.ch

Anna Lehninger, Dr. phil., Schweizerisches Institut für Kinder- und Jugendmedien SIKJM, Georgengasse 6, 8006 Zürich  
info@annalehninger.com

Christine Lötscher, Prof. Dr. phil., ISEK - Institut für Sozialanthropologie und Empirische Kulturwissenschaft, Universität Zürich, Affolternstrasse 56, 8050 Zürich  
christine.loetscher@uzh.ch

Iris Ritzmann, Prof. Dr. phil., Titularprofessorin für Medizingeschichte, Universität Zürich, iris.ritzmann@ibme.uzh.ch, Head von kompass A: Akademisches Coaching und wissenschaftliche Projekte, Schaffhauserstrasse 316, 8050 Zürich  
iris.ritzmann@kompass-a.ch

Johanna Rolshoven, Prof. i. R. Dr. phil., Institut für Kulturanthropologie & Europäische Ethnologie, Karl-Franzens-Universität Graz, Attemsgasse 25/I, A-8010 Graz  
johanna.rolshoven@uni-graz.at

Ulla Schmid, Dr. phil. cand. med., freie Philosophin, lukull – skeptisch philosophieren! www.lukull.ch, Masterstudentin Humanmedizin, Universität Basel  
ulla.schmid@unibas.ch

Eberhard Wolff, Prof. Dr. rer. soc., Titularprofessor für Kulturanthropologie, Seminar für Kulturwissenschaft und Europäische Ethnologie, Universität Basel, Rheinsprung 9/11, 4051 Basel  
eberhard.wolff@unibas.ch  
ISEK – Institut für Sozialanthropologie und Empirische Kulturwissenschaft, Universität Zürich, Affolternstrasse 56, 8050 Zürich  
eberhard.wolff@uzh.ch

## Richtlinien für die AutorInnen

Die wissenschaftliche Zeitschrift Schweizerisches Archiv für Volkskunde (SAVk) veröffentlicht Originalarbeiten (Abhandlungen, Debatten, Forschungsberichte und Miszellen) zu volkskundlich-alltagskulturellen, kulturanthropologischen, regionaletnografischen und kulturwissenschaftlichen Themen und diesbezügliche Besprechungen über Neuerscheinungen. Die Abhandlungen erscheinen auf Deutsch, Französisch, Italienisch und Englisch und umfassen maximal 45 000 Zeichen (inklusive Leerzeichen und Abstract).

Originalarbeiten sind in digitalisierter Form an das Herausgeberteam Dr. Sabine Eggmann (sabine.eggmann@unibas.ch) und Ass.-Prof. PD Dr. Konrad J. Kuhn (konrad.kuhn@uibk.ac.at) einzureichen. Buchbesprechungen sind direkt an die Verantwortliche für die Rezensionen, Dr. Meret Fehlmann (fehlmann@isek.uzh.ch), einzureichen.

Richtlinien zur formalen Gestaltung der Beiträge finden sich unter [www.volkskunde.ch/sgv/publikationen/zeitschriften/schweizerisches-archiv-fuer-volkskunde](http://www.volkskunde.ch/sgv/publikationen/zeitschriften/schweizerisches-archiv-fuer-volkskunde).

Die Auswahl der Beiträge erfolgt durch das Herausgeberteam nach einem anonymisierten Begutachtungsverfahren (double-blind peer-review). Die Redaktionskommission sowie der wissenschaftliche Beirat des SAVk wirken an diesem Auswahl- und Begutachtungsverfahren mit.

## Instructions aux auteur-e-s

La revue scientifique Archives suisses des traditions populaires (ASTP) publie des travaux originaux (thèses scientifiques, débats, comptes rendus de recherche ou billets) sur des sujets du folklore et de la culture du quotidien, d'anthropologie culturelle, d'ethnographie régionale et des sciences de la culture ainsi que des critiques de parutions dans ces domaines. Les textes sont publiés en allemand, français, italien ou anglais et n'excèdent pas les 45 000 signes (espaces et abstracts inclus).

Les textes originaux sont à envoyer par mail à l'équipe éditoriale: Dr. Sabine Eggmann (sabine.eggmann@unibas.ch) et Ass.-Prof. PD Dr. Konrad J. Kuhn (konrad.kuhn@uibk.ac.at). Les comptes rendus de lecture sont à envoyer directement à la personne en charge des critiques, Dr. Meret Fehlmann (fehlmann@isek.uzh.ch).

Vous trouverez les instructions pour la mise en pages sous [www.volkskunde.ch/sgv/publikationen/zeitschriften/schweizerisches-archiv-fuer-volkskunde](http://www.volkskunde.ch/sgv/publikationen/zeitschriften/schweizerisches-archiv-fuer-volkskunde).

La sélection se fera par l'équipe éditoriale selon une évaluation anonyme (double évaluation anonyme par les pairs). Le comité de rédaction ainsi que le comité scientifique des ASTP participent à ce processus de sélection et d'évaluation.